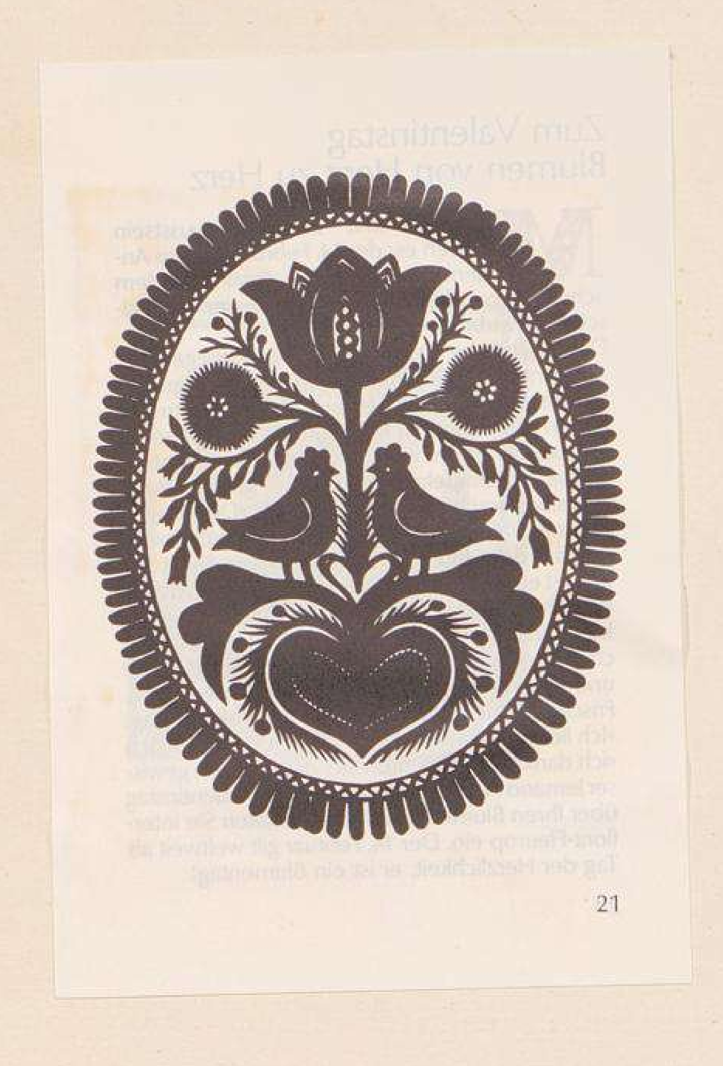
Im Kampfe gegen die Herero



Erich von Salzmann

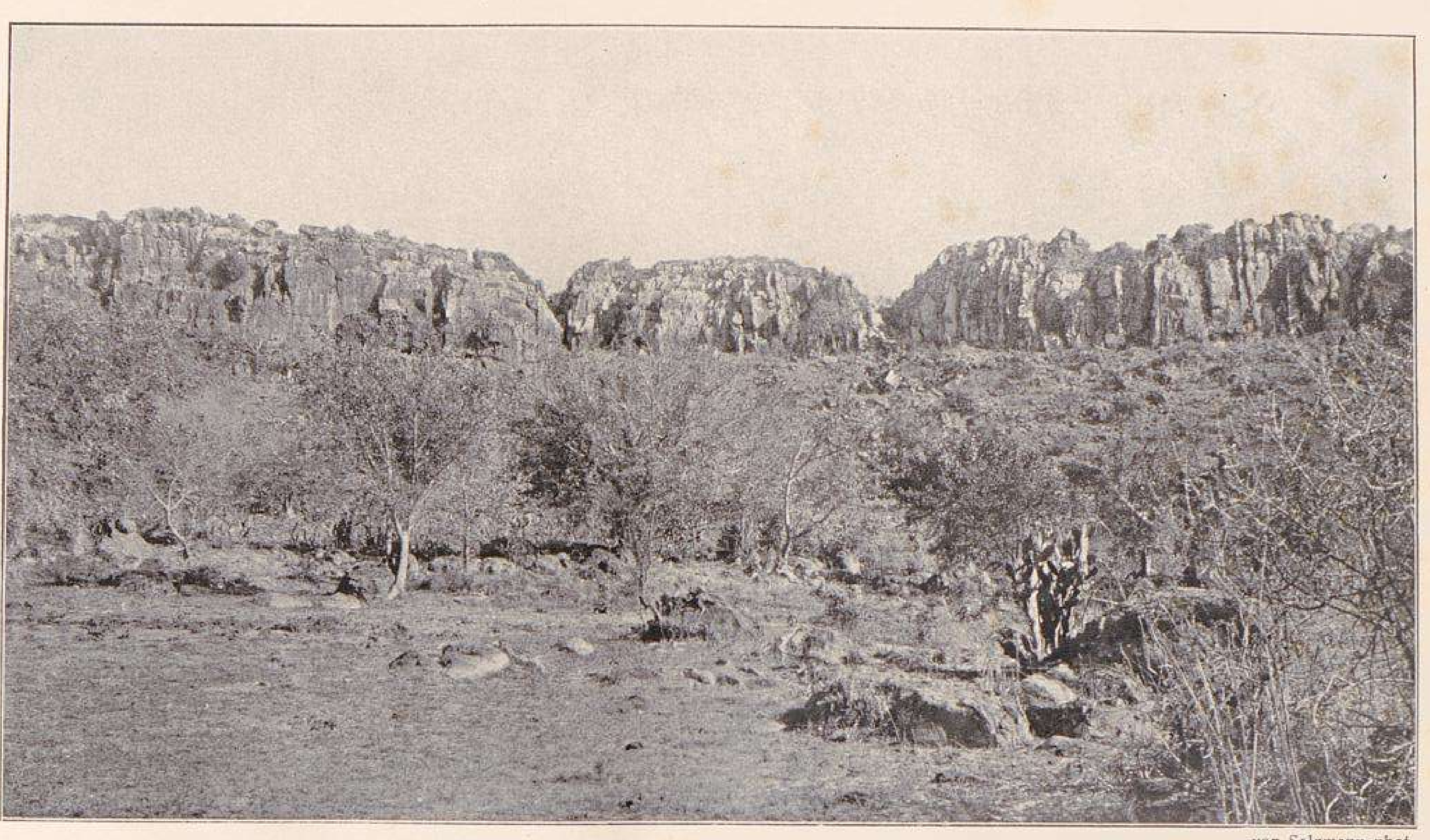
Verfasser von:
„Im Sattel durch Zentral-Asien"





ERICH von SALZMANN

IM KAMPFE GEGEN DIE HERERO



von Salzmann phot.

Der Waterberg.



von Salzmann phot.

Der Waterberg.

Im Kampfe gegen die Herero

von

Erich von Salzmann

Oberleutnant in der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika.

Mit 196 Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers, seiner Kameraden u. a. und 14 Originalzeichnungen von Anita Peters, Margarete Persson-Henning und O. Laemmerhirt.

Zweite Auflage.



· Berlin 1905 ·
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN).



Deutsche Buch- u. Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.

INHALT.

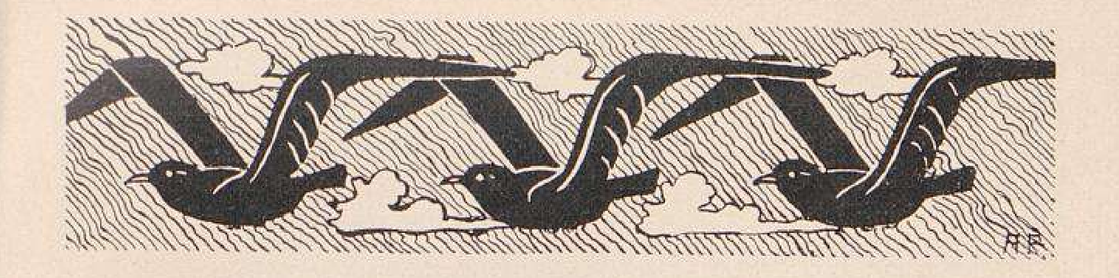


Mein lieber Peter!

Hiermit übersende ich Dir meinen neuesten Herzenserguß über meine afrikanischen Erinnerungen; wie oft habe ich beim Schreiben Deiner gedacht und Deiner treuen blauen Augen, die mich stets begleiteten. Leider aber nicht dahin, wohin meine Wünsche vorauseilten. Meine großen Pläne, von denen ich Dir so oft erzählte, sind ins Wasser gefallen. Eine tückische Kugel hat ihnen ein jähes Ziel gesetzt — Soldatenlos. — Mögen nun andere in den Caprivi-Zipfel, im äußersten Nordosten unserer Kolonie, ziehen. Mögen andere quer durch Südamerika, das Land Deiner Geburt, reiten. Traurige Wehmut beschleicht mich, wenn ich an all das denke, was ich vor hatte. Doch nicht wahr, das ist nicht Soldatenart, Du kennst mich besser. Kopf hoch, geradeaus gesehen, große Fahrt voraus und ran an den Feind. Das steht uns beiden besser. Es wird schon wieder werden. Leb' wohl, beurteile den Inhalt milde und sei recht herzlich gegrüßt

von Deinem

WIESBADEN, 1905. Erich.



Erstes Kapitel.

Von der Kriegsakademie zur Schutztruppe.

„Meine Herren, Seine Exzellenz lassen Ihnen sagen, diejenigen, die bereit sind, mit den Verstärkungstruppen nach Südwestafrika zu gehen, möchten sich unten im Geschäftszimmer einschreiben.“ Mit diesen Worten trat unser Hörsaalältester, Oberleutnant Fritschi, am 20. Januar 1904 in den Hörsaal 1a der Kriegsakademie und erregte damit einen allgemeinen Sturm unter den Zuhörern. Wie der Wind waren wir zur Tür heraus, den langen Korridor und die Treppen herunter und durch den Verbindungsgang nach dem Geschäftszimmer geeilt, um uns dort einzuschreiben. Ein kurzer Entschluß ist immer ein guter Entschluß. Ich persönlich hätte nie eine Sekunde gezaudert, mich zu melden, denn der Krieg mit seinen Aufregungen und Gefahren und seinen interessanten abwechslungsreichen Ereignissen ist nun einmal mein Element, nebenbei steckt mir die Reiselust im Blute, und man kann dann ohne eigene große Kosten noch ganz bequem ein Stück unserer großen Erde mehr kennen lernen, das Nützliche so mit dem Angenehmen verbindend. Wozu wäre ich schließlich auch Offizier geworden, wenn ich nicht einmal Gelegenheit haben sollte, das, was ich theoretisch jetzt gerade so schön lerne, in die Praxis umzusetzen.

Da unten im Geschäftszimmer lag eine Liste, in der man seinen Namen und wo man früher gestanden hatte, bezw. in welchen Formationen man am China-Feldzug teilgenommen hatte, eintragen sollte. Der Adjutant schien wohl von vornherein angenommen zu haben, daß sich besonders die alten Chinesen, d. h. diejenigen Offiziere, die an der Bekämpfung des Aufstandes in China im Jahre 1900 teilgenommen hatten, melden würden, und er hatte damit nicht ganz unrecht. Denn ich glaube, fast alle, die wir jetzt auf der Kriegsakademie saßen, meldeten sich von neuem, stets bereit,

Kopfleiste von Anita Peters.

für des Reiches Herrlichkeit ihr Schwert zu ziehen. Auch ich gehörte zu den „alten Chinesen", drei volle Jahre war ich damals von der Heimat fern gewesen, und hatte auf diese Weise ein ganz hübsches Stückchen Erde gesehen, notabene auch Teile, in die sich der gewöhnliche Globetrotter nicht so leicht verirrt. Nämlich heimkehrend, d. h. abgelöst von den Besatzungstruppen, schlug ich nicht den Seeweg ein, sondern wählte den im allgemeinen nicht üblichen Landweg quer durch Zentral-Asien, ich habe meine Erlebnisse während dieser schönsten Zeit meines Lebens in dem Buche „Im Sattel durch Zentral-Asien" niedergelegt. Das soll aber kein Wink mit dem Zaunpfahl für den Leser sein, es zu kaufen.

Mancher ahnte damals noch nicht, welche großen Unterschiede der Feldzug in China mit demjenigen, der uns jetzt bevorstand, haben würde. Die lange Liste war im Umsehen mit über 90 Namen bedeckt, von denen aber nur wenige das Glück hatten, späterhin in die Schutztruppe eingestellt zu werden. Ich sage „das Glück", denn wir Soldaten betrachteten es tatsächlich als eine Bevorzugung, trotz der enormen Strapazen, die uns bevorstanden, in diese Truppe versetzt zu werden.

Ich war einer der ersten auf der Liste, und da es mir Ernst war mit meinem Wunsch, versuchte ich noch am gleichen Tage einige ältere mir wohlgesinnte Offiziere in höheren Stellungen aufzusuchen, um so einige Fürsprecher zu erhalten. Meinen guten Eltern teilte ich auch sofort meinen Entschluß mit; mein Vater, der selbst Soldat war, sagte nur: „Na, ich habe es längst erwartet." Meine gute Mutter hatte nur eine stille Träne für ihren nun wahrscheinlich wieder für lange Zeit hinausziehenden Sohn. Als brave Soldatenfrau klagte sie nicht weiter, wie so manche andere wohl getan hätte, die den kaum zurückgekehrten Sohn wieder hinausziehen sah; ich war gerade ein halbes Jahr wieder in der Heimat. Am gleichen Tage noch ließ ich mich vom Arzt untersuchen, der mich für absolut gesund und tropendienstfähig erklärte. Am 22. Januar wurde ich zum Oberkommando der Schutztruppen, zum Oberstleutnant Ohnesorg bestellt, der mir eröffnete, daß ich vorläufig noch nicht verwendet werden könnte, da alle Stellen bereits besetzt wären. Er stellte mir aber in Aussicht, bei den sicher in der nächsten Zeit hinausgehenden Verstärkungstransporten noch Verwendung zu finden.

Es folgten nun längere Wochen des Wartens, in denen man wenig aus der Kolonie hörte und schon glaubte, daß der Aufstand niedergeschlagen sei. Meine Eltern fuhren zu ihrer Erholung nach Italien ab. Leider sollte meinem Vater dieser Aufenthalt zum Verhängnis werden; ich sah ihn nicht mehr wieder.

Es war am 13. März, als ich spät abends in meine Wohnung in Charlottenburg zurückkehrte. Auf meinem Nachttisch, auf den mein Bursche stets die Postsachen hinlegte, lag ein Telegramm:



H. Noack phot.

Offiziere der mit „Entre Rios" und „Markgraf" nach Südwest-Afrika gehenden Feldartillerie.
1. Leutnant Freiherr v. Watter. 2. Oberarzt Dr. Werner. 3. Leutnant Püschel. 4. Oberleutnant v. Müller.
5. Hauptmann Stahl. 6. Leutnant v. Winterfeld. 7. Oberleutnant v. Madai. 8. St.-A. Dr. Eggel. 9. Hauptmann Rembe.
10. Der Verfasser. 11. Leutnant v. Bötticher.† 12. Leutnant Lehmann.

„Sie haben sofort hierher zu melden, ob Sie noch gesund und tropendienstfähig und bereit sind, nach Südwestafrika zu gehen.

Regiment 54.“

Das war eine Überraschung! Sie kam mir gänzlich unerwartet, denn meine Hoffnung, noch nach der Kolonie zu kommen, war ziemlich gesunken. Also endlich sollte mein Herzenswunsch in Erfüllung gehen! Ich stürzte sofort wieder die Treppe hinunter nach dem nahen Telegraphenamt, um dem Regiment zurück zu depeschieren, daß ich zu allem bereit sei.

Leider kamen in diesen Tagen schon ungünstige Nachrichten über das Befinden meines Vaters aus Italien. Er hatte sich zuerst stark erkältet, später stellte sich ein typhöser Scharlach heraus. Diese für mich recht betrübenden Nachrichten dämpften meine Freude recht erheblich.

Am 15. März stiegen wir Hospitanten der Kriegsakademie in das Examen, das wir, wie bekanntlich alle Hospitanten, mit dem zum nächsten ersten Oktober einzuberufenden Jahrgang zusammen nachzumachen hatten. Dieses Examen ist stets das Schreckgespenst aller Hospitanten. Denn so ein unglücklicher Hospitant kommt erstens unvorbereitet zur Akademie, es ist dies überhaupt die Bedingung, unter der man als Hospitant aufgenommen wird, da man, wie es ja bei mir zutraf, keine Zeit zur Vorbereitung gehabt hat. Die offizielle Vorbereitungszeit beträgt ein halbes Jahr und umfaßt fast alle Gebiete des militärischen Wissens und Geographie, Geschichte und Französisch. Ich hatte die Erlaubnis, als Hospitant die Kriegsakademie zu beziehen eben infolge der vorher erwähnten Durchquerung Zentral-Asiens im Sattel erhalten. Nun kommt zweitens hinzu, der Hospitant muß alles das, was die anderen schon an Wissen mitbringen, erst während der Zeit auf der Kriegsakademie selbst nachlernen, um überhaupt nur einigermaßen dem Vortrag folgen und die etwa notwendig werdenden Arbeiten anfertigen zu können. Drittens muß er noch während dieser ganzen Zeit sich auf das Examen vorbereiten, das speziell in Geschichte und Geographie ganz abgegrenzte Gebiete umfaßt, in die man sich außerordentlich gründlich hineinarbeiten muß, um das doch immerhin recht schwierige Konkurrenzexamen zu bestehen. Denn man hat nicht etwa mit einer bestimmten Anzahl von Points das Examen bestanden, wie wohl im allgemeinen angenommen werden könnte, nein, von sämtlichen Examinanden kommen nur die 120 besten heran, und es ist ein erfreuliches Zeichen für den Fortschritt des Strebens in unseren Offizierkorps, daß die untere Pointszahl des letzten Einberufenen fortwährend gestiegen ist. Im allgemeinen ist daher vor dem Examen die Redensart, man fühle sich „dumm wie ein Hospitant“ nicht ganz unberechtigt, und ich rate allen denen, die es werden wollen, lieber ihr Glück auf dem gewöhnlichen Wege zu ver-

suchen. Es ist nichts deprimierender, als wenn so ein Unglücks-Hospitant durchfällt, d. h. nicht zum zweiten Jahrgang einberufen wird.

Da ich sicher zur Schutztruppe einberufen wurde, wozu die Bestätigung am 17. März eintraf, indem mir das Generalkommando meines Armeekorps depeschierte, daß ich mit dem 28. März des Jahres bei der Schutztruppe eingestellt sei, hätte ich es eigentlich gar nicht mehr notwendig gehabt, das Examen mitzumachen. Aber ich fühlte mich ziemlich sicher und hoffte ganz bestimmt zu bestehen und mir dadurch auch für späterhin nach meiner Rückkehr aus Afrika noch die Möglichkeit offen zu halten, jederzeit auf die hohe Schule des militärischen Wissens von neuem zu ziehen. Schließlich ist doch der Blick eines jeden jungen Offiziers auf dieses nur von so wenigen erreichte Ziel gerichtet, denn ohne Kriegsakademie kein Generalstab, und ohne Generalstab wohl kaum noch die Möglichkeit, einen höheren Posten zu erreichen.

Während des Examens, das fünf volle Tage dauerte, kamen immer trübere Nachrichten über das Befinden meines guten Vaters, so daß meine Aufmerksamkeit eine geteilte war, meine Gedanken viel abschweiften und ich dadurch vielleicht schlechter gearbeitet habe, als ich es wohl sonst im allgemeinen getan hätte. Aber im großen und ganzen hatte ich doch das Gefühl, ganz leidlich abgeschnitten zu haben.

Am 19. abends, nach Schluß des Examens, gaben wir Hospitanten, von denen lange nicht alle die zweite Lehrstufe erreichen sollten, unserem Privat-Taktik-Lehrer, Oberleutnant v. d. Bergh, ein kleines Diner im Hotel Monopol. Ich hätte nicht daran teilgenommen, wenn ich nicht kurz vorher etwas bessere telegraphische Nachricht über das Befinden meines Vaters erhalten hätte.

Am 21. wanderte ich überall herum, um meine Equipierung zusammenzustellen. An der Hand der während des China-Feldzuges und besonders auf meinem Ritt durch Zentral-Asien gemachten Erfahrungen ging das diesmal sehr viel glatter. Ich wußte ganz genau, was ich brauchen würde, besonders war ich mir darüber klar, daß es besser ist, etwas reichlicher vorzusorgen und das zuviel Mitgenommene bei längerer Abwesenheit auf Expeditionen ruhig an der Küste oder am Ausgangsort der Expedition stehen zu lassen, als sich wie ein richtiger Feldzugssoldat von vornherein auf das Notwendigste zu beschränken. Letzteres ist ja sehr schön und auch für den eigenen Geldbeutel sehr viel ersprießlicher. Aber wenn man dann von einer solchen Expedition, wie sie uns dort unten sicher erwarteten, ziemlich abgerissen zurückkommt, ist es doch sehr angenehm, alles schon vorzufinden und nicht erst nach der Heimat schreiben, oder für teures Geld am Ort kaufen zu müssen. Was es heißt, ohne jeden Komfort und nur mit dem allergeringsten Gepäck lange Strecken durch wüste Länder womöglich in Eilmärschen zu ziehen, weiß ich selbst aus eigener Erfahrung

am allerbesten. Man muß eben stets zwischen solch einer überseeischen Expedition und einem Krieg zu Hause einen Unterschied zu machen wissen, was vielen nicht gelingt. Und ich glaube nicht, daß man sich besonders verwöhnt, wenn man etwas reichlicher vorsorgt. — So dachte ich früher. Jetzt, wo ich zurück bin und wiederum die Erfahrung für mich habe, also vom Rathause komme, würde ich nicht die Hälfte mehr von demjenigen mitnehmen, was ich damals mitgeschleppt habe. Ja, mein Gott, was sind Erfahrungen? In Afrika kommt es eigentlich stets anders, wie man denkt.

Für mich begann nun die Zeit der Abschiedsbesuche und Meldungen. Am 21. sagte ich auf der Kriegsakademie dem Direktor und den Lehrern Lebewohl, um noch viele liebenswürdige Worte mit auf den Weg zu bekommen. Jeder von meinen Vorgesetzten freute sich, daß mir ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen war.

Am 22. war ich in Frankfurt bei meinem Regiment, um mich dort zu empfehlen. Bei meiner Rückkehr fand ich leider wieder sehr ungünstige Nachrichten über meinen Vater vor, denen am nächsten Tage die mich tief betrübende Nachricht von seinem Tode folgte. Ich konnte nicht einmal mehr nach Italien, um ihm das letzte Geleit zum Grabe zu geben. Es waren recht, recht traurige Tage für mich. Mein Bruder und andere Verwandte fuhren nach der Riviera, um dort meine gute Mutter zu trösten und die nötigen Anordnungen zu treffen. Ich konnte unmöglich weg, da mein Transport sehr bald abging, ich meine Wohnung einpacken mußte und noch sämtliche dienstliche Meldungen zu erledigen hatte.

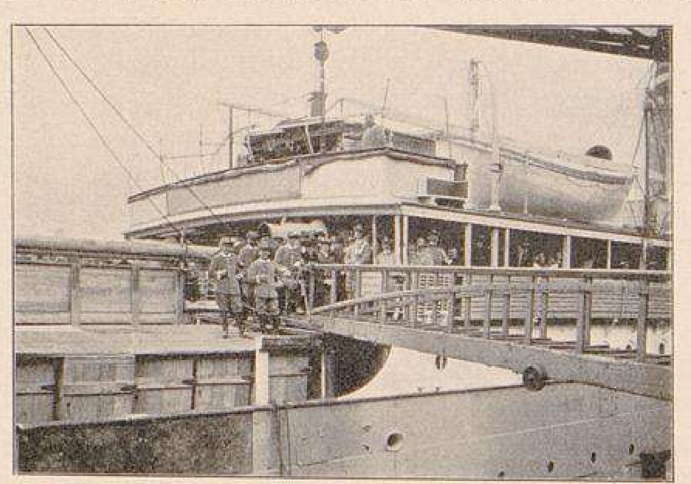
Am 28. März hatten wir uns beim Oberkommando zu melden, wo wir erfuhren, welcher Batterie wir zugeteilt waren. Ich kam zur Batterie Stahl, der ersten, späterhin fünften Feldbatterie. Ebenso hörten wir auch, mit welchem Dampfer wir fahren würden, es war der „Entre Rios“ der Hamburg—Südamerikanischen Dampfschiffsgesellschaft. Am 28. März erledigten wir noch die übrigen Meldungen und Formalitäten und erhielten Gehalt und Einkleidungsgelder ausgezahlt. Am Tage darauf trat die Truppe zusammen, um bei der Firma von Tippelskirch in die ebenso praktischen wie geschmackvollen Uniformen der Schutztruppe eingekleidet zu werden. Was war das für ein Unterschied gegen dieselbe Tätigkeit seinerzeit beim ostasiatischen Expeditionskorps! Für jeden Mann waren nach Nummern geordnet alle zur Ausrüstung gehörenden Stücke hübsch aufgebaut. Der Einzelne trat zu seiner Nummer, es wurde noch einmal alles verlesen, damit auch jeder in richtigen Besitz der verschiedenen Stücke kam. Es war alles da. Dann ging's ans Umziehen, und innerhalb weniger Stunden standen die beiden Batterien abmarschfertig da, zur Freude der Berliner, die sich bereits in hellen Scharen auf der Potsdamer Straße gesammelt hatten, um das ungewohnte Schauspiel zu genießen. Jeder Mann erhielt zur Aufbewahrung derjenigen Sachen, die er nicht direkt bei sich führte,

einen wasserdicht abschließbaren Blechkoffer zugewiesen, eine Einrichtung, die ich den Kleidersäcken unbedingt vorziehe, da der Koffer viel stand-



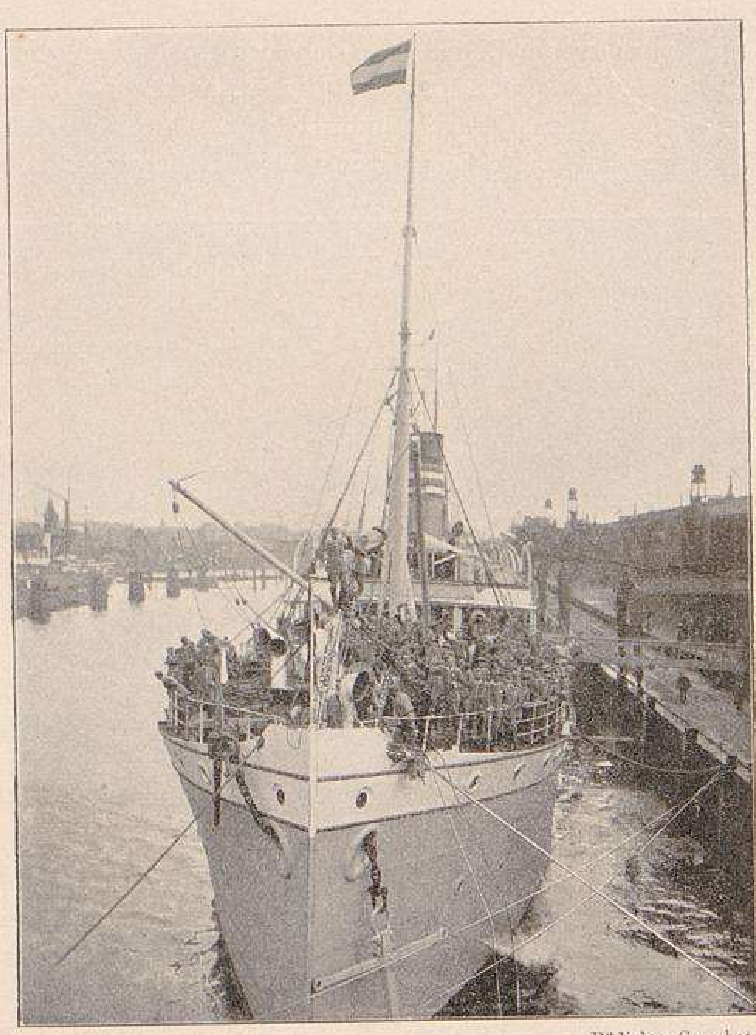
Bödicker Co. phot.
An Bord des „Entre Rios" vor der Abfahrt in Hamburg.

hafter ist. Selbstverständlich ist es etwas ganz anderes, einige hundert Mann einzukleiden, als binnen kürzester Zeit viele Tausende für einen Feldzug in gänzlich unbekanntem Klima auszurüsten, wie damals im Jahre 1900. Hier handelt man nach jahrzehntelang gesammelten Erfahrungen, dort stand man vor etwas gänzlich Neuem. Daß sich übrigens wirklich praktische Uniformen mit hübschem Aussehen vereinigen lassen, sieht man an den Corduniformen der Schutztruppe; allerdings mögen die Stoffe infolge ihres erheblich höheren Preises für größere Truppenkörper unbrauchbar sein.



Bödicker Co. phot.
Dampfer „Markgraf" mit der sechsten Feldbatterie an Bord vor der Abfahrt in Hamburg.

Während nun die Mannschaften zum Essen nach dem städtischen Ordonnanzhause abrückten, fuhren die Offiziere nach dem Schloß Bellevue, um dort Ihrer Majestät der Kaiserin vorgestellt zu werden. Dieser Vorstellung wohnte Generaloberst von Hahnke und der Stadtkommandant General von Höpfner bei. Die Kaiserin unterhielt sich aufs gnädigste nacheinander mit jedem einzelnen der Offiziere. Als Andenken an diese denkwürdige Stunde erhielt jeder der Offiziere später ein Bild der kaiserlichen Kinder mit der eigenhändigen Unterschrift Ihrer Majestät. Um 7 Uhr sammelten sich die Batterien im Ordonnanzhause, um pünktlich um 7¾ Uhr unter Vorantritt der Musik des ersten Garde-Feld-Artillerie-Regiments durch die Königstraße, über die Linden, am Reichstage vorbei nach dem Lehrter Bahnhofe zu marschieren. Durch eine dichte Mauer von Menschen ging es entlang, aus allen Fenstern wehten weiße Tücher, und von allen Seiten rief man uns „Glückliche Reise!“ und „Kommt gesund wieder!“ zu. Der Himmel sandte leichte Regenschauer nieder, zum Abschiednehmen just das rechte Wetter. Auf dem scharf abgesperrten Bahnhofe hatten sich noch eine Menge Offiziere und mit Einlaßkarten versehene Bekannte und Verwandte eingefunden. Auch mancher Schatz gab dem Liebsten das letzte

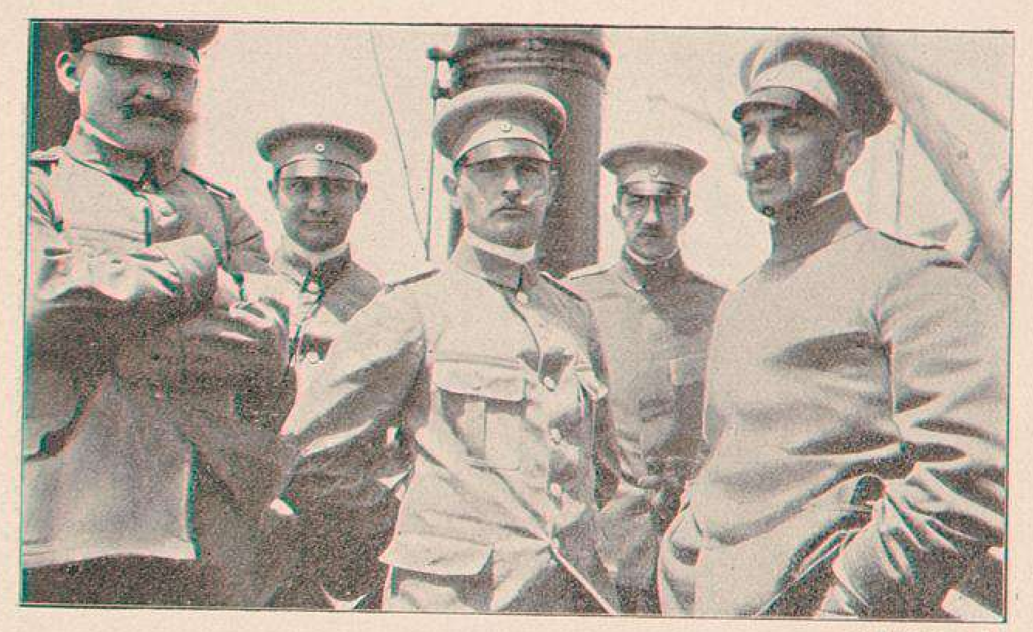


Bödicker Co. phot.

Dampfer „Markgraf“ vor der Abfahrt.

Geleite — denn treu ist die Soldatenliebe. Die Musik spielte: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus", und pünktlich um 9 Uhr 45 Minuten dampfte der Zug nach Hamburg ab unter dem donnernden Hurra der Zurückbleibenden. Unterwegs wünschten uns die Kameraden vom Feldartillerie-Regiment No. 39, die den langen Weg von Perleberg nach Wittenberge nicht gescheut hatten, Lebewohl. Gegen $5^1/_2$ Uhr morgens waren wir in Hamburg am Petersenkai, an dem schon die beiden Transportdampfer „Entre Rios" und „Markgraf" bereit lagen.

Die letzten Tage hindurch war schwer gearbeitet worden, um besonders die innere Einrichtung für die Pferdestände fertig zu stellen, aber

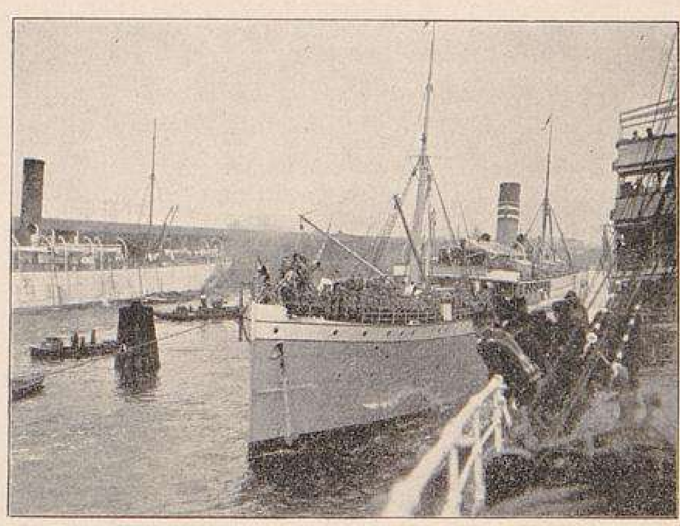


von Salzmann phot.

Veterinär Dorner. Lt. Lehmann. Hptm. Stahl. Lt. v. Massow. Oberlt. v. Madai.

alles war glücklich beendet, unsere vorausgesandten Quartiermacher hatten die Kabinen und Mannschaftsräume verteilt, und für uns vollzog sich die Übersiedelung aus der Eisenbahn in den Dampfer so glatt, als ob man nur aus einem Zug in den andern stiege. Unsere Leute wurden untergebracht oder ihnen vielmehr nur die Plätze zum Ablegen der Ausrüstungen angewiesen, dann ging's gleich wieder zurück auf den Pier, denn schon kamen die ersten Pferde an, um verladen zu werden. Zuerst Kavalleriepferde aller möglichen Regimenter. Eins nach dem andern verschwand teils auf Rampen, teils mit dem Pferdekran im Innern des Schiffes, um dort in Ständen eingestellt zu werden. Jedes Pferd ist von dem andern durch ein Brett getrennt, die Stände sind vorn mit einer Barriere geschlossen. Die Pferde können sich während der Fahrt nicht legen; um ein Hinfallen der

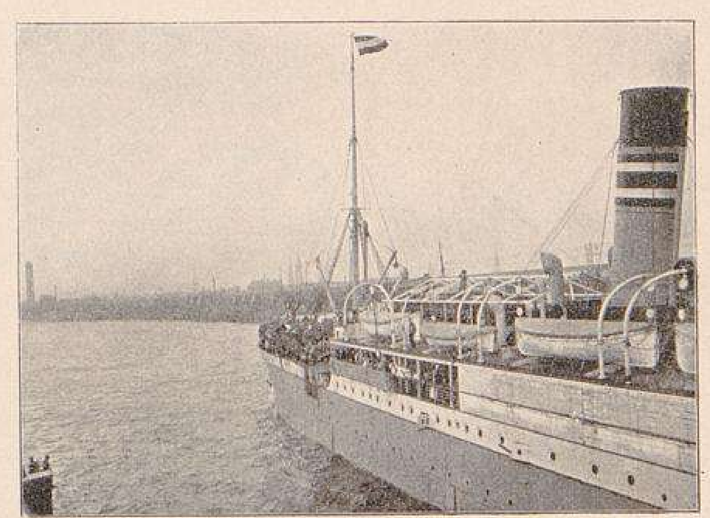
Tiere bei hohem Seegange zu verhindern, ist an jedem Stand eine Vorrichtung angebracht, um das Tier mit Hilfe eines halbmeterbreiten Gurtes aufzuhängen. Nach den verschiedenen Stockwerken führt eine Wasserleitung, die ein ausgiebiges Tränken ermöglicht. Ventilatoren sorgen für frische Luft, in der heißen Zone werden dann noch die Pforten und Luken geöffnet und Windsäcke angebracht. Die großen viereckigen Luken bleiben natürlich unbedeckt, um frischer Luft den Eintritt zu ermöglichen, denn vielleicht ist die Hitze und die damit verbundene schlechte Luft von größerem Nachteil als hoher Seegang, abgesehen natürlich von schwerem Sturm.



Bödicker Co. phot.

Abfahrt von Hamburg.

Nach knappen sechs Stunden waren die 1200 Pferde verladen, und die Dampfer hätten beide sofort in See gehen können. Die Schnelligkeit und Präzision, mit der die ganze Verladung dank den Vorbereitungen des Oberkommandos der Schutztruppen und der Woermann-Linie vor sich ging, war staunenerregend und erfüllt uns für künftige ähnliche Fälle mit einem gewissen Gefühl der Sicherheit und Ruhe. Zugleich können wir nur stolz darauf sein, daß wir nun auch auf diesem militärischen Gebiete getrost mit jeder anderen Macht der Welt in Wettstreit treten dürfen. Einen sehr guten Eindruck machten übrigens die kleinen schnittigen masurischen Pferdchen, die sich sicherlich den unge-



Bödicker Co. phot.

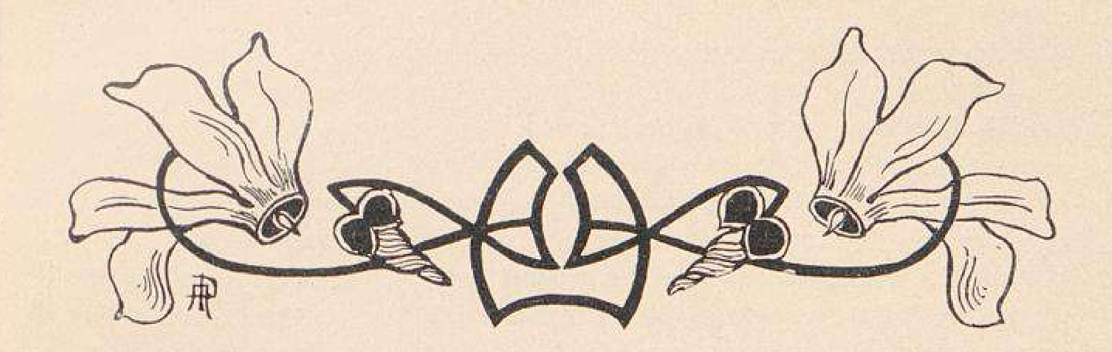
Abfahrt von Hamburg.

wohnten Verhältnissen in Afrika schnell anpassen werden. Das scheint ein zäher Pferdeschlag zu sein. Im allgemeinen gingen alle Pferde glatt hinein, ein auch nur nennenswerter Unfall passierte nicht.

Auf dem „Kronprinz" gab's ein solennes Frühstück, dann dampfte um 2 Uhr programmäßig der „Markgraf" ab. Der kommandierende General von Bock und Polach verabschiedete sich darauf in einer kurzen Ansprache von uns, ebenso nahm Oberstleutnant Ohnesorg vom Oberkommando der Schutztruppen Abschied von der Batterie, der Transportführer brachte drei Hurras auf den Allerhöchsten Kriegsherrn aus, die Musik spielte noch einige Stücke, dann war die Abschiedsfeierlichkeit beendigt, und wir konnten uns noch etwas Hamburg ansehen, da der „Entre Rios" erst um 2 Uhr nachts fällig war. Ein Diner beim allbekannten Pfordte beschloß den Tag, und um Punkt 10 Uhr dampfte die Pinaß mit uns vom Katharinenstege nach dem Dampfer. Der Landungssteg wurde eingezogen, und um 2 Uhr morgens fuhren wir vom Kai ab, geschleppt von einem kleinen Dampfer, um dann noch einige Stunden bei Krautsand zur Übernahme der Munition liegen zu bleiben. Ganz still zogen wir hinaus. Damals, als wir nach China gingen, pflückte man bei einem lärmenden Abschiede die Siegeslorbeeren schon vorher. Möge uns dieser stille Abschied eine gute Vorbedeutung sein, und möge es uns Artilleristen endlich einmal vergönnt werden, auch mit unseren Kanonen dem Feinde zu zeigen, was wir im Frieden gelernt haben!



Schlußvignette von Anita Peters.



Zweites Kapitel.

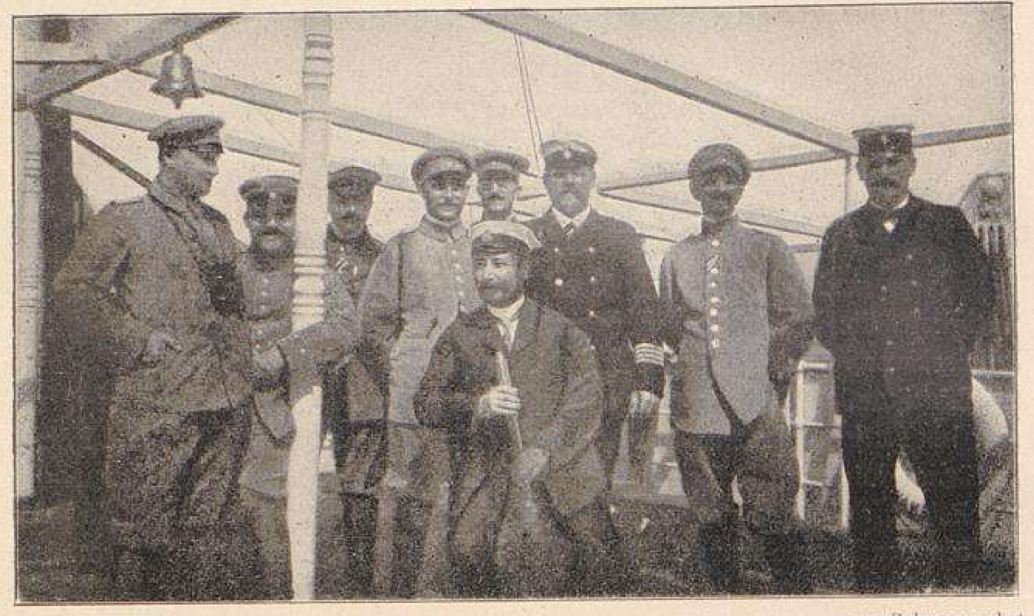
Hamburg—Swakopmund.

Nun sind wir bald in Teneriffa. An Bord herrscht stets emsigste Tätigkeit, die besonders für unsere Leute sehr gut ist, da es bekanntlich sehr schwer hält, die Mannschaften an Bord eines Transportschiffes so zu beschäftigen, daß sie genügende Bewegung haben. Die Pferde, von denen vier bis fünf auf jeden einzelnen Mann kommen, beanspruchen viel Pflege. Natürlich können die Tiere nicht so abgewartet werden wie zu Hause, mit Rücksicht auf die Engigkeit des Raumes, die es mit sich bringt, daß das Führen der Pferde nur in beschränktem Maße erfolgen kann. Trotzdem haben wir noch kein krankes Tier an Bord, was wohl zum größten Teile den praktischen Anordnungen eines unserer Offiziere zu danken ist, der schon den „Alesia"-Transport von China nach Hause mitgemacht hat. Man sieht ihn den ganzen Tag treppauf treppab klettern und mit besorgter Miene jeden einzelnen seiner Lieblinge beobachten. Kaum daß er sich Zeit für die einzelnen, übrigens „erstklassig" zubereiteten Mahlzeiten gönnt. Die auf dem obersten Deck stehenden Masuren hatten sich anfänglich einen kleinen Schnupfen geholt, was zu erwarten war und belanglos ist. Unser Schiff, 1902 in England gebaut, läuft so schön ruhig und schlingert und rollt auch bei bewegter See so wenig, daß selbst der gefürchtete Kanal und die Biskayabucht mit ihrer Dünung verhältnismäßig wenige Opfer der Seekrankheit gefordert haben. Jetzt sind wir schon seegewohnt wie die ältesten Seebären, jeder fühlt sich dank der vortrefflichen Verpflegung sehr wohl und bemüht sich, möglichst viel Fett auf Vorrat anzusetzen, denn nach der Ausschiffung in Swakopmund wird es wohl mit den Fleischtöpfen Ägyptens

---

Kopfleiste von Anita Peters.

zu Ende sein. Mit Spannung sehen wir den neuesten Nachrichten aus der Heimat und von den verschiedenen Kriegsschauplätzen der Welt entgegen, Samuel Maherero ein möglichst langes Leben wünschend, damit wir auch noch etwas mit ihm zu tun bekommen. Dank der angenehmen Gesellschaft, die uns bei den Klängen des Grammophons zu jeder Mahlzeit in der kleinen, aber gemütlichen Messe vereinigt, verfliegt die Zeit schnell. Wir sind zusammen „auf die ganze Welt geeicht". Unser Kapitän und die an der Messe teilnehmenden Schiffsoffiziere kennen Amerika in allen seinen Teilen. Unser Hauptmann ist in Nordafrika gereist, unser Stabsarzt



von Salzmann phot.

An Bord des „Entre Rios".

war lange Jahre in Ostafrika, und unser Oberleutnant ist ein alter bekannter Kameruner, während unser Pferdeverständiger und ich alte Chinesen sind und Asien kennen. Eine wirklich interessante Gesellschaft ist da zusammengeschneit, und die Erzählungen von Reise-, Kriegs- und Jagdabenteuern reißen nicht ab. Natürlich läuft so manche nette Schnurre unter — wer sollte das auch einem vielgereisten Manne übelnehmen, wenn er es bei der Elefanten-, Rhinozeros- oder Antilopenstrecke mit der Anzahl nicht so genau nimmt! Auf eine kleine Handvoll kommt's ja dabei nicht an. Halma und eine sehr fidele Skatpartie, die einen sogenannten Räuberskat spielt, sorgen für Abwechslung und tragen zur Belustigung der anderen bei. Kurzum, es ist ganz gemütlich an Bord.

Als wir am 7. April früh noch zu nachtschlafender Zeit aufstanden, lag zur Rechten oder vielmehr steuerbords vor uns die Felsenmasse von

Teneriffa. Also endlich Land! Unser Grammophon, das uns so manche heitere Stunde verschafft hat, gibt nur noch schmerzlich klagende Töne von sich, es hat bereits genug von der Seefahrt, obwohl diese gerade jetzt anfängt hübsch zu werden. Wir wollten eigentlich den schönen Hafen mit einem ebenso schönen Marsch begrüßen, und nun ist es nichts mehr damit. Immer näher kamen wir den felsigen Bergen, an denen wir schließlich in der Richtung auf Santa Cruz entlang fuhren. Der noch leicht mit Schnee bedeckte berühmte Pik war zuweilen zwischen einer schwarzen Wolken-

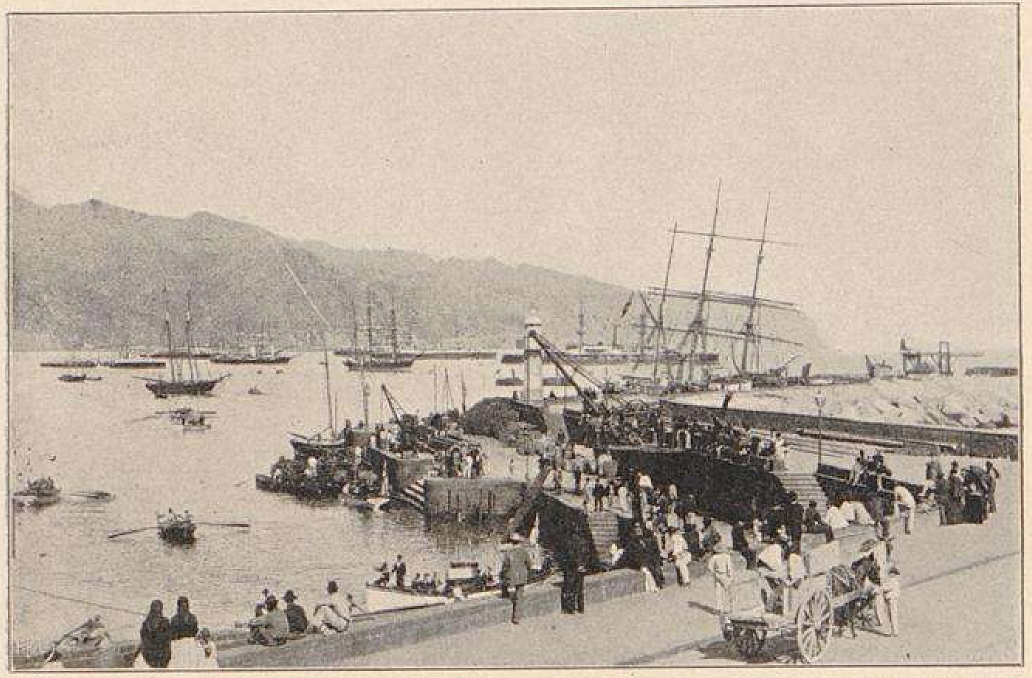


St. A. Dr. Eggel phot.

Teneriffa.

wand über ihm und weißen, ihn zum größten Teil bedeckenden Nebelgebilden sichtbar, verschwand jedoch bald ganz. Dafür bietet sich die Stadt mit ihren weißen Mauern und grünen Bäumen dazwischen unseren Blicken dar. Um sieben Uhr liegen wir vor Anker auf der Reede, die anderen, übrigens meist deutschen Schiffe begrüßen uns mit ihren Dampfpfeifen. Der aus Südamerika heimkehrende „Edfu" hat die Quarantäneflagge aufgehißt, er kommt wohl aus einem verseuchten Hafen. Vor uns liegt ein wundervolles Panorama; die Stadt wird im Hintergrunde von grünen Bergen überragt, über die viele einzelne Häuschen verstreut liegen. Jedes Fleckchen Erde ist zum Anbau geschickt ausgenutzt, meist sind es Tomaten, Mais und Wein. Wir mußten ziemlich lange warten, ehe der Agent der Dampferlinie, der uns wahrscheinlich noch nicht so früh erwartet hatte,

und die Sanitätsbeamten an Bord kamen. Viel früher hatten uns als willkommenes Beuteobjekt die Händler entdeckt, die sich in ihren kleinen Booten wie hungrige Wölfe auf uns stürzten, um uns ihren Schund für teures Geld aufzuhängen. Zigarren, Ansichtskarten, Früchte und Wein sind ihre Haupthandelsartikel; besonders der Wein ist ein abscheuliches Zeug, das zwar sehr gut schmeckt, aber stark ins Blut geht. Unseren Leuten war es daher verboten, solchen Wein zu kaufen. Nur mit Mühe konnte der Posten am Fallreep den Ansturm der Händler zurückhalten, von allen Seiten enterten sie wie Seeräuber auf, und nur mit Hilfe des Wasserschlauches gelang es, sie zurückzutreiben. Kleine Jungen tauchten nach



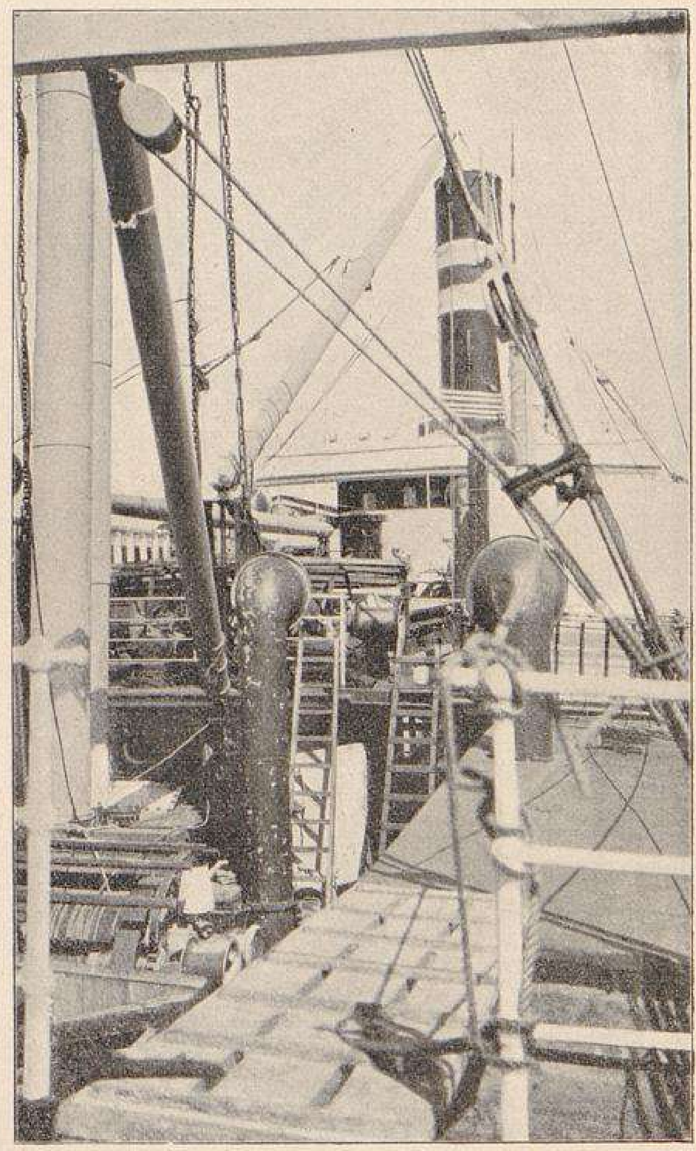
Aus: Klose, Togo.

Hafen von Santa Cruz auf Teneriffa.

Geldstücken, jedoch war diese Tätigkeit anscheinend nicht sehr ertragreich, denn schimpfend zogen sie bald wieder ab. Übrigens unterschieden sie schon beim Fallen des Geldstückes, ob man ihnen Kupfer, Nickel oder Silber ins Meer warf, nach Kupfer tauchten sie erst gar nicht. Nun kamen endlich auch Sanitätsbeamte und der Agent an Bord. Unser Kranker wurde besichtigt; leider machte sein Leiden (Lungenentzündung) die Ausschiffung notwendig. Er wurde später an Land geschafft und kam im Hospital unter. Hoffentlich bringt ihm das milde Klima Teneriffas bald die Genesung.

Wir hatten nur wenige Stunden Zeit, in der frisches Wasser übergenommen werden sollte. Mit Ausnahme des diensthabenden Offiziers fuhren

wir an Land, um uns die Stadt schnell anzusehen; unterdessen entwickelte sich an Bord zwischen den Händlern und unseren Leuten ein lebhaftes Tauschgeschäft. Am Kai angelangt, nahmen wir uns einen Führer, der etwas Englisch radebrechte, und ließen uns umherführen. Kathedrale, Fruchtmarkt und Stierkampfarena waren das Sehenswerteste. Viel Leben war im übrigen nicht in dem Städtchen. Einige im großen Stil angelegte Hotels und von Zeit zu Zeit ein schwindsüchtiger Nordländer erinnerten daran, daß man hier im milden Klima Heilung gegen die Schwindsucht findet. Militärpatrouillen durchstreifen die Straßen, die ziemlich sauber sind und überall deutliche Bezeichnungen tragen. Die Soldaten sehen nicht schlecht aus. Bei einem alten Fort mit Kaserne am Hafen war gerade Besichtigung, die der spanische General abnahm. Die Armierung des Forts bestand aus uralten schweren Vorderladern, die aber sehr schön grün patiniert waren. In einem Lokal am Markte versuchten wir den einheimischen Wein und erledigten die bei den meisten ziemlich ansehnlichen Verpflichtungen in Ansichtskarten nach der Heimat. In allen Auslagen der verschiedensten Läden konnte man die Karten sehen, ein Zeichen, wie weit verbreitet die Postkartensammelwut ist.



von Salzmann phot.

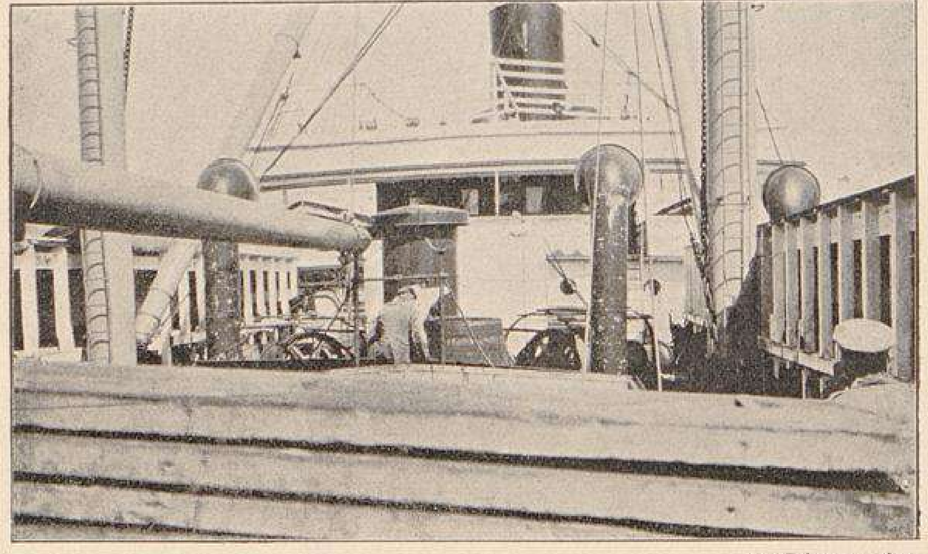
„Entre Rios".

Um 11 Uhr führte uns die Pinaß an Bord zurück. Der Mann am Steuer schien sein Geschäft schlecht zu verstehen, denn ein paarmal nahmen wir derartig Wasser über, daß wir völlig durchnäßt an Bord anlangten, was unserer guten Laune jedoch keinerlei Abbruch tat. Wer aber leider nicht um 11 Uhr in See gehen konnte, war unser Dampfer, denn der Verwalter mit seinem Proviant und besonders dem Schlachtvieh fehlte. Für uns ist jede Minute, die wir verlieren, von Wichtigkeit, denn begreiflicherweise sehnt man sich mit Ungeduld nach militärischer Tätigkeit am Lande und befürchtet, daß uns die schon drüben weilenden Kameraden alle Lorbeeren vorher wegschnappen. Dann kommt der Ehrgeiz zutage: Werden wir den zwölf Stunden vor uns abgegangenen Dampfer „Markgraf“ mit der anderen Batterie an Bord überholen? Jedoch unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Man



von Salzmann phot.

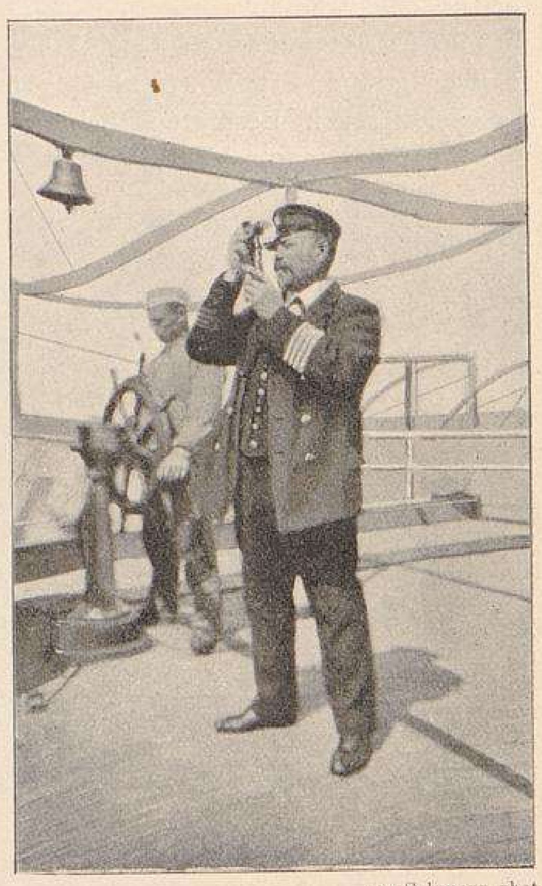
Oberleutnant v. Madai.



von Salzmann phot

„Entre Rios“.

hatte aus Hamburg zu spät an den Agenten depeschiert; das Telegramm war erst am 7. morgens angelangt, das Schlachtvieh mußte erst aus den Bergen geholt werden und war eben noch nicht da. Endlich um $1^1/_2$ Uhr wurde die Barkasse mit dem Leichter am Schlepptau gesichtet, und kaum waren sie längsseit, so war auch schon die erste Kuh, die ein unendlich dummes Gesicht über die ungewohnte Luftreise machte, mit Hilfe des Gurtes an Bord geheißt. Bald folgte die zweite; unsere Leute hatten schon in der Luft das strotzende Euter entdeckt, und sie war kaum auf ihrem Platz angelangt, als ihr auch schon unter allgemeinem Jubel von kundiger Hand die Milch abgemolken wurde. Im übrigen bestanden die Unglückstiere aus Haut und Knochen. Hühner, Tauben usw. waren schon in den verschiedenen Kästen untergebracht, und kaum war die letzte Kuh an Bord, als wir auch schon den Anker gelichtet hatten und losfuhren. Zur Feier des Tages gab's in der Messe Märzenbier vom Faß. Am Abende ließ außerdem das vom geschickten zweiten Maschinisten in Ordnung gebrachte Grammophon wieder seine lustigen Weisen ertönen, und bald war alles wieder in gewohntem Gange.



von Salzmann phot.

Kapitän Meyer
vom „Entre Rios" nimmt die Sonnenhöhe.

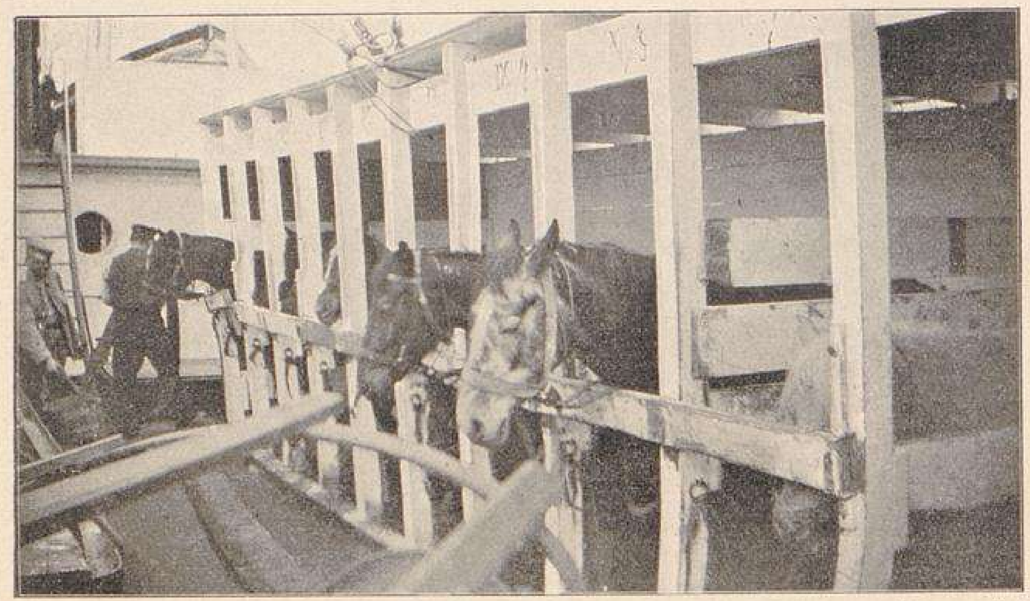
Ein Tag verging wie der andere. Es kam kaum eine kleine Abwechselung in das Bordleben. Unsere Leute sind alle derartig durch die Pferdepflege in Anspruch genommen, daß von anderem Dienste wenig die Rede sein kann. „Und das bekommt mich dann so gut und tut gar nicht weh!", wie unser Kapitän sehr richtig dazu bemerkt. Die Gesichter haben sich gerundet, bei manchen (ich will nicht indiskret sein und Namen nennen) zeigt sich schon ein kleines Bäuchlein. Der Dampfschiffs-Gesellschaft wird beim Essen immer noch nichts geschenkt, dank der vorzüglichen Küche läßt nämlich der allseitige Appetit immer noch nichts zu wünschen übrig. Einmal sahen wir drei ganz große, dicke, fette Haifische und eine einsame

Schildkröte daherschwimmen; dieser kleine Zwischenfall rief alles schleunigst an die Reeling. Leider erfüllte sich die Hoffnung auf einen Kampf zwischen Hai und Schildkröte nicht.

* * *

12. April.

Heute kommen wir nach Liberia, der stolzen freien Negerrepublik. Es war gestern entsetzlich schwül, Mensch und Tier ließen die Ohren bedenklich hängen. Besorgten Blickes sahen wir unserer 648 Pflegebefohlenen wegen auf die ganz schlaffen Windsäcke. Kein Lüftchen rührte sich. Im

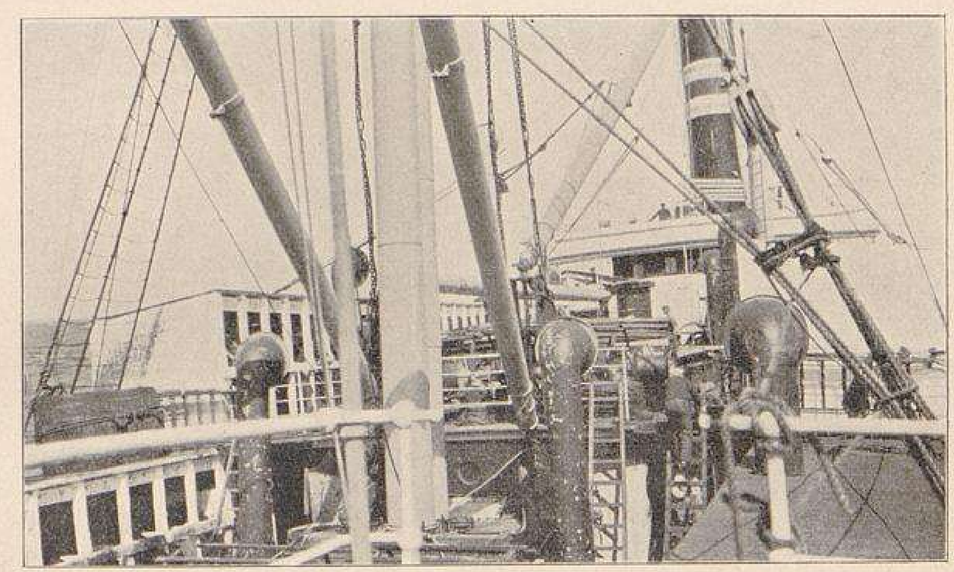


von Salzmann phot.

Ställe an Bord des „Entre Rios".

Süden vor uns stand abends eine hohe schwarze Wolkenwand, in der es unablässig wetterleuchtete. Wir waren ziemlich spät zu Bette gegangen, ich konnte aber in meiner ungünstig gelegenen Kabine der Hitze halber nicht schlafen. Da plötzlich, es war gegen 2 Uhr, brach das Unwetter los. Ich hörte noch über mir auf der Kommandobrücke den wachthabenden Offizier pfeifen, um irgendeinen Befehl zu geben, dann verschwand jedes andere Geräusch in einem kolossalen, ganz plötzlich einsetzenden Sturmwind, der einige Windsäcke herunterriß und alles, was nicht festgemacht war, in Bewegung setzte. Der Himmel schien alle Schleusen geöffnet zu haben, unendliche Wassermassen stürzten herunter und setzten das Schiff unter Wasser. Als diensthabender Offizier zog ich mich sofort an, um nach den Pferden und Stallwachen zu sehen. Ich hatte noch nicht, mich mit beiden Händen am Geländer entlangziehend, die Treppe erreicht, als ich

auch schon bis auf die Haut durchnäßt war. Es war ein richtiger tropischer Tornado, wie sie besonders zur Regenzeit in diesen Gegenden häufig sind. Unsere Pferde standen ganz ruhig und ließen sich auch durch den Regen gar nicht stören, alle Stallwachen waren auf ihren Posten, so daß ich bald wieder in meine Kammer zurückkehren und mich der nassen Sachen entledigen konnte. In einer halben Stunde war das Unwetter vorüber, das einem Dampfer eigentlich fast nie gefährlich werden kann, da die See merkwürdigerweise ganz ruhig bleibt. Nur das hin und her flutende Wasser in den Gängen, das durch die verstopften Röhren nicht abfließen konnte, erinnerte noch an das soeben durchlebte Naturschauspiel.

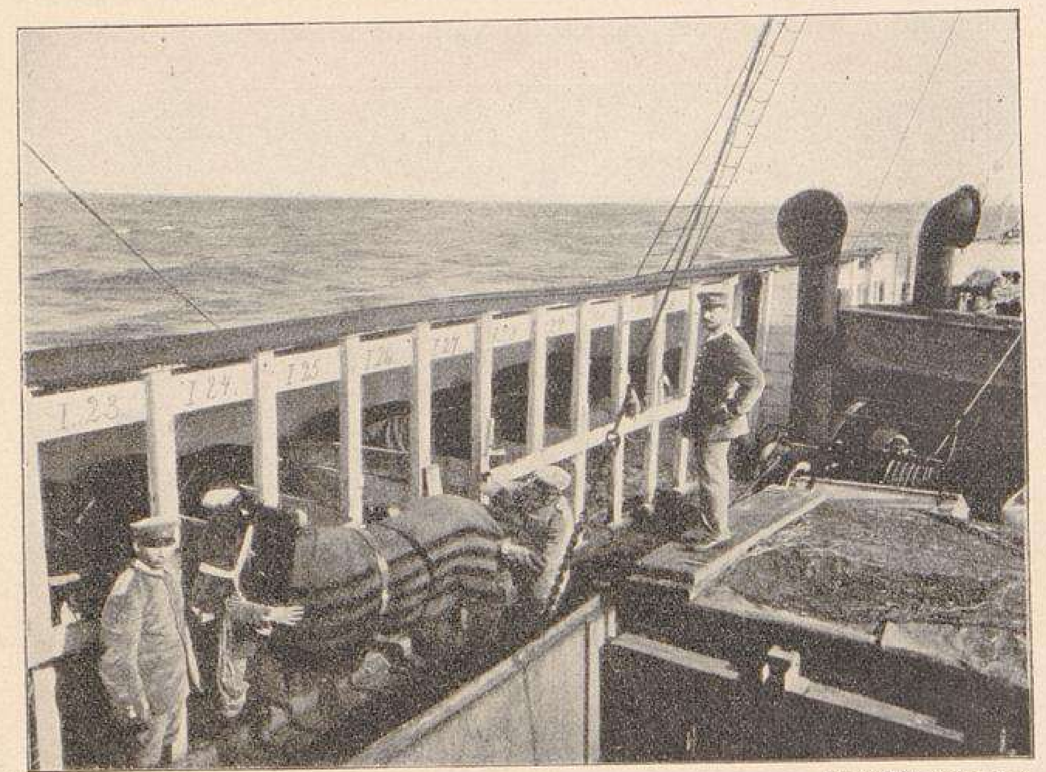


von Salzmann phot.

„Entre Rios".

Heute gegen Mittag konnte man, nachdem wir Kap Mount passiert hatten, mit dem Fernglase Monrovia, die Hauptstadt Liberias, sehen; ein Dampfer lag auf der Reede, am Schornsteine bald als der Woermann-Linie angehörig erkannt. Immer näher kamen wir der im schönsten Grün prangenden Küste, kleine Fischerboote belebten die See, auf dem weit vorspringenden Kap ließen sich die Umrisse eines Forts erkennen, in dem, wie wir später erfuhren, einige alte Kanonenrohre ohne Lafetten ein beschauliches Dasein fristen. Der weiße Leuchtturm, der sich auf dem felsigen Kap, an dem sich die Wogen hochaufspritzend brechen, erhebt, scheint in Ordnung zu sein; auf ihm erkennt man die Woermann-Flagge. Wir haben uns durch dreimaliges Tuten mit der Dampfpfeife angemeldet. Ein Böllerschuß aus der auf dem Achterdeck stehenden kleinen Kanone wurde leider nicht spendiert. Unsere Kanoniere benutzten sie nur, um ein spaßiges Geschützexerzieren daran zu vollführen. Um 4 Uhr 13 Min. fiel der Anker, womit

der erste Offizier einen Kognak gewann; zwei Minuten später, und er hätte verloren. Alles klappte vorzüglich, von weitem konnte man schon das Regierungsboot der Republik erkennen, das sofort in Marsch gesetzt worden war. Es führte eine der amerikanischen sehr ähnliche Flagge; bekanntlich hat sich Liberia aus freigelassenen amerikanischen Negersklaven gebildet. In die Eingeborenenhütten am Strande kam Leben, und bald stieß eine Menge der langen schmalen Einbäume, von zwei, drei, vier bis sechs Insassen mit kurzen blattförmigen Rudern getrieben, ab, um sich uns schnell zu

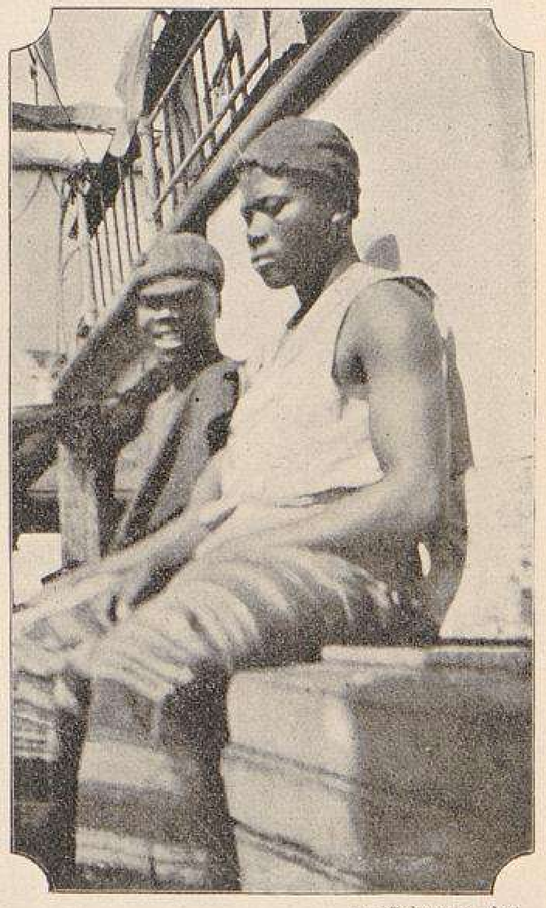


St. A. Dr. Eggel phot.

An Bord des „Entre Rios".

nähern. Neugierde trieb diese schwarzen Söhne der freien Republik, vielleicht fiel auch hier und da ein Trinkgeld ab. Geschleppt von der Woermann-Pinasse, kam der deutsche Konsul im Boot mit deutscher Flagge angefahren. Wir müssen ungefähr 50 Kruneger an Bord nehmen, die in Swakopmund als Arbeiter dienen sollen. Vorsichtshalber hat man aus Hamburg gleich 100 bestellt, um sicher wenigstens 50 zu haben, und nun kommen alle hundert, auf Verlangen noch mehr. Schwarze und weiße Gentlemen von der Regierung steigen an Bord: unsere Papiere sind in Ordnung, Kranke sind nicht vorhanden. Bald sind auch der Konsul und der Woermann-Agent da und werden mit einem Schluck Bier und lustigen Weisen unseres Grammophons willkommen geheißen. Wir hatten alle befürchtet, eine Nacht in diesem

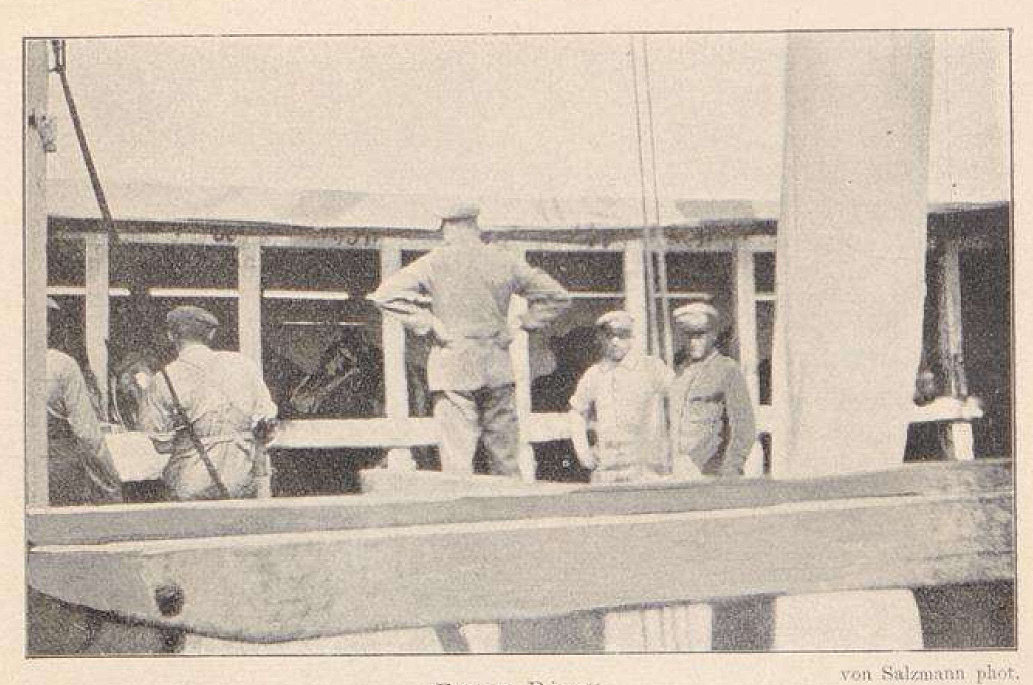
heißen, ungesunden Hafen liegen zu müssen, doch kaum hatte der Kapitän mit den Beamten und dem Konsul gesprochen, als auch schon die erste Ladung Menschen anlangte, um sich mit Kisten und Kasten bewaffnet schnell auf dem Schiffe zu verteilen, rauchend, schwatzend, schimpfend, hin und her laufend und die wunderbaren weißen Zahnreihen, um die man sie beneiden könnte, zeigend. Nun folgte Ladung auf Ladung, das ganze Schiff wimmelte bald von Schwarzen, großen und kleinen, alten und jungen. Sie redeten eine schreckliche Sprache, die mir viel schlimmer vorkam, als zu Anfang das Chinesische. Man konnte da komische Szenen beobachten. Einige hatten sich kleine, notdürftig mit einem kurzen Hemdchen bekleidete Jungen wahrscheinlich zur Bedienung mitgebracht; sie schichteten die Kisten am Promenadendeck hoch auf und versteckten dahinter die kleinen Kerle, solange das Schiff noch nicht in Bewegung war. Natürlich trieben auch die unvermeidlichen Postkartenhändler ihr Wesen. In unserer Messe hatten sich einige schwarze Gentlemen niedergelassen, um sich am deutschen Biere gütlich zu tun. Einer davon war der Kapitän eines der beiden seinerzeit untergegangenen liberianischen Kriegsschiffe, deren Mastspitzen noch bis vor kurzem als Wahrzeichen der Republik über dem Meeresspiegel zu sehen waren. Das eine trieb auf die gefährlichen Klippen während eines großen Diners, das der Präsident zur Feier des Ankaufs gegeben hatte. Das andere soll einem Gerücht zufolge, als alles durchgerostet und verkommen war, auseinandergefallen und auf einer Sandbank, wohin man es mit vieler Mühe schleppte, um es auf den Strand zu setzen, einfach versackt sein.



von Salzmann phot.

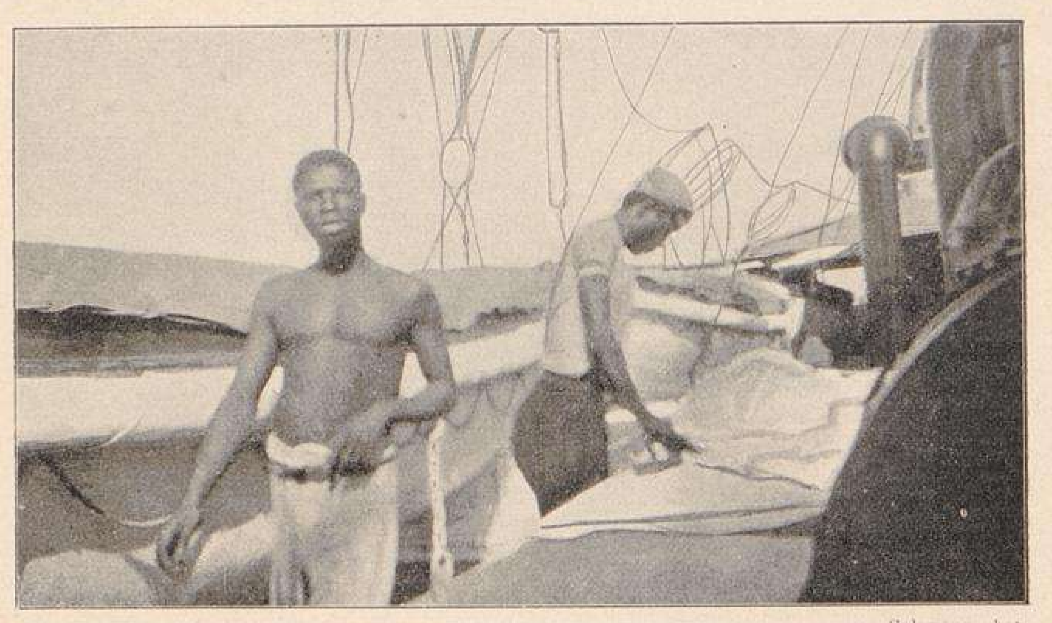
Kru Boys.

Um $5^1/_2$ Uhr wurde Musterung gehalten unter Assistenz des „Headmans" der Schwarzen, die übrigens diesen Rummel schon ganz genau kennen; die meisten von ihnen sind bereits viele Male mit Dampfern der verschiedensten



von Salzmann phot.

„Entre Rios".
Vizewachtmeister d. Res. Frhr. v. Khaynach (machte den Burenkrieg mit).

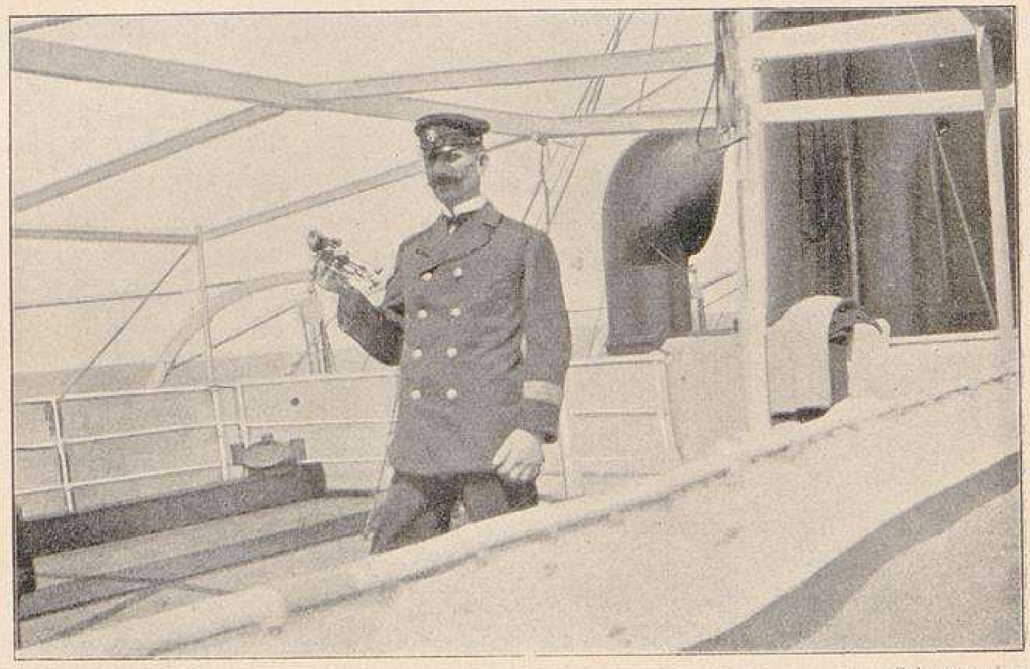


von Salzmann phot.

Wäscher an Bord des „Entre Rios".

Nationen zwischen den Häfen der afrikanischen Westküste hin und her gefahren. Sie sind als Arbeiter jedenfalls unentbehrlich, und das hat sich die Republik zunutze gemacht, indem sie für eine kurze Reise ein Ausfuhrgeld von 4 Mark auf jeden Kopf erhebt, einen Betrag, der dann später dem Schwarzen von seiner Löhnung abgezogen wird. Das Geschäft soll

sehr gut gehen, da der Bedarf ziemlich groß ist. Der „Headman“ führt den schönen Namen Teapot, er spricht ganz gut Englisch und scheint ein recht intelligenter Bursche zu sein, dem die anderen unbedingten Gehorsam leisten. Übrigens haben alle einen fremden Namen; da findet man „Bismarck“, „Kameruner“, „Schwein“ und auch noch andere im allgemeinen nicht in Deutschland gebräuchliche Namen. Sie radebrechen meist Pidgin-Englisch und gehören zum größten Teile dem Stamme der Kruneger an, kenntlich an dem breiten, über der Stirn eingeätzten Streifen. Die Leute machen unbedingt einen guten Eindruck; sie sind harmlos, willig, und was die Hauptsache ist, man merkt nichts von ihnen, nur das Geschwatze will



von Salzmann phot.

I. Offizier Müller.

kein Ende nehmen. Auf dem Schiffe sind die hundert Menschen so gut wie verschwunden, einige helfen in der Maschine, andere sind Wäscher, wieder andere in der Küche, in der Messe oder in den Ställen beschäftigt, kurzum sie erweisen sich als recht brauchbar; vor den Pferden haben sie einen großen Respekt. In ganz Liberia soll es nur ein solches Untier geben, das im Besitze des Präsidenten ist.

Unsere Postkarten mit den schönsten bunten Briefmarken, von denen es Jahr für Jahr zur geringen Freude der Sammler, aber zum Nutzen und Frommen des Regierungsbeutels neue Ausgaben gibt, nahm der Agent mit. Noch waren nicht zwei Stunden vergangen, als wir schon Liberia Lebewohl sagen mußten; Konsul und Agent fuhren ab, und wir gingen los

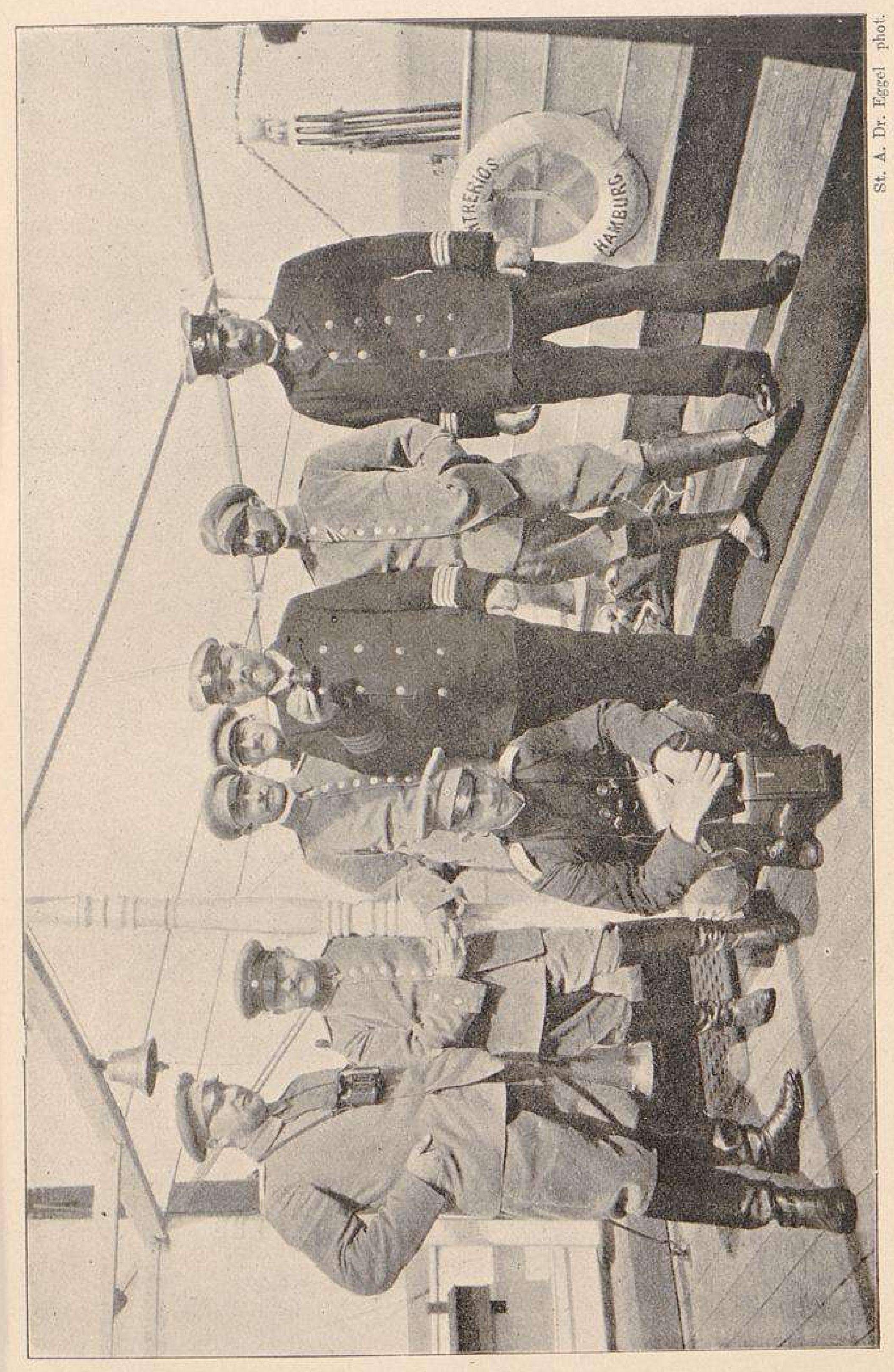
gen Südosten. Die Schwarzen werden mit Glacés angefaßt, denn es soll vorgekommen sein, daß sie noch im letzten Moment, als schon das Schiff in Gang war, im Hechtsatze allesamt über Bord gesprungen sind, schlechte Behandlung befürchtend; schwimmen können sie alle wie die Fische. Den uns von der Woermann-Linie mitgegebenen Kapitän Ihrke kennen sie jedoch; viele begrüßten ihn als alten Bekannten und haben Vertrauen zu ihm. Auf deutschen Schiffen werden sie übrigens stets gut behandelt.

* * *

Der 13. April war ein sehr heißer Tag. Am 14. setzte der Südostpassat ein und brachte einige Abkühlung. Wir passierten gegen 11 Uhr den Äquator; unsere Leute beschäftigten sich damit, sich gegenseitig zu taufen mit einem Gusse aus dem Tränkeimer oder mit Hilfe des Schlauches. Die Jagd auf dem Schiffe wollte kein Ende nehmen und bald waren die meisten naß wie die Katzen. Für Offiziere und Unteroffiziere war auf dem Promenadendeck eine Ecke zur Taufe abgeteilt und mit Flaggen drapiert. In berechtigter Vorahnung dessen, was folgen sollte, hatten wir Täuflinge uns möglichst leicht angezogen. Nur zwei von uns hatten die Linie schon passiert; ganz dicht daran sind wir Chinesen ja bereits in Singapore gewesen, aber nicht hinübergefahren. Um 3 Uhr traten Neptun und Thetis mit Gefolge an und begrüßten die Täuflinge mit einer Ansprache in Versen, dann ging's zum Taufbecken, das aus einem über Böcke gehängten Segeltuch voll Seewasser gebildet war. Im Becken standen mit todernstem Gesicht zwei bunt bemalte Neger, die das Ganze wahrscheinlich für eine Haupt- und Staatsaktion hielten. Nun wurden wir einzeln aufgerufen, erhielten unsere Taufnamen, wurden eingeseift, mit einem Riesenholzmesser abrasiert und dann rücklings in die kühlen Fluten befördert. Unter schallendem Gelächter wanderte so einer nach dem andern hinein, Neptun war unerbittlich. Mir gab man den schönen Taufnamen Pulex asiaticus, der Gobi-Floh. Zuletzt packten einige hinterlistige Täuflinge Neptun selbst und duschten ihn gründlichst ab, um dann lachend das Weite zu suchen. Keine Freude ist schöner als Schadenfreude! Die Taufe beschloß abends in der Messe ein würdiges Taufmahl.

Meine Ruh' ist hin, denn das Karabinerschießen hat angefangen, den ganzen Tag knallt es von der Kommandobrücke nach einer auf einem ausgefierten Ladebaum angebrachten Kopfscheibe. Die Zeit fliegt nur so dahin, noch wenige Tage trennen uns vom Bestimmungsorte, vor uns steht dann ein neues, reiches Feld der Tätigkeit. — So hoffen wir!

* * *

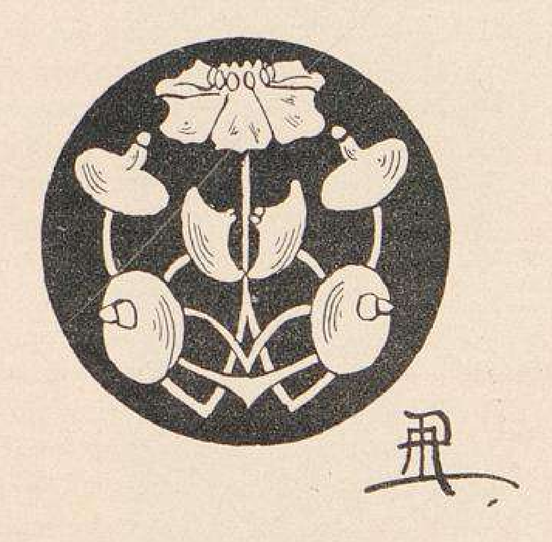


St. A. Dr. Eggel phot.

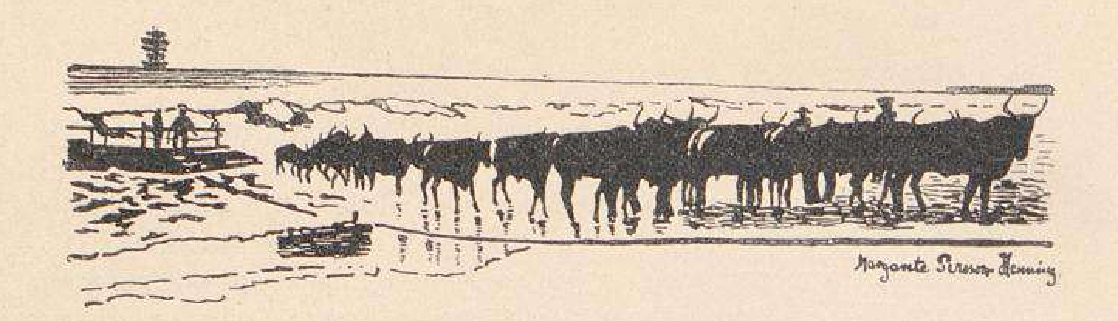
Oben von rechts nach links: 1. Erster Offizier. 2. von Madai. 3. Kapitän Meyer. 4. v. Massow. 5. Stahl. 6. Dorner. 7. Lehmann. Unten: Der Verfasser.

20. April.

Morgen früh sind wir nun endlich am Bestimmungsorte Swakopmund. Es ist erheblich kühler geworden in den letzten Tagen, so daß Khaki und Weiß wieder verschwunden sind und alles wieder Tuch- oder vielmehr Kordsachen angezogen hat. An Bord herrscht reichliche Tätigkeit. Die Schwarzen scheuern und waschen den ganzen Tag, damit wir mit unserem Schiff auch Ehre einlegen können. Wir packen unsere Sachen, erledigen Briefe, denn wer weiß, ob man dazu später noch Zeit haben wird. Aber alles freut sich, daß es wieder an Land geht, denn man ist in erster Linie nun einmal Landratte. Das nächste Mal schreibe ich dann schon vom Lande und kann hoffentlich interessantere Neuigkeiten bringen als von der Seereise.



Schlußvignette von Anita Peters.



Drittes Kapitel.

Ausschiffung und die ersten afrikanischen Eindrücke.

Am 20. April feierten wir abends mit den liebenswürdigen Offizieren des Schiffes Abschied. Eine schlimme Nacht hatten wir insofern vor uns, als sich einer der in hiesiger Gegend so häufigen und gefürchteten Nebel eingestellt hatte. Das hiesige Fahrwasser ist schwierig und noch lange nicht so genau bekannt wie z. B. in den heimischen Gewässern. Leuchtfeuer sind selten und nur bei Swakopmund befindet sich eins mit Petroleumlampen, das aber bei so dickem Nebel auch nicht gerade sehr weit zu sehen ist. Am 21. waren wir schon früh auf, es näßte, so stark war der Nebel; das Schiff fuhr halbe Kraft, dann ganz langsam, um schließlich ganz abzustoppen und zu treiben. Alle Schiffsoffiziere waren auf der Brücke; nach Meinung des Kapitäns konnten wir höchstens noch sieben Seemeilen ab sein. Ab und zu tuteten wir mit der Dampfpfeife, um endlich ganz weit entfernt Antwort zu erhalten, es konnte nur einer der auf Reede liegenden Dampfer sein. Ab und zu kam schon die Sonne durch, und allmählich setzte sich der Nebel in dicken Schwaden in Bewegung, immer noch den Durchblick hemmend und uns wieder zum Abstoppen zwingend. Doch endlich siegten Wind und Sonne, und plötzlich rief einer: „Da ist ja Land, Herrgott ist das öde!“ Richtig konnte man die gelbe afrikanische Sandküste am Horizont erkennen und an derselben verstreut Häuser. Es war Swakopmund, unser Kurs war genau der richtige gewesen. Ein Schiff lag auf der Reede. Der „Habicht“ war es nicht, es war ein Woermann-Dampfer, aber welcher? Endlich hatte es einer heraus: das ist ein Ostafrika-Dampfer, es ist der „Markgraf“. Also hatte er doch früher das Ziel erreicht als wir. Von vornherein hatte er ja einen Vorsprung von 12 Stunden, und wir hatten einmal mehr angelegt; aber trotzdem hofften wir ihn zu schlagen. Damit war's nun nichts.

Kopfleiste von Margarete Persson-Henning. Das Ausbooten von Vieh mittels Floß.

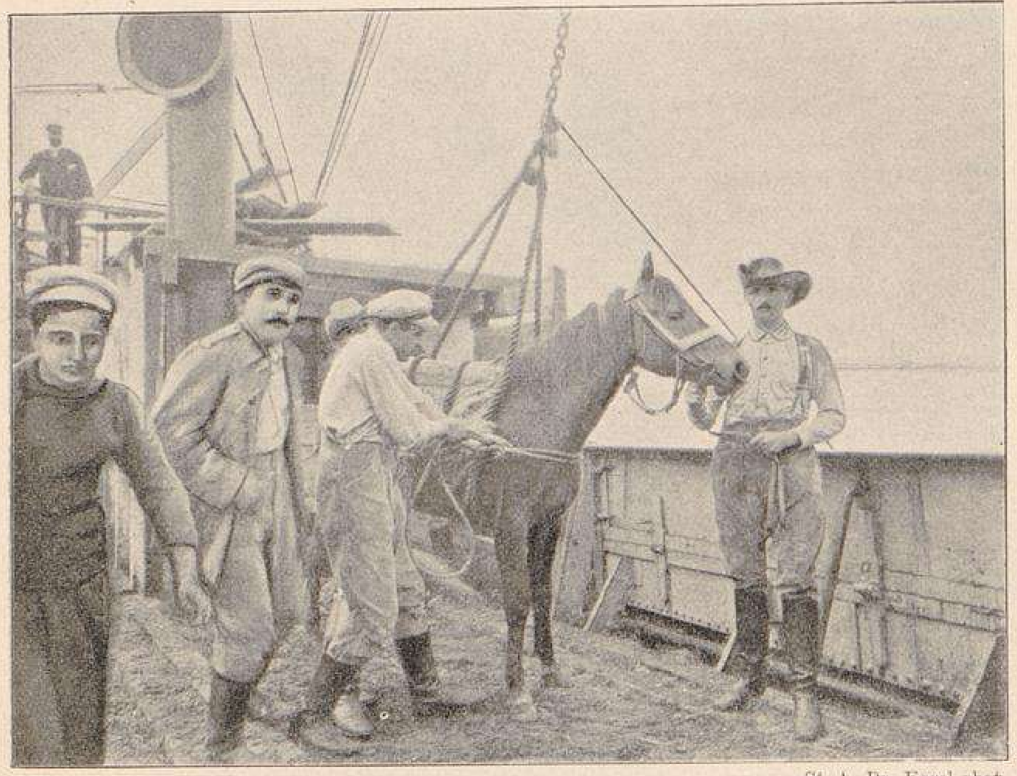
Kaum lagen wir vor Anker, als auch schon beim „Markgraf" das Flaggensignal aufstieg: „Wieviel Pferde habt ihr verloren?" Stolz kam die Antwort zurück: „Keins!" Auf unsere Anfrage: „Wieviel habt ihr verloren?" kam keine Antwort. Er hatte zehn verloren, weshalb wir nicht wenig stolz waren. Bald kamen Offiziere vom Lande in der Woermann-Pinasse an und brachten die wenigen neuen Nachrichten. Zwei Gefechte waren geschlagen, vier Offiziere gefallen, andere verwundet. Mehrere gute Bekannte sind darunter, mit Estorff habe ich noch vor kürzester Zeit zusammen die Kriegsakademie besucht und Hauptmann von Bagenski noch beim Abschied in Berlin gesehen. Traurig, so fern der Heimat zu sterben, aber trotzdem schön, den Tod vor dem Feinde zu finden. Unsere Befürchtung, daß schon entscheidende Schläge gefallen und wir zu spät gekommen sind, scheint nicht eingetroffen zu sein, obwohl man hier an der Küste auch wenig über die Gesamtlage orientiert ist. Das ist man bekanntlich in der Heimat dank der vielen ausgiebigen Telegramme heute sehr viel besser; hier sieht man doch wohl zunächst nur immer das vor Augen Liegende. Unsere Geduld wird wohl auf eine harte Probe gestellt werden. Zuerst müssen unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen alle Pferde ausgeladen, dann nach Okahandja oder Kubas getrieben und beschlagen werden, und erst dort können die Batterien mobil machen.



von Salzmann phot.

von Watter. St. A. Dr. Eggel. Stahl.

Wochen werden vergehen, ehe die Batterie fertig dasteht, um in die Ereignisse aktiv eingreifen zu können. Heute ladet erst der „Markgraf“ aus, wir sahen schon zwei der kleinen, höchstens zwanzig Pferde fassenden Leichter längsseit liegen, um, wenn sie vollgeladen sind, von dem kleinen, der Woermann-Linie gehörenden Schlepper einzeln, denn zugleich kann er sie nicht schleppen, an die Mole geschleppt und dort ausgeladen zu werden. Der „Pionier“ ist vorläufig der einzige Schlepper, der den ganzen Tag über unterwegs ist. Dazu sind nur drei Leichter in Tätigkeit, ein vierter liegt



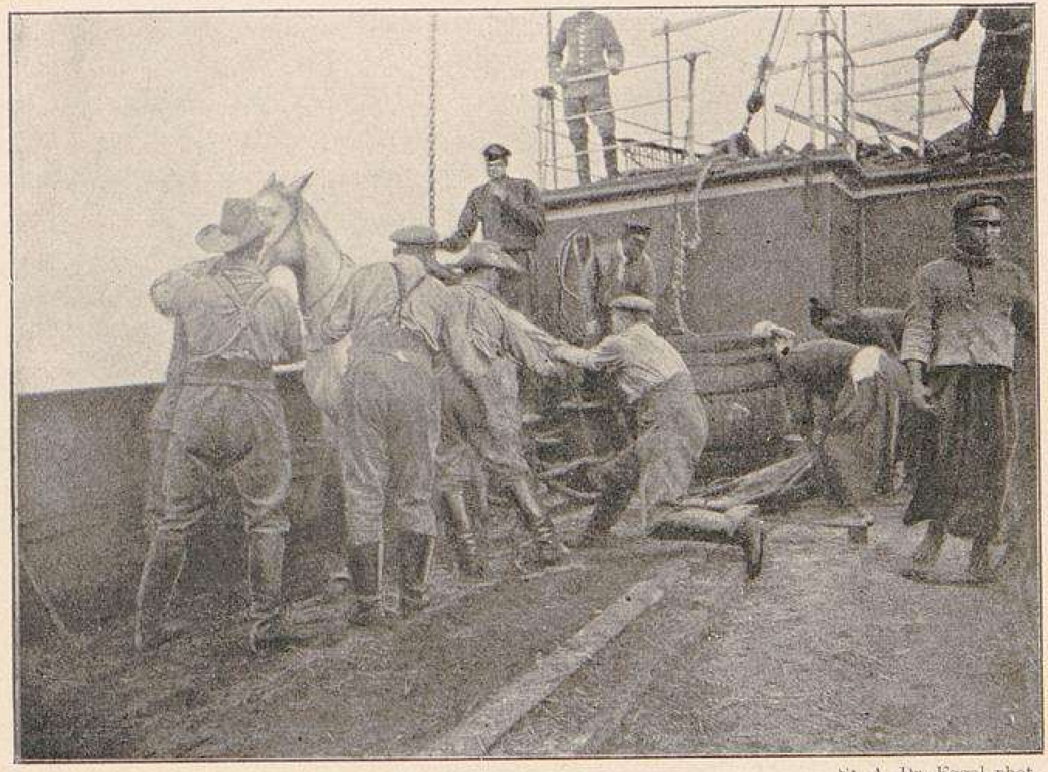
St. A. Dr. Eggel phot.

Ausschiffen von Pferden. Swakopmund. Einjähr.-Freiw. (Referendar) Polko (hält das Pferd am Kopf).

auf dem Strande, von der schweren See losgerissen und heraufgetrieben. Also es hieß Geduld und nochmals Geduld. Nachmittags gingen der Hauptmann und einige von uns an Land, um sich zu orientieren, zugleich gingen zwei Unteroffiziere und 48 Kavalleristen, die wir mitgebracht hatten, mit hinüber, um die ausgeschifften Pferde zu pflegen oder Gelegenheit zur Unterbringung der Tiere zu schaffen.

Das ist hier ein merkwürdiges, wechselndes Wetter. Kaum eine Stunde vergeht, ohne daß sich Sonne und Nebel abwechseln. Manchmal liegt das Land mit seinen Häuschen und gelben Sanddünen zum Greifen nahe und bald ist es wieder in einer dicken Nebelwand verschwunden.

Unzählige Quallen, rote und weiße, sind im Meere, und ab und zu sieht man den Wasserstrahl eines Walfisches in der Ferne aufspritzen. Möwen, Albatrosse, wilde Gänse und Taucher sieht man in Menge. Gegen Mittag färbt sich die Luft über den Dünen dunkelgelb, es scheint eine Menge Sand in der Luft zu sein. Die Brandung bricht sich am sandigen Strande, wie schwierig muß hier eine Landung früher gewesen sein. Jetzt tut die kleine, vielgeschmähte und doch so überaus nützliche Mole, die über drei Millionen Mark gekostet hat, vorzügliche Dienste. Dabei hat sie stets unter dem



St. A. Dr. Eggel phot.

Ausladen von Pferden. Swakopmund-Reede.

schweren Wogenanprall zu leiden und erfordert oft umständliche Ausbesserungen. Daß sie nicht einmal die kleinen Leichter zu schützen vermag, beweist der auf den Strand geworfene, der an der Mole festgemacht war. Die größeren Schiffe müssen alle draußen auf der freien Reede ankern und sind der das ganze Jahr durch vorhandenen schweren Dünung schutzlos preisgegeben. Die Swakopmunder Reede ist daher berühmt oder wohl mehr berüchtigt, und jeder sieht zu, sobald wie möglich wieder wegzukommen. Diese Dünung setzt auch dem Löschen der Ladung die größten Schwierigkeiten entgegen und bei schlechtem Wetter soll es oft wochenlang unmöglich sein, überhaupt ein Stück zu löschen, die Schiffe müssen stets unter Dampf liegen, um jederzeit die hohe See gewinnen zu können, da

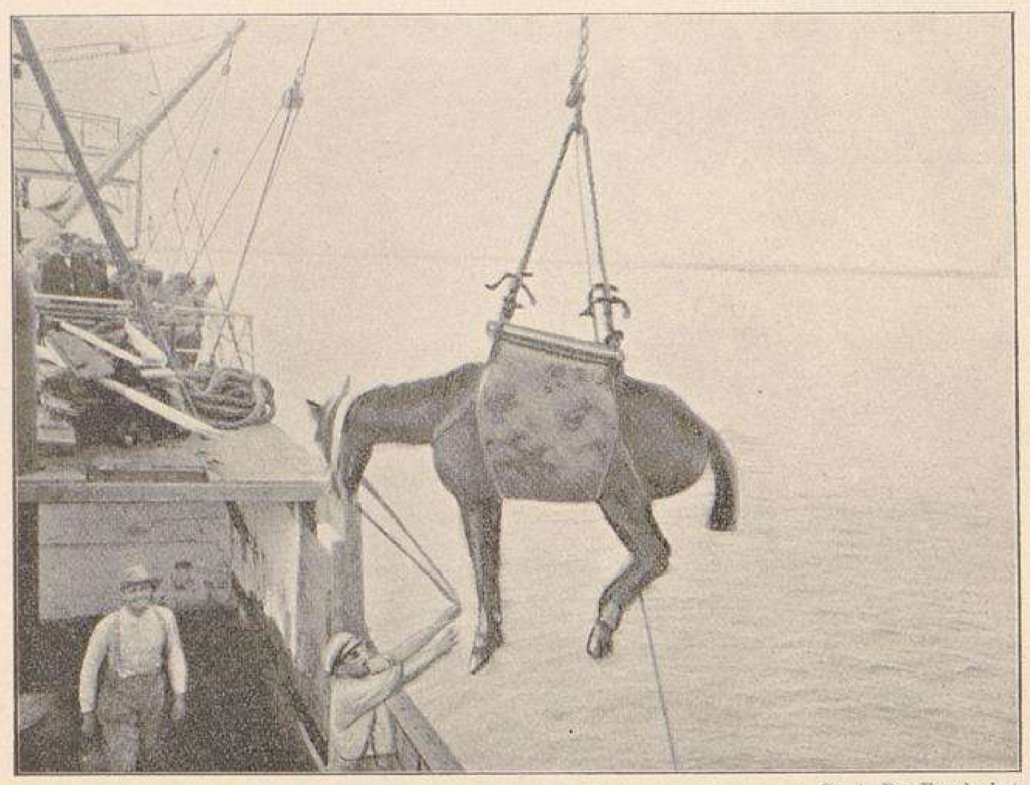
ihnen die Stürme auf dieser Reede sehr gefährlich werden können. Doch bis auf die dem Vetter Engländer gehörige Walfischbai ist kein besserer Hafen vorhanden, und daß die Dampfer es vorziehen, in Swakopmund zu löschen, trotz der geschützten Reede von Walfischbai, und trotzdem die Engländer bis an die deutsche Grenze unter großen Kosten eine Bahn gebaut haben, um eben die Dampfer zu veranlassen, im englischen Hafen zu löschen, beweist, daß die Reede wohl doch nicht so schlimm ist, wie ich es in den meisten früheren Reiseberichten gelesen habe.

Mit Anbruch des Tages am 22. fing das Ausladen in die bereits am Abend vorher längsseit gebrachten Leichter an. Ein Teil der Ställe an Deck war, um Platz zu schaffen, schon weggebrochen. Die Tiere wurden mittels breiten Gurts und vorn über die Brust und hinten um die Kruppe geführten Strickes mit der Dampfwinde gehoben und einzeln in den in den langen Ozeanwellen auf und nieder tanzenden Leichter gelassen. Es war drollig, die einzelnen Tiere zu beobachten, die sich teils ganz ruhig benahmen, teils aber auch wie wild tobten. Es ging aber alles ganz glatt. Besonders gut bewährten sich unsere Kruneger als Arbeiter, nur hatten sie eine begreifliche Angst, auf ihre nackten Füße getreten zu werden. Ein Offizier hatte die Aufsicht an Deck, einer beim Ausladen an der Mole und einer die Aufsicht am Pferdekral, in dem die Tiere losgelassen wurden, um wie wild und toll herumzuspringen, sich zu keilen, zu beißen und sich im Sande zu sielen. So ging das Pferdelöschen den ganzen Tag, der kleine Pionier, der Schlepper, fuhr hin und her, einen leeren Leichter hinziehend, einen vollen zum Kai bringend. Bald waren die Leute so eingefuchst, daß in einer halben Stunde mindestens 20 Pferde in den Leichter gehißt wurden, unter den schwierigen Verhältnissen sicher eine gute Leistung. Hätten wir nur mehr Leichter und Schlepper gehabt, so wäre das Schiff in einem Tage vollkommen ausgeladen worden, so bekamen wir bis zum Dunkelwerden 323 Pferde heraus, was von den Landeskundigen kaum einer für möglich gehalten hatte. Man hatte auf 150—200 höchstens gerechnet. Leider kam am Abend die bedauerliche Nachricht, daß wir morgen stilliegen müssen, während der „Markgraf" weiter auslädt, da er nach Kapstadt soll, um einen neuen Pferdetransport von East London zu holen.

So löschten wir am 23. nur 36 Pferde und konnten dann zusehen, wie der „Markgraf" auslud; natürlich behauptete jeder, daß es lange nicht so schnell ginge wie bei uns, was ja immer so zu sein pflegt. Am Vormittag lief die „Helene Woermann", von Hamburg kommend, mit 250 italienischen Arbeitern für die Otawi-Minenbahn ein. Die Leute schrien mit beneidenswerter Ausdauer Hurra, wahrscheinlich aus Freude darüber, daß sie an Land kommen sollten. Wie wir hörten, hatte der Kapitän des Schiffes viel Ärger unterwegs mit der aufsässigen Gesellschaft gehabt, und schließlich waren

alle deutschen Passagiere an Bord mit Gewehren bewaffnet worden, um einer Revolte der Italiener entgegentreten zu können.

Am 24. morgens kam die wenig erfreuliche Nachricht an Bord, daß in der vergangenen Nacht gegen vierhundert Pferde in den Kralen aus vorläufig noch unbekannter Ursache scheu geworden waren, die Umzäunungen durchbrochen hatten und weggelaufen waren. Das war ein recht harter Schlag, denn die soeben vom Schiff ausgeladenen Tiere waren doch noch nicht voll bei Kräften und mußten bei längerem Entbehren des Wassers



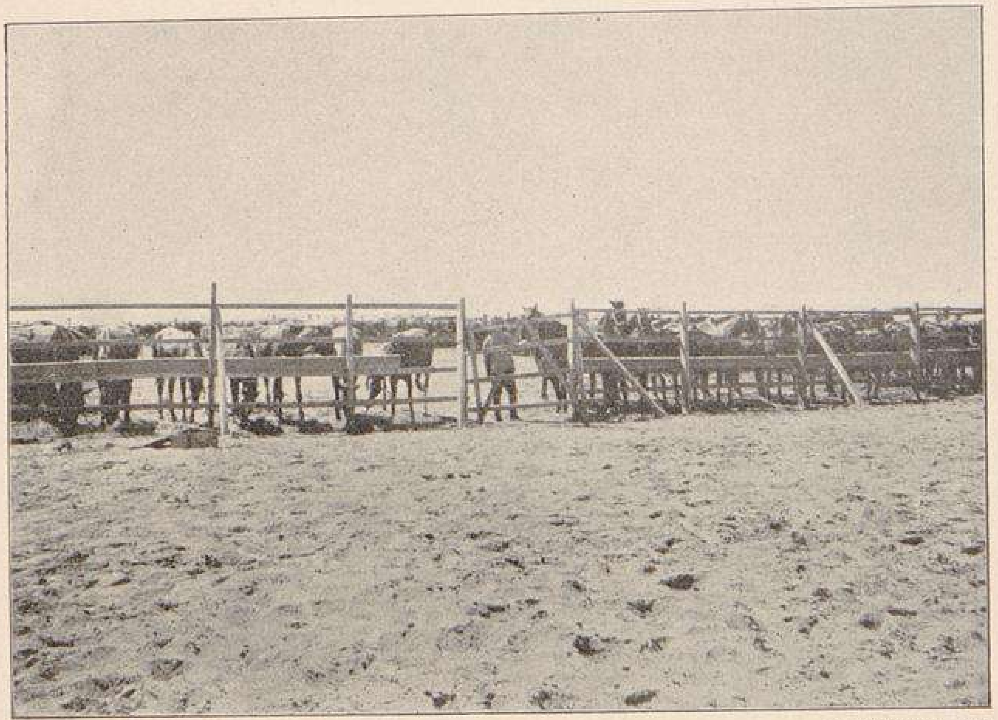
St. A. Dr. Eggel phot.

Ausladen von Pferden. Swakopmund-Reede.

draufgehen. Es wurden sofort nach allen Seiten Patrouillen zu Pferde ausgeschickt, die auch fortgesetzt Pferde hereinbrachten, später teilweise in recht traurigem Zustande. Ich ging an diesem Tage auch an Land, jeder mußte selbst zusehen, wo und wie er unterkam; ich erhielt ein ganz nettes Zimmer im ziemlich abseits liegenden Bahnhofshotel, die meisten Offiziere lagen im Fürsten Bismarck und im Zentralhotel, deren Räumlichkeiten aus Holzbaracken bestanden, die am Tage glühendheiß, in der Nacht dafür sehr kalt waren.

Am 26. ritt ich zum Pferdefangen mit vier Reitern auf Patrouille. Unser Weg führte uns durch steinige Hügel nach Nonidas, wo ein Zweigpferdedepot errichtet war. In der auf einsamer Höhe liegenden, aus zwei

Räumen bestehenden Station wohnt ein Offizier und ein Veterinär, zu ihrem Leidwesen nicht ganz allein, denn gewisse kleine Tierchen machen diesen sonst beliebten Ausflugsort der Swakopmunder nicht gerade zu dem angenehmsten. Hier steht auch der erste grüne Baum der Kolonie in der Nähe der Bahnhofsrestauration, deren Küche rühmlichst bekannt ist. In Nonidas erhielten wir einen Hottentotten als Führer, der uns die „Pad", um gleich den landesüblichen Ausdruck für Landstraße zu gebrauchen, nach Haigamkab zeigen sollte. Durchs gänzlich wasserlose, mit etwas Gras bestandene Swakop-Flußbett hindurch ging's bald wieder auf die steinige Fläche, die durch

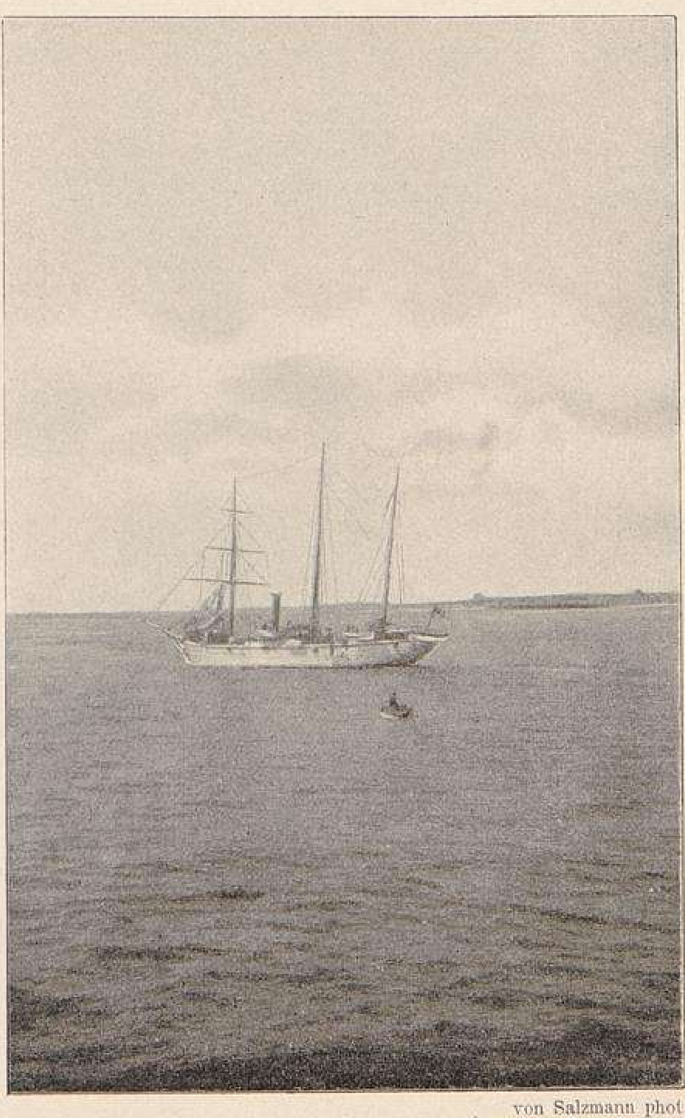


von Salzmann phot.

Pferdekral. Swakopmund.

keinen Baum, keinen Strauch, sondern nur durch die Kadaver der hier vor einigen Wochen heraufgetriebenen und dabei gefallenen argentinischen Ochsen unterbrochen wird, die nicht gerade Wohlgerüche verbreiten. Wir fingen einmal drei Pferde und dann nochmals zwei Pferde, andere waren bereits derartig scheu, daß sie sich trotz der größten Mühe und Vorsicht unsererseits nicht greifen ließen. An etwas tiefer liegenden Stellen fanden wir kleine Kürbisse, die wir probierten, aber bald wieder wegwarfen, da sie infolge ihrer Bitterkeit ungenießbar waren. Die Sonne brannte entsetzlich, Mann und Pferd hatten dringend Bedürfnis nach Wasser, denn unsere Feldflaschen waren längst geleert. Unser Hottentotte erwiderte stereotyp auf alle Fragen: „Nicht mehr weit." Sagte man eine halbe Stunde oder eine

Stunde, so sagte er stets jawohl, hätte man zwei Tagemärsche gesagt, so hätte er wahrscheinlich auch jawohl geantwortet. Plötzlich stand ein Wegzeiger am Wege, an eine alte Zementtonne war mit weißer Farbe angemalt „Nach Haigamkab". Also endlich, wir bogen links in eine felsige Schlucht ein, die allmählich etwas Baumwuchs zeigte. Bei einer Biegung sahen wir vielleicht 400 Meter vor uns unter hohen Bäumen eine Gebäudegruppe, die Station Haigamkab; als wir näher kamen, wurde an einem Flaggenmast die deutsche Flagge gehißt, und ein alter Feldwebel, Kommandant des Platzes, kam auf mich zu und machte seine dienstliche Meldung. Bald waren Pferd und Mann untergebracht, schnell wurde Kaffee für uns gekocht und Essen beigesetzt.



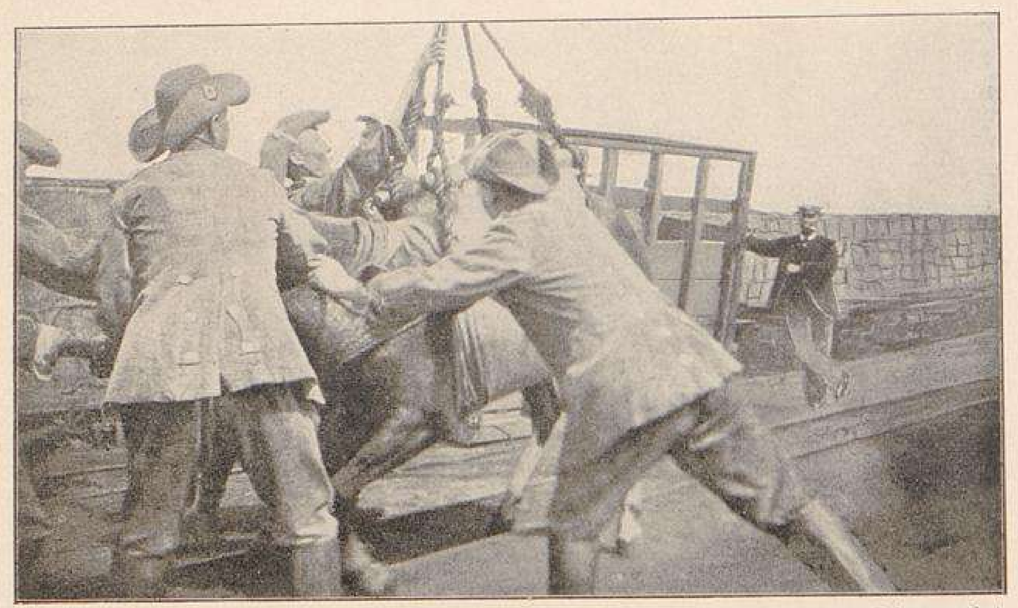
von Salzmann phot

S. M. S. „Habicht" in Swakopmund.

Es war ein idyllisches Plätzchen diese Station, mitten zwischen hohen Felsen gelegen. Seit Ausbruch des Aufstandes hatte der Feldwebel Zuwachs bekommen, und zwar zwei Landwehrleute, von denen der eine verheiratet war und mehrere Kinder mitgebracht hatte, die jetzt vergnügt im Sande herumtollten. Von den beiden Landwehrleuten hatte der eine einen kleinen Laden an der Hauptverkehrsstraße, der andere eine kleine Gemüsefarm im Swakop-Flußbett besessen. Beide waren von herumvagabondierenden Schwarzen total ausgeplündert. Nun hofften sie auf die Entschädigung aus Deutschland und besonders die Frau des einen bestürmte mich mit

Fragen, auf die ich leider die Antwort schuldig bleiben mußte. Nur einmal im Monat fährt der Feldwebel mit seinem Karren nach Swakopmund, um für den nächsten Monat einzukaufen und Rechnung zu legen. Seitdem die Eisenbahn existiert, kommt kaum noch ein Reisender über diese Station, daher waren die Insassen auch gänzlich unorientiert über die ganze Lage und über die letzten Gefechte und dankbar für jede Neuigkeit, die wir ihnen mitteilen konnten.

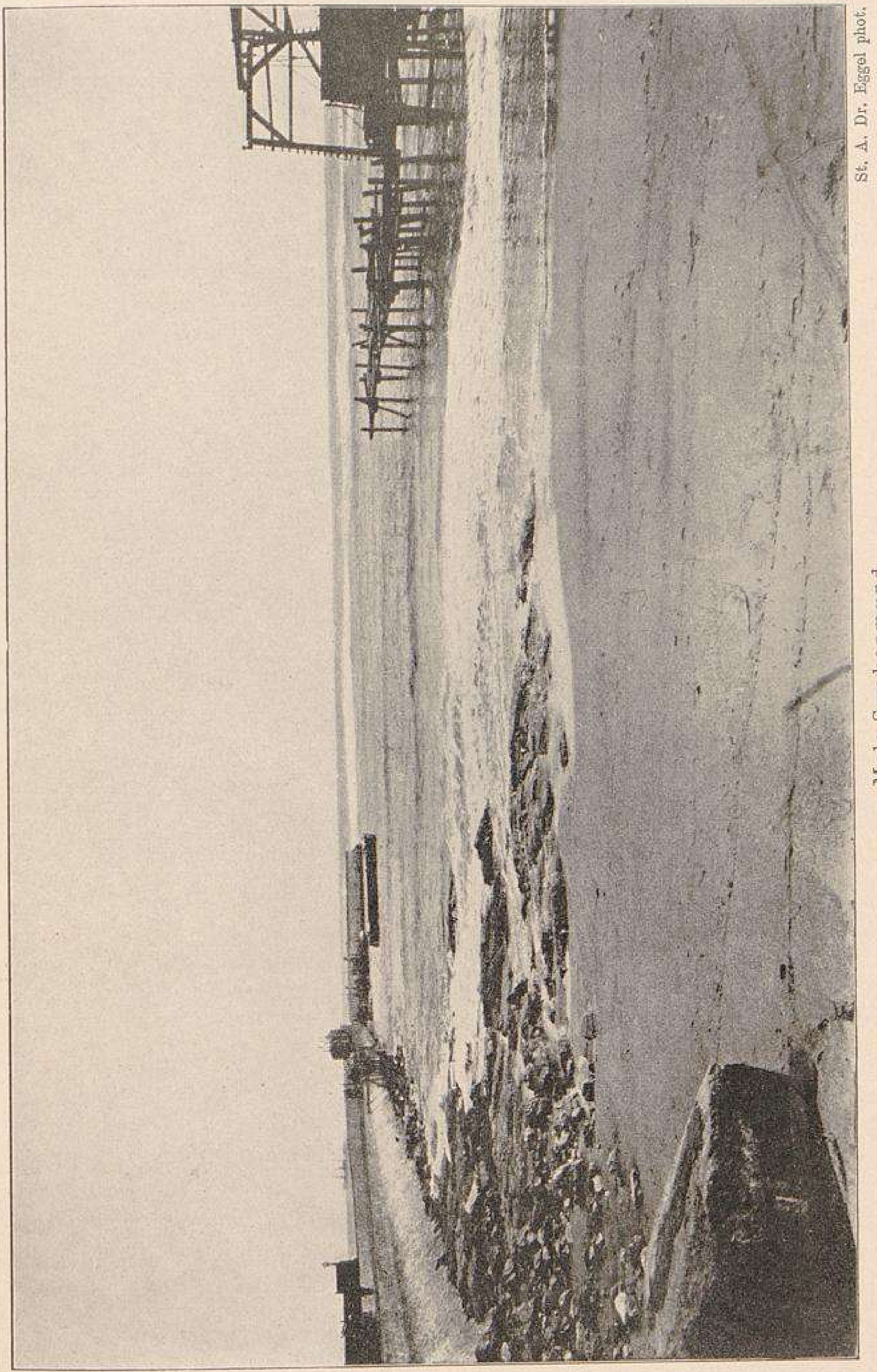
Wir verlebten einen angenehmen Abend, bekamen ordentlich zu essen und ließen uns manche Aufklärung über afrikanische Verhältnisse geben,



von Salzmann phot.

Pferdeausladen auf der Mole Swakopmund.

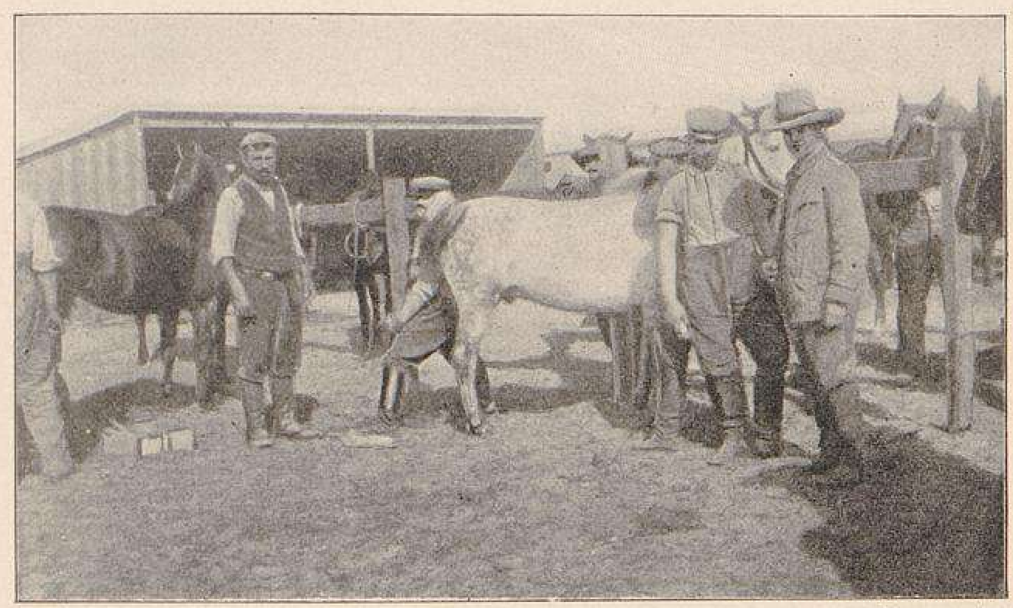
um allmählich zu richtigen alten Afrikanern zu werden. Mich erinnerte diese kleine Station an manche Raststelle im chinesischen Turkestan, der Sonnenuntergang hinter den rötlichen Felsen war genau so wunderbar schön wie in der Wüste Gobi. Ich hatte dank der Liebenswürdigkeit des Feldwebels sogar ein Bett und schlief zum ersten Male im Innern des Landes prachtvoll. Am nächsten Morgen ritten wir mit Sonnenaufgang ab, das Flußbett abwärts nach Richthofen zu, es ging zum Teil durch dicken Busch, dann wieder über sandige Stellen, die noch vom Wasser durchtränkt waren und in denen die Pferde tief einsanken. Zum ersten Male bekam man einen Begriff von afrikanischer Wildnis, ab und zu sah man einen Klippbock, der blitzschnell im Busch verschwand. Wir passierten die kleine Farm des Landwehrmannes, der Hausrat war herausgezerrt und davor verstreut, der abkommende Fluß hatte den Garten zerstört, viel Fleiß war mit einem Schlage dadurch vernichtet worden. Die das Flußbett einengenden Felsen



St. A. Dr. Eggel phot.

Mole Swakopmund.

traten allmählich weiter zurück und gegen 11 Uhr waren wir an der Station Richthofen an der Bahn angelangt und tränkten unsere Pferde aus den eisernen, auf der Station stehenden Bassins. Dann ging's weiter nach Nonidas, unterwegs trafen wir eine ganze Herde Ochsen, die seinerzeit bei einem Ochsentransport weggelaufen sind und nun sich halbwild herumtreiben. Außerdem passierte es auch uns wie noch mancher anderen Patrouille nach uns, daß wir den dem Gastwirt in Nonidas gehörenden, friedlich grasenden Fuchshengst einfingen, um ihn stolz als gefangenes kaiserliches Tier einzubringen. Das Unglücksvieh war schon recht oft eingefangen worden und kannte die Sache schon ganz genau.

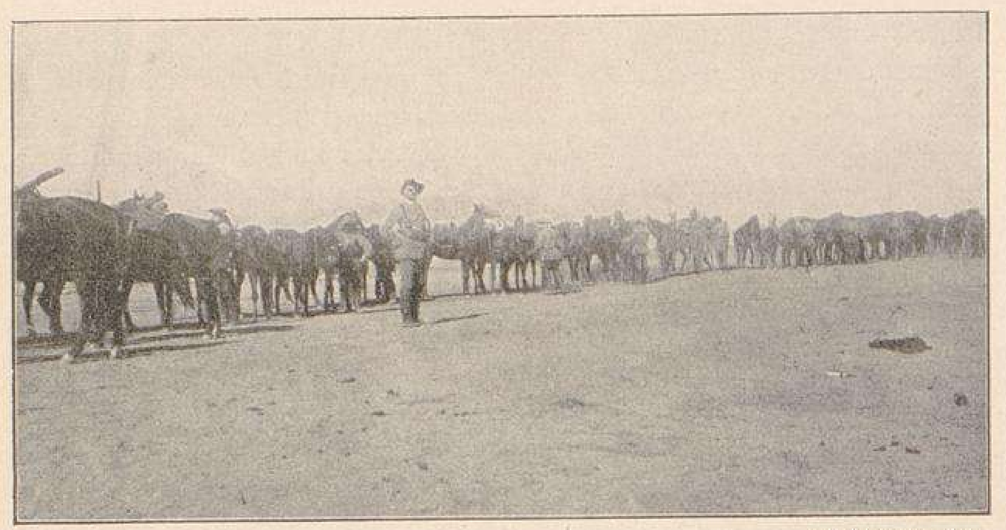


von Salzmann phot.

Feldschmiede Swakopmund.

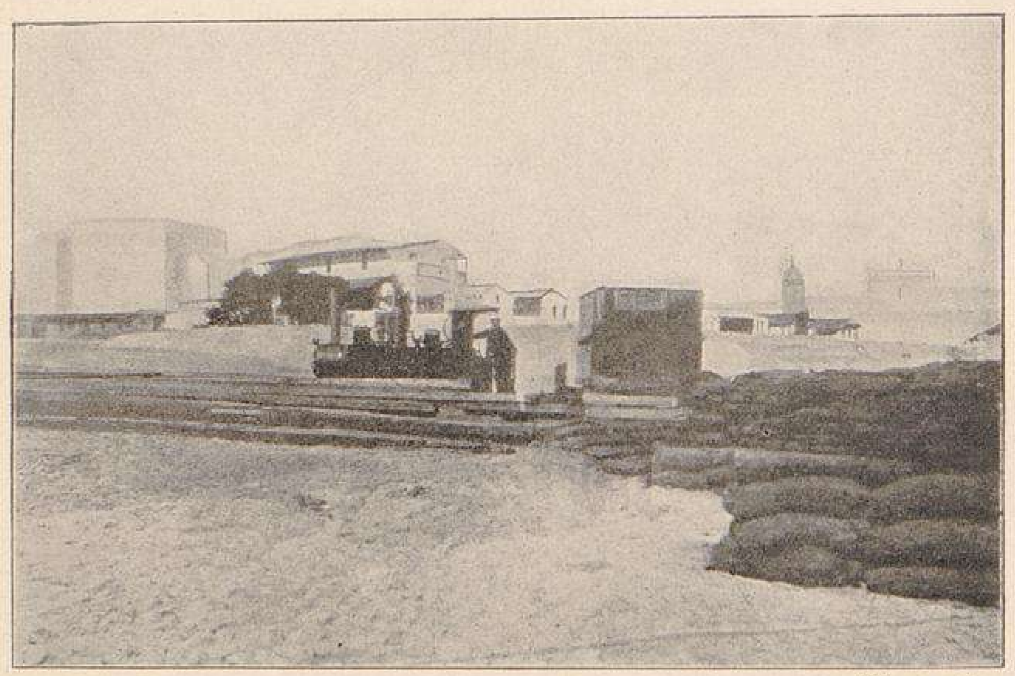
Von Nonidas ging's zurück nach Swakopmund. Hier war unterdessen der schon lange Jahre bei der Schutztruppe befindliche und mit allen einschlägigen Verhältnissen wohl vertraute Hauptmann von Heydebreck eingetroffen, der speziell die Batterien mobil machen sollte, mit ihm kam eine ganze Anzahl von Witbois, die uns teilweise beim Einfangen der entlaufenen Pferde helfen und uns späterhin als Führer für die Pferdetransporte dienen sollten. Sie erwiesen sich für den ersteren Zweck als recht nützlich und brachten auch noch eine ganze Anzahl von Pferden herein, teilweise in jammervollem Zustande infolge der Entbehrungen; fünf Tage nach dem Entlaufen waren bis auf einen geringen Teil alle wieder eingebracht. Wir beschäftigten uns in den nächsten Tagen mit Zusammenstellung der Ausrüstung der Batterie, mit Bewegen und Pflege der uns zugeteilten Pferde. Die Batterien waren neu eingeteilt. In dem Buschgelände hatte sich die

Leitung der Batterien zu sechs Geschützen als zu schwierig erwiesen, die Batterien wurden daher zu vier Geschützen formiert und aus den über-



von Salzmann phot.

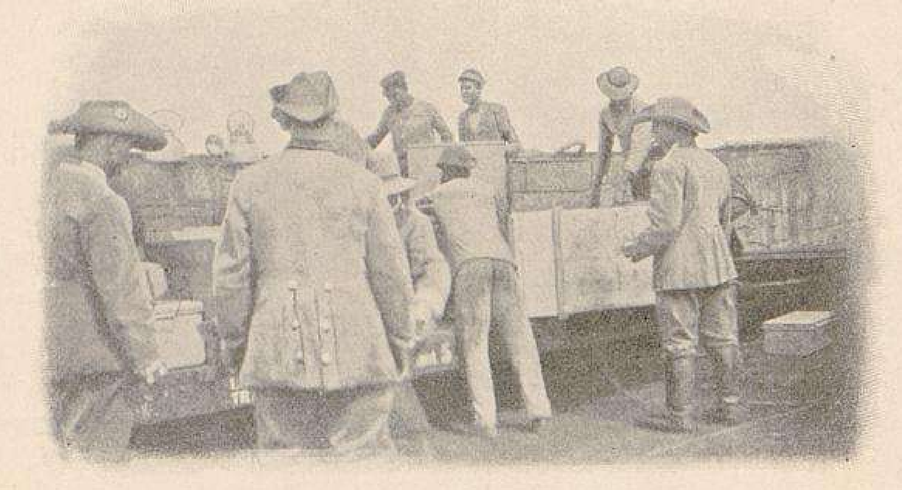
Pferdetransport. Swakopmund—Okahandja.
Vizewachtmeister der Reserve Freiherr v. Khaynach.



von Salzmann phot.

Eisenbahn in Swakopmund.

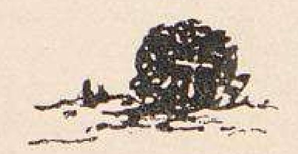
schießenden Zügen eine neue Batterie unter Oberleutnant von Müller und ein selbständiger Zug unter Oberleutnant von Madai formiert. Letzterer ging mit dem Detachement von Zülow nach dem Norden über Outjo nach



von Salzmann phot.

Verladen von Gepäck. Swakopmund.

Grootfontein, um ein Durchbrechen der Herero in dieser Richtung zu verhindern. Schon am 30. fuhr der Zug Madai ab nach Kubas, um dort mobil zu machen. Wie lange mag es dauern, bis wir die scheidenden Kameraden wiedersehen werden! Zwischen uns und ihnen befindet sich der böse Feind, also erst nach geschlagener Schlacht.



Schlußvignette von Margarete Persson-Henning.



Viertes Kapitel.

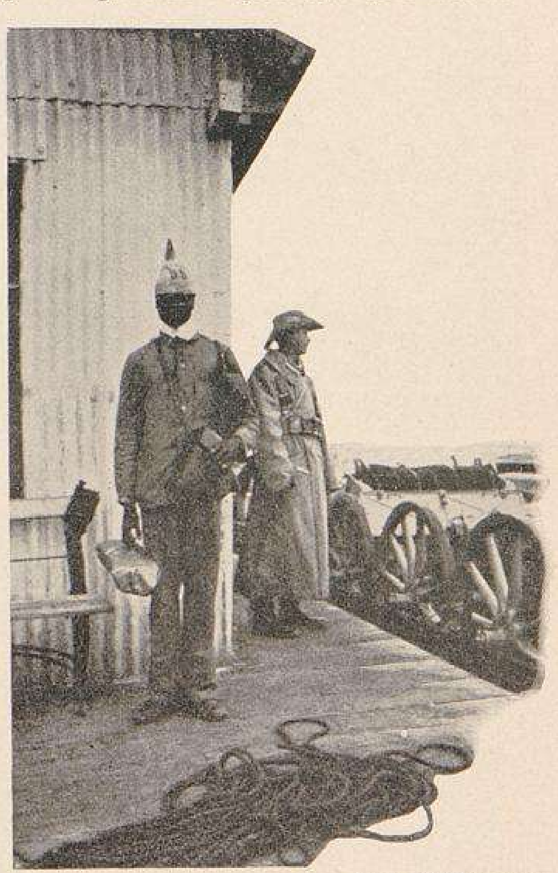
Mobilmachung der Batterie.

Mit Ungeduld warteten wir auf den endgültigen Abmarschbefehl, alles war fertig bis auf die Bespannung, die bösen Muli, von denen man so viel Schlimmes erzählte. Endlich am 4. Mai konnte ich mit sämtlichen Pferden der Batterie den Marsch nach Kubas antreten, wo wir endgültig mobil machen sollen. Über Richthofen, Khan, Dorstrivier gelangten wir nach Kubas, mußten jedoch wegen Wassermangel an diesem Ort weiterziehen nach Abbabis; dieser fünftägige Marsch gab uns schon einen Begriff von dem, was uns später erwartete, besonders machten sich die Wasserschwierigkeiten bereits unangenehm fühlbar. Für Verpflegung von Mann und Pferd war überall noch gut gesorgt, die Hitze zwang uns zu Nachtmärschen. Wir hatten den breiten Wüstengürtel durchquert und waren in ein steppenartiges Weideland mit schroffen vegetationslosen Bergen gelangt. Am 8. Morgens trafen wir in Abbabis ein. Außer dem über unsere Ankunft trotz vorheriger telegraphischer Ansage gänzlich ahnungslosen Stationsgefreiten fand ich auf einer kleinen Anhöhe in weißen Baracken ein Genesungsheim vor, in dem genesende Offiziere und Soldaten noch einige Zeit zur Erholung vor ihrer Abreise zur Front oder nach der Heimat zubringen sollen. Im übrigen war auch nicht das allergeringste zur Unterbringung der im Laufe desselben Tages mit der Bahn ankommenden Batterie vorbereitet. Trotzdem meine Leute vom Nachtmarsch recht müde waren,

---

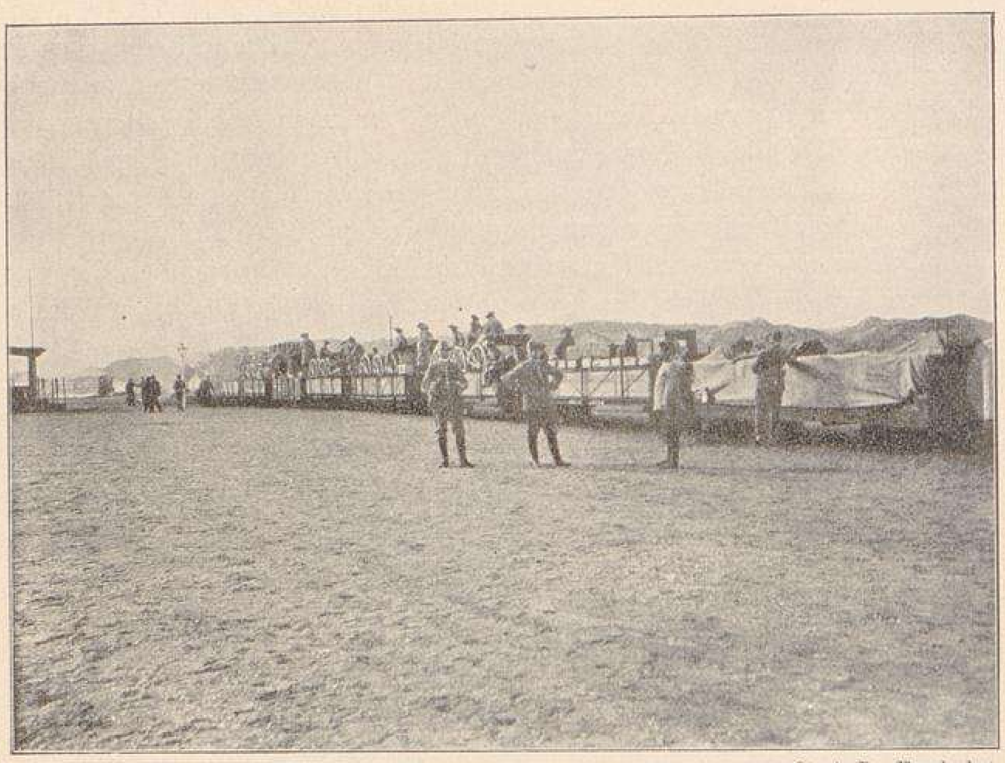
Kopfleiste von Margarete Persson-Henning. Abbabis.

mußten wir sofort an die Arbeit gehen. Hier in Afrika gilt wie eben in jedem Feldzuge das Wort: Hilf dir selbst. Ich telegraphierte also zuerst nach allen Seiten unsere Verlegung von Kubas nach Abbabis, ferner bat ich um Proviant für die Leute und um Furage für unsere hungrigen Tiere. Aus vorgefundenem Zeltmaterial konstruierten wir uns eine Art Zelt, um die Leute wenigstens wieder einmal unter Dach und Fach zu bringen, denn bisher hatten wir stets bei Mutter Grün kampiert. Ein ziemlich defekter Pferdekral wurde verstärkt durch abgeschlagenes Dorngesträuch, die Wasserstellen, zwei in den Felsen gesprengte tiefe Löcher, rekognosziert und im nicht demolierten Stationsgebäude für die Offiziere Quartier gemacht. Der Chef des Genesungsheims stellte mir in liebenswürdiger Weise leihweise etwas Reis und Konservenfleisch sowie Brot zur Verfügung, für die Offiziere sogar Betten — welch unerhörter Luxus, denn später schläft man immer hübsch auf der Erde. Jedenfalls gab es Arbeit genug, doch war ich bis zum Eintreffen der Batterie um 2 Uhr nachmittags so weit über alles orientiert, daß ich mit Vorschlägen zur Unterbringung der Leute sowie deren Verpflegung kommen konnte. Ja das ist eben etwas anderes, als wenn man wie zu Hause womöglich das Essen schön hergerichtet vorfindet, jedes Pferd seinen Stand und seine Krippe voll Hafer hat, hier heißt es wie gesagt überall: Hilf dir selbst.



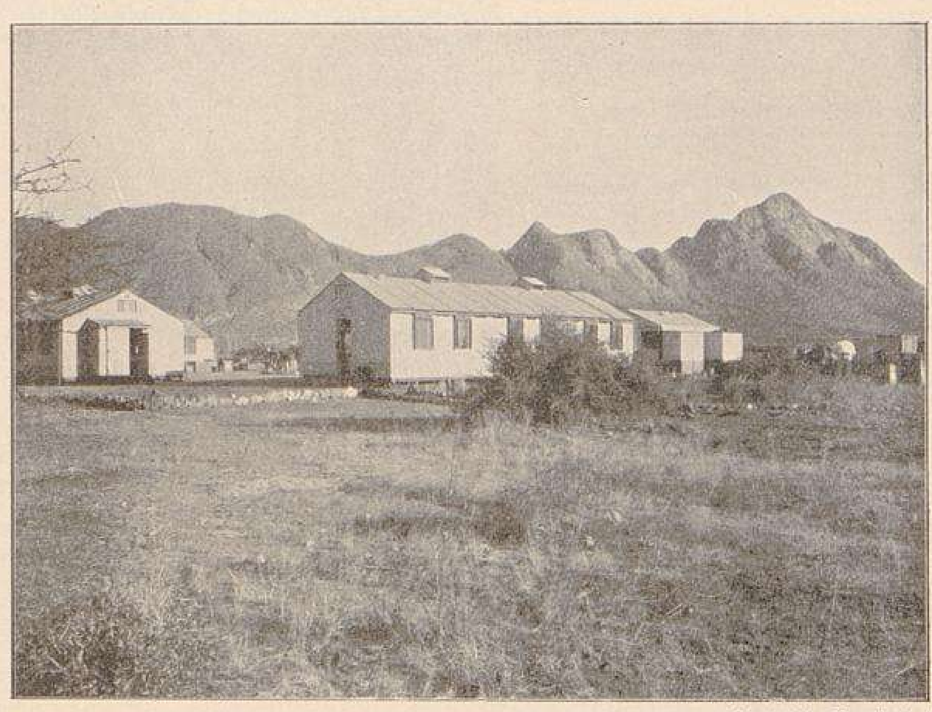
St. A. Dr. Eggel phot.
Ein Bambuse.

Am Abend kamen dann noch unsere Bespannungsmaultiere, 73 Köpfe stark, in einer Herde getrieben an. Ach diese lieben Tiere, wenn ich an sie denke, durchzieht Wehmut mein Herz. Wie sahen nach einigen Tagen meine Hände aus, zerrissen, zerschrammt und voller Wunden, dazu keinen heilen Knochen mehr im Leibe und nichts als zerschundene Stellen und blaue Flecke, das war das Resultat von zwei Tagen Muli einfangen. Wenn man hier als Offizier nicht mit zufaßt, geht die Karre nicht, außerdem hat es mir stets Spaß gemacht, so eine wilde Bestie klein zu kriegen, und ich



St. A. Dr. Eggel phot.

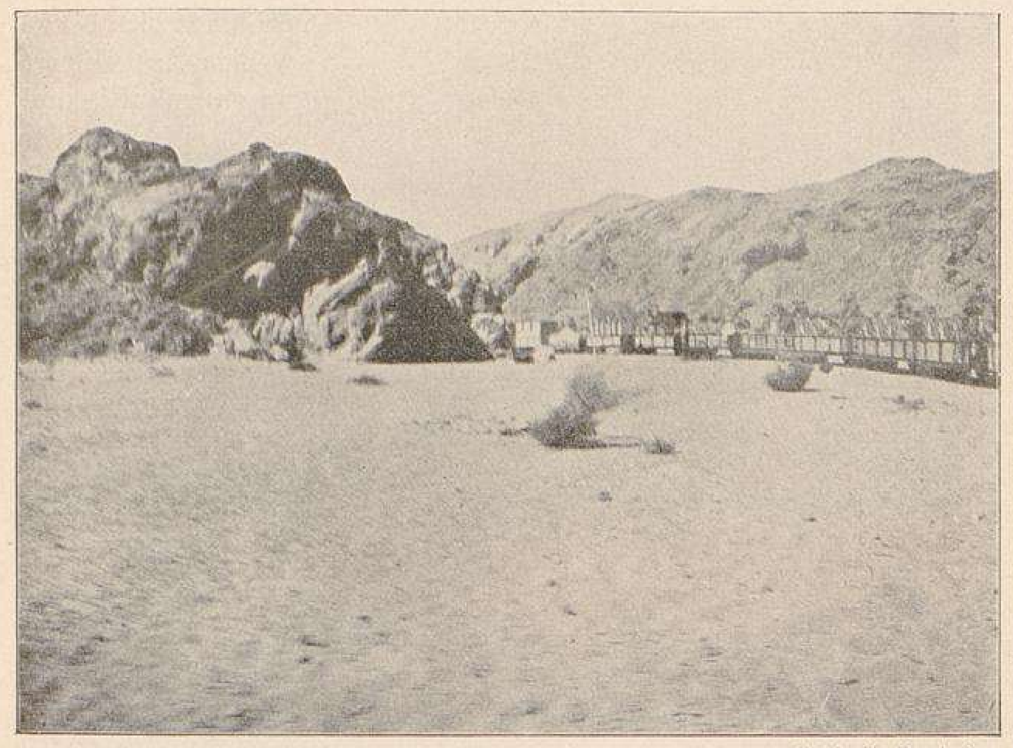
Material der fünften Batterie verladen auf der Eisenbahn Swakopmund—Windhuk.



St. A. Dr. Eggel phot.

Genesungsheim Abbabis.

kann wohl sagen, daß es uns ganz gut gelungen ist. Das ist eine hübsche Gelegenheit, seine Leute kennen zu lernen. So mancher hielt immer recht weit hinten an dem Strick, der vorn eine Schlinge hatte, mit der man das Tier aus der Herde heraus fing. Wieder andere gingen mit einem famosen Schneid an die wie verrückt um sich schlagenden Tiere heran, um die langen empfindlichen Ohren zu fassen und sanft zu kneifen. Ein seine Übung hier abmachender Unteroffizier der Reserve vom 19. Dragoner-Regiment, Freiherr von Khaynach, und meine Wenigkeit hatten den hübschen Posten,



St. A. Dr. Eggel phot.

Eisenbahn im Khan-Rivier.

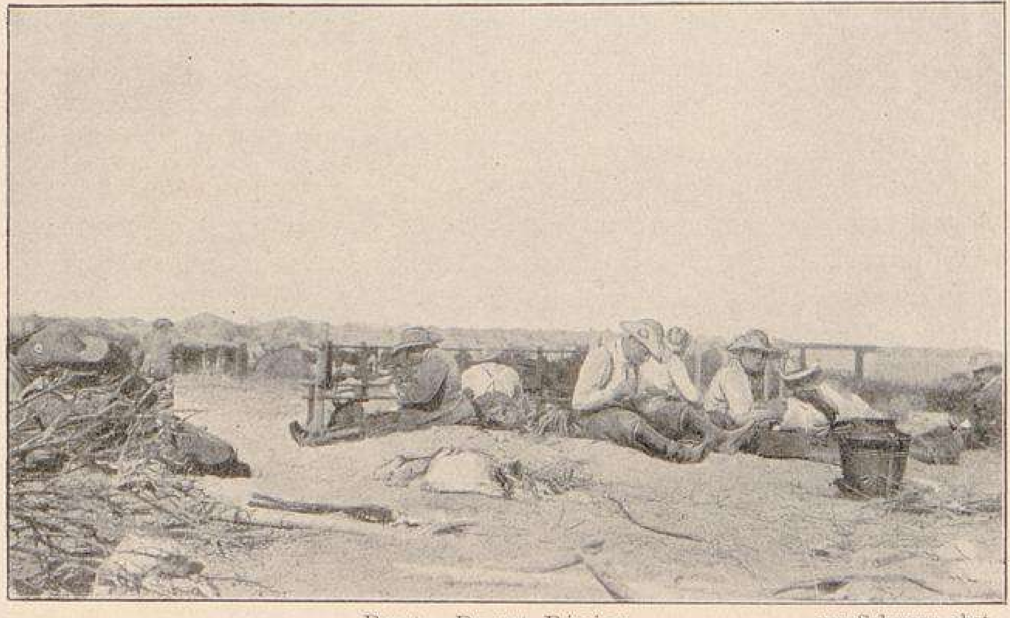
dem in der Schlinge gefangenen Tier sofort an den Hals zu springen, um die Ohren zu fassen. Später machten es dann andere von unseren Leuten, und mit wahrer Freude sah ich den Reiter Pyko vom 4. Kürassier-Reg. und seinen Kameraden Michna, zwei brave Polen, und andere trotz vieler blutender Risse und Schrammen immer wieder ihr gefährliches Amt vollziehen. Am Abend hatten wir 65 Tiere gefangen und nur noch acht trotzten unseren Bemühungen mit der besonders dem Maultier eigenen Schlauheit; immer und immer wieder gelang es ihnen, der drohenden Schlinge zu entgehen. Am nächsten Morgen, den 10., fühlte jeder seine Knochen etwas, und ein Witzbold bemerkte sehr richtig, eigentlich müßte uns der 9. Mai als Gefechtstag gerechnet werden, denn schlimmer könne



Kaffern-Weiber. von Salzmann phot.

es in einem Gefecht mit den Schwarzen auch nicht zugehen.

Die Tiere wurden nun eingespannt, immer acht vor ein Geschütz, davor noch ein Paar Pferde als vorderstes Paar. Sie benahmen sich bis auf wenige Ausnahmen ganz vernünftig und zeigten sich besonders recht bald für gute Behandlung sehr empfänglich, obwohl sie stets mißtrauisch blieben, was man schon dem Auge des Tieres ansieht. Schon nach wenigen Tagen Fahrübung waren wir so weit, daß wir auch im tiefsten Sande mit den Geschützen nicht mehr

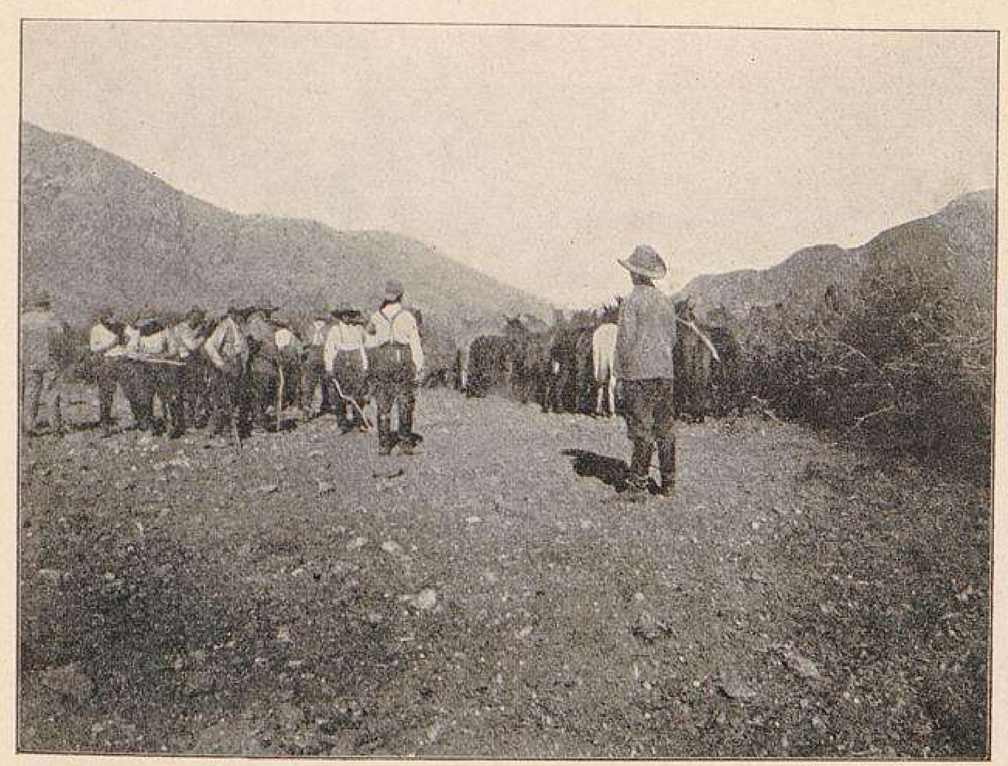


Rast. Dorst-Rivier. von Salzmann phot.

stecken blieben, und wiederum begann für uns die Zeit sehnsüchtigen Wartens auf den Befehl zum Vormarsch zur Front.

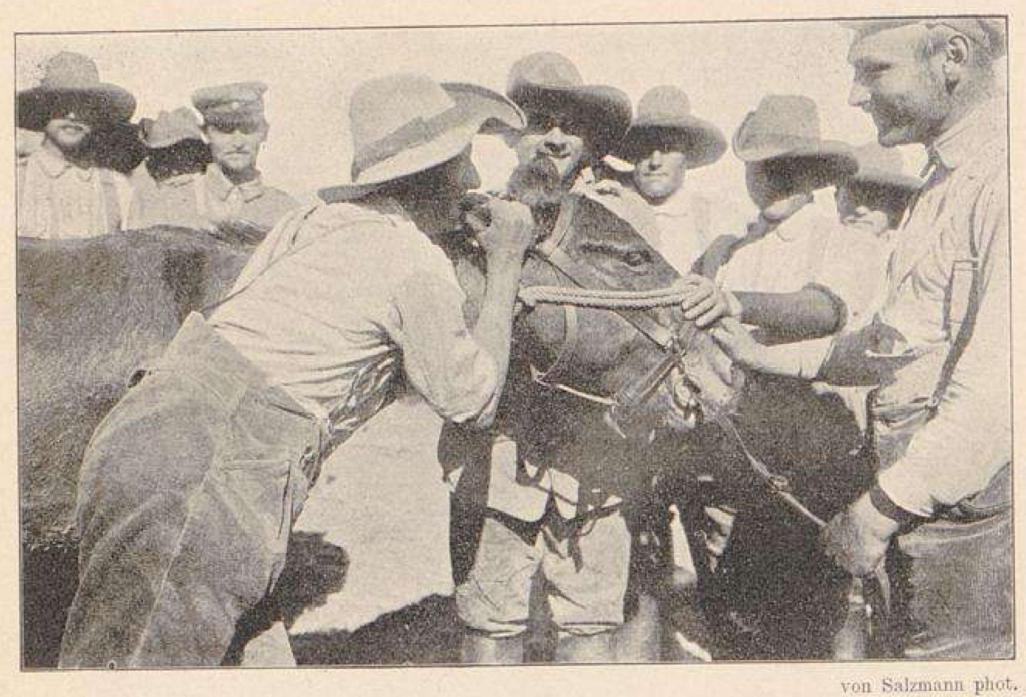


Abbabis. Appell. von Salzmann phot



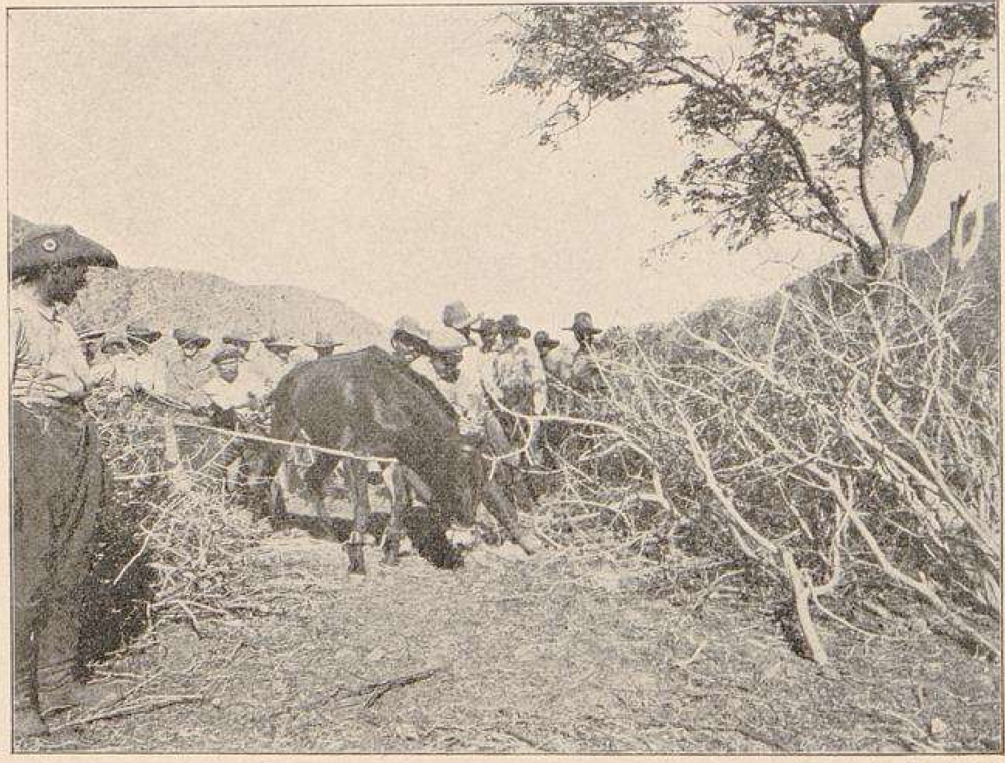
Einfangen von Maultieren. Abbabis. St. A. Dr. Eggel phot.

Nur einmal kam Abwechslung in unsere Einsamkeit. Am 10. Mai mittags kam plötzlich Oberleutnant d. L. Kuhn aus Karibib an mit einem



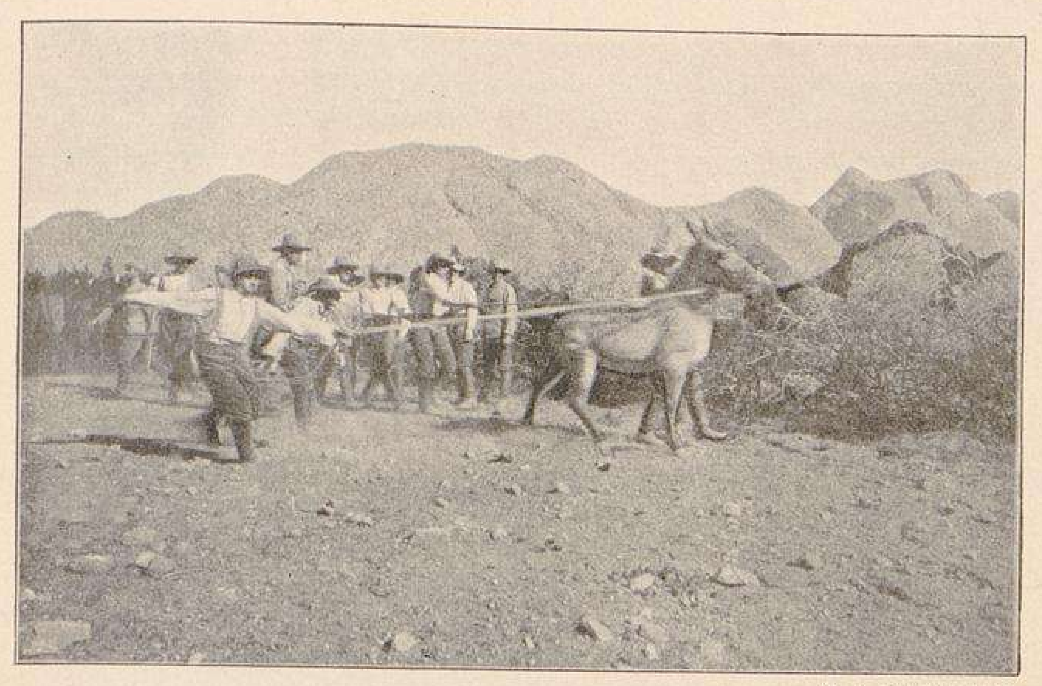
von Salzmann phot.

Maultierfangen.



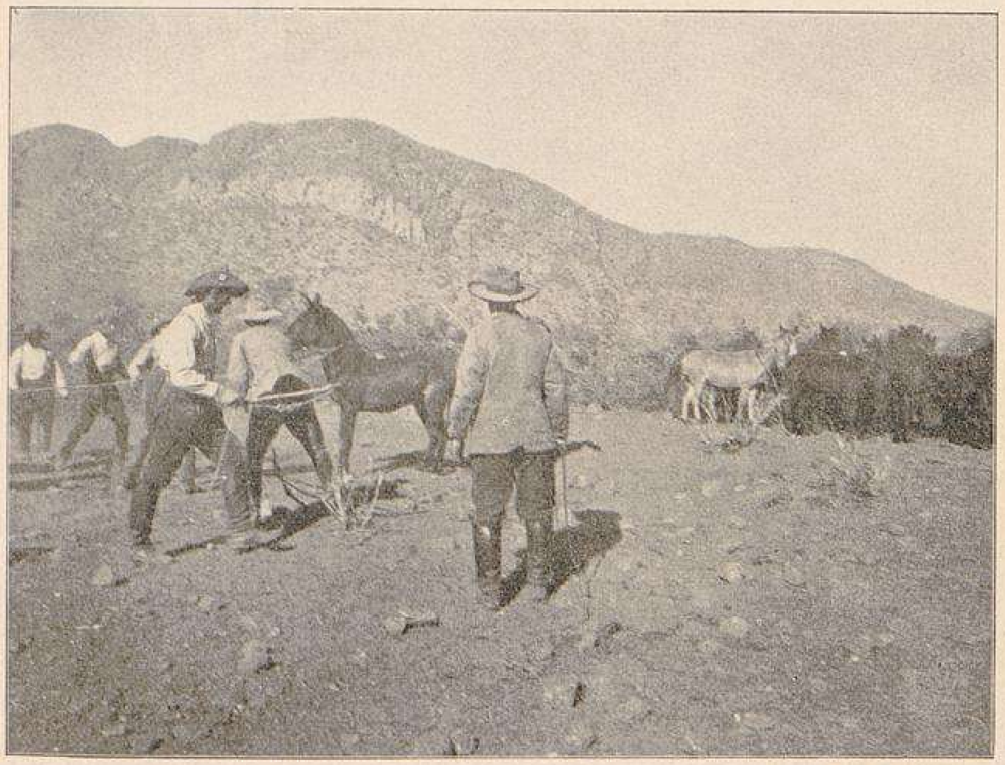
St. A. Dr. Eggel phot.

Maultierfangen. „Er will absolut in die Dornen.“



St. A. Dr. Eggel phot.

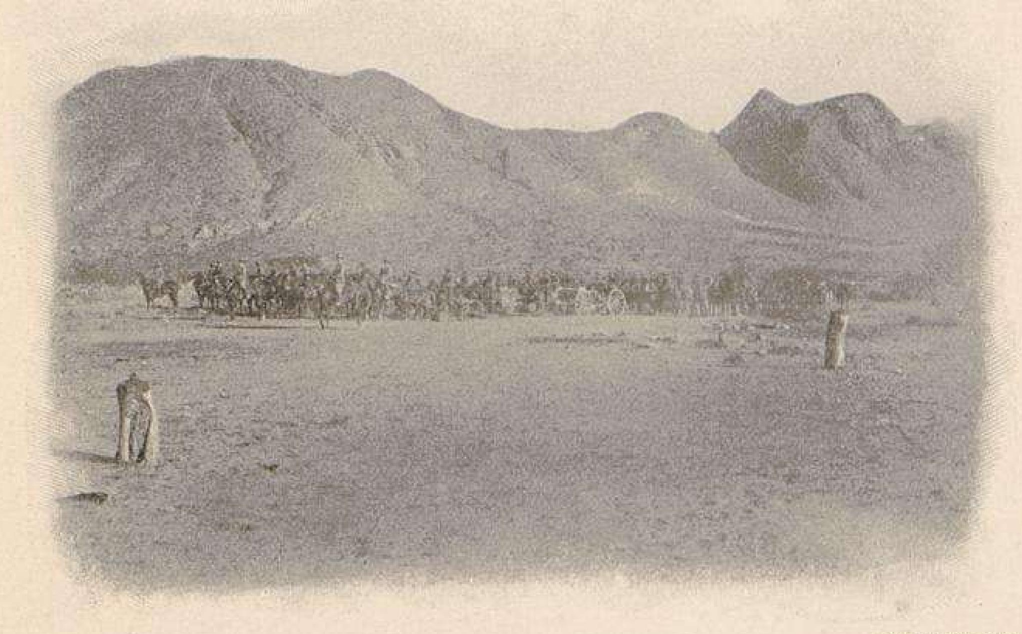
Maultierfangen.



St. A. Dr. Eggel phot.

Einfangen von Maultieren. 5. Batterie. Abbabis.

Befehl vom Obersten Leutwein, der gerade in Karibib weilte, Viehräuber zu verfolgen, die sich in die Berge westlich Habis geflüchtet hatten. Binnen einer halben Stunde stand ein Detachement von zwei Offizieren und 30 Mann mit Karabinern bereit abzurücken. Da es leider in die zerklüfteten klippenreichen Berge ging, war an ein Mitnehmen der Pferde gar nicht zu denken, nur ein Tier, meine dicke Fuchsstute „Lottemaus", wurde als Packpferd für einige Decken und Brot mitgenommen. Mittels einer schnell fertig gemachten Lori fuhren wir bis halbwegs Habis, dann wurde ausgeladen, und mit einer Eingeborenenspitze vornweg ging's hinein in den

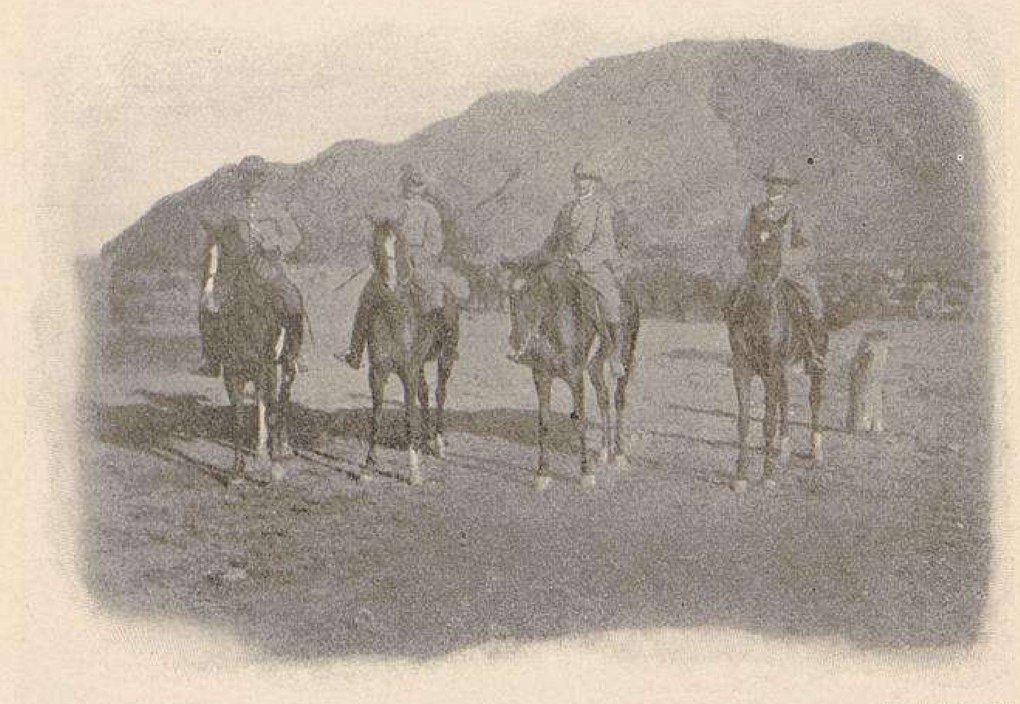


Dr. Jodtka phot.

5. Batterie in Abbabis.

dichten Busch in die Berge. Die Sonne brannte unbarmherzig, die Schwarzen vorn schlugen ein sehr scharfes Tempo an, so daß ich mit der weißen Spitze, obwohl ich gut zu Fuß bin, kaum zu folgen vermochte. Man ist es eben noch nicht so gewohnt, den Dornen, die Hände, Kleider und Schuhzeug zerreißen, auszuweichen. Wir hatten einen Sattel passiert und hielten an hohen Klippen, die ich erklommen hatte, um mit dem Zeiß Umschau zu halten. Die Schwarzen hatten noch früher mit ihren Falkenaugen wie ich mit meinem guten Glase drüben im Tale Reiter erspäht, ich besetzte die Klippe mit meiner Spitze und ließ fertig machen, um eventuell das Feuer zu eröffnen. Leider entpuppten sich beim Näherkommen die Reiter als eingeborene Soldaten aus Karibib, die uns die Meldung von einer ausgerückten Seebatataillonspatrouille brachten, daß der Feind wahr-

scheinlich nur „ein“ Mann stark, nach den Fußspuren zu schließen, mit dem gestohlenen Vieh längst über alle Berge war. Tant de bruit pour une omelette. Also dafür waren mehrere Offiziere und 30 Mann ausgerückt, um einen Schwarzen mit einigen gestohlenen Ziegen zu fangen. Das ist in diesem Lande einfach eine Unmöglichkeit, der Schwarze versteckt sich hinter einen dicken Strauch oder eine Klippe, die Ziegenspuren verschwinden irgendwo auf dem Felsboden, und man hat das Nachsehen. Wahrscheinlich hatte einer der Karibiber Kaufleute wieder die unglaublichsten



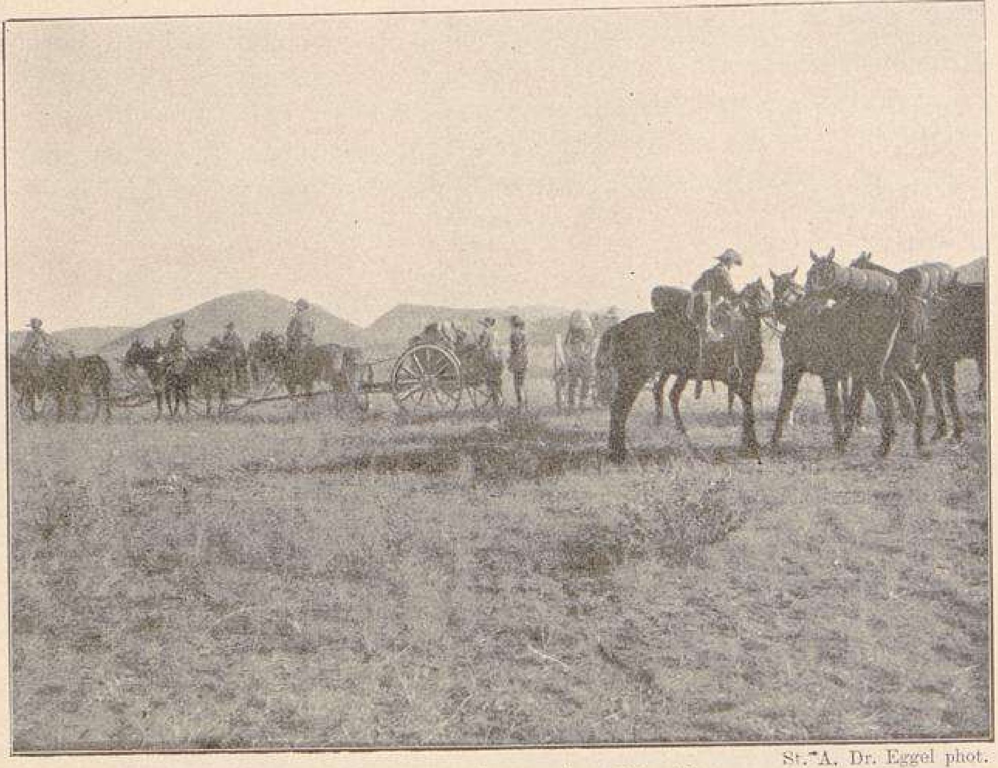
Dr. Jodtka phot.

In Abbabis.

Der Verfasser. St. A. Dr. Eggel. Hauptm. Stahl. Lt. Frhr. v. Watter.
Offiziere der 5. Batterie in Abbabis.

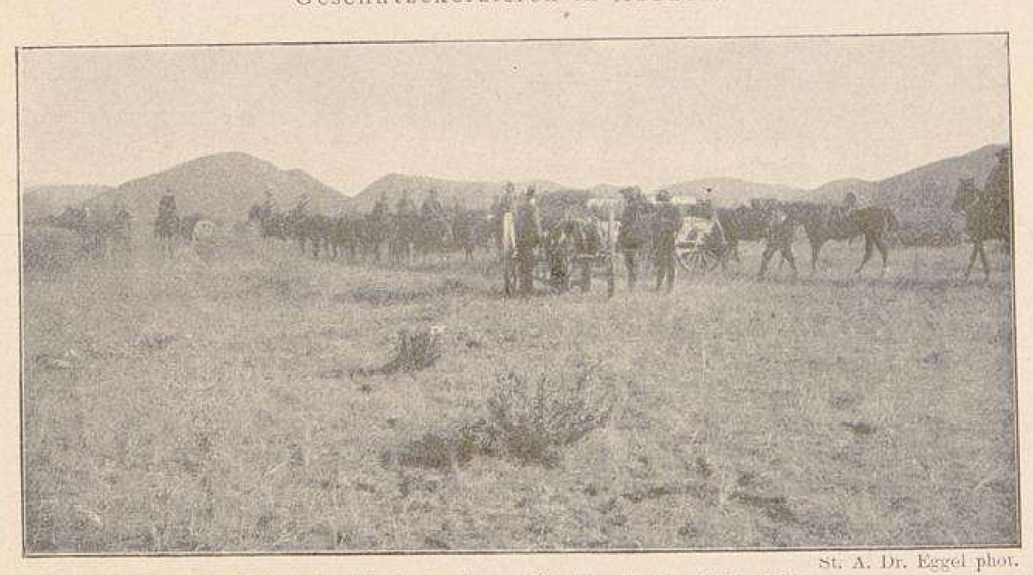
Gerüchte in die Welt gesetzt, wie man es hier im Lande der „Stories“ schon so oft erlebt hat. Was hier übertrieben und dazu gelogen wird bei den kleinsten Gelegenheiten, grenzt allerdings fast ans Unmögliche. Ich machte beim ziemlich lang gezogenen Gros, das endlich keuchend und schwitzend herannahte, meine Meldung, dann setzten wir uns alle ins Gras, um uns einmal ordentlich auszulachen. Nur eins erschien uns merkwürdig, daß sich ein so alter „Afrikaner“, wie es doch Oberleutnant Kuhn ist, so hatte an der Nase herumführen lassen. Für uns war es eine ganz gute Lehre für die Zukunft.

Unsere Leute waren durch den schnellen Marsch in der glühenden Hitze über das schwere Gelände recht mitgenommen, wir mußten erst eine



St. A. Dr. Eggel phot.

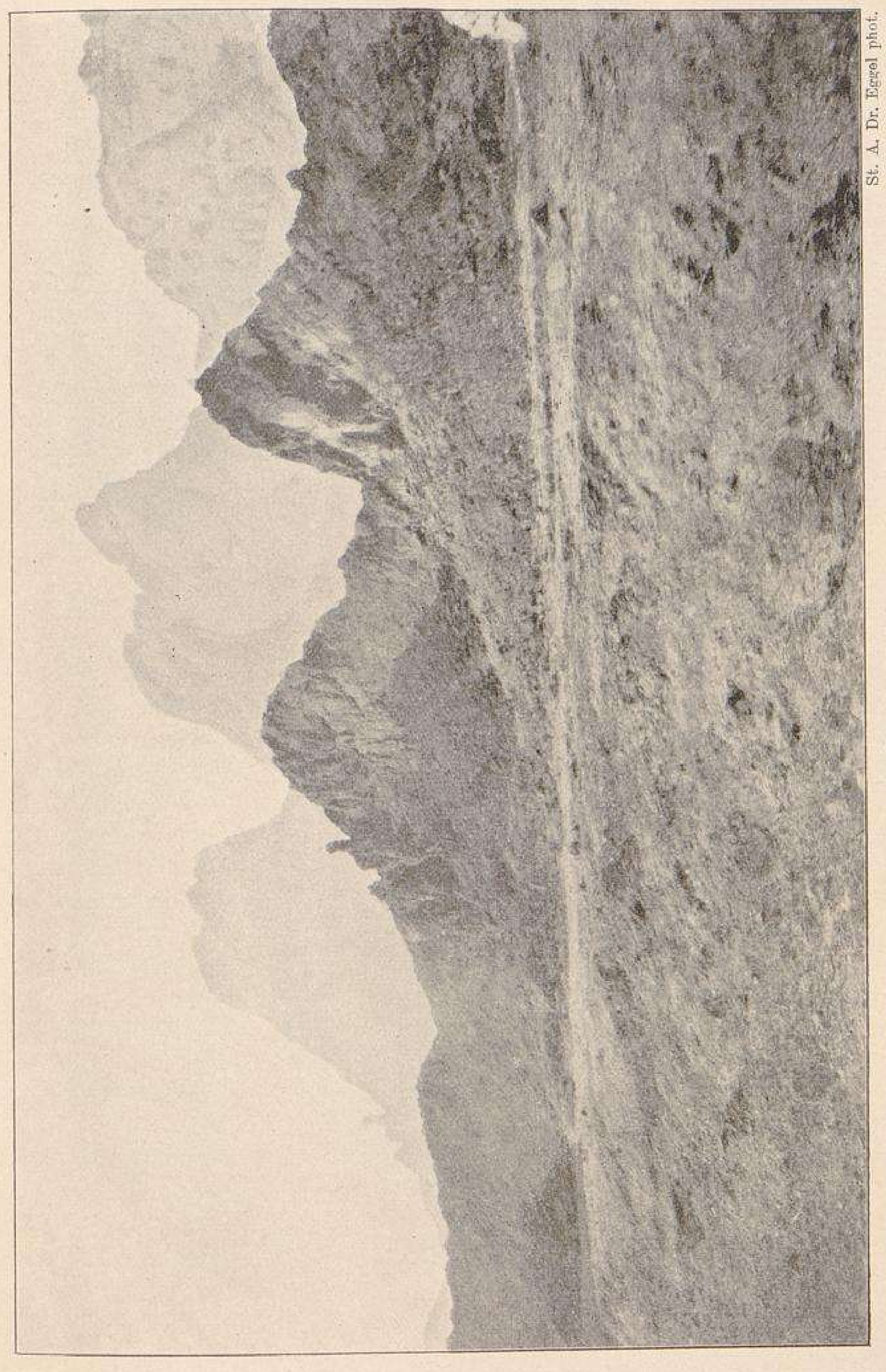
Geschützexerzieren in Abbabis.



St. A. Dr. Eggel phot.

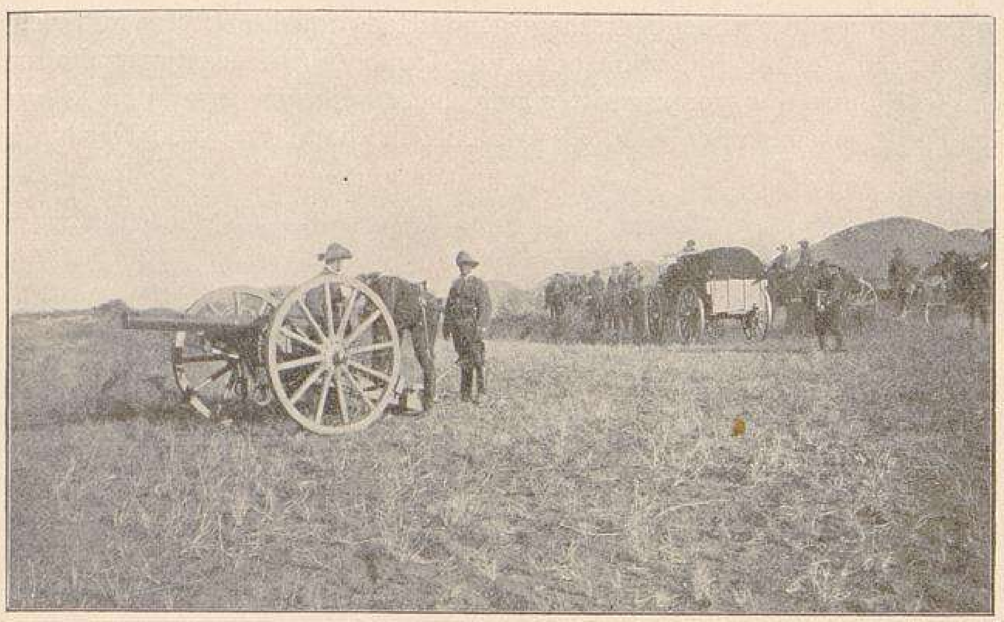
Scharfschießen der 5. Batterie in Abbabis.

Ruhepause einlegen, ehe an den Weitermarsch gedacht werden konnte. Dieser führte uns dann in einem sandigen Flußbett entlang, in dem wir



St. A. Dr. Eggel phot.

Im Erongo-Gebirge.



St. A. Dr. Eggel phot.

Scharfschießen in Abbabis.

einmal an einer hohen Felswand Wasser fanden, das uns sehr willkommen war, da unsere Feldflaschen geleert waren. Endlos zog sich das Flußbett hin, wir marschierten auf den Spuren der anderen Patrouille, und es war schon fast ganz Nacht, als endlich die Eingeborenenspitze meldete: „Wir sind an der Wasserstelle.“ Es gab zwar nur etwas sumpfiges Wasser, aber das machte nichts, wir hätten auch noch schlechteres gern getrunken. Das Lager war bald bezogen, ich übernahm die eine der auszustellenden Feldwachen, ein Sergeant die andere, mit je drei Weißen und drei Eingeborenen. Die Nacht verlief ohne Zwischenfall, an Schlaf war auf meinem luftigen Posten auf der Bergspitze nicht zu denken, denn der Wind pfiff uns durch Mark und Bein.



von Salzmann phot.

Leutnant Findeis, schwer verwundet bei Oviumbo.

Als die Sonne aufging, wurde die Feldwache eingezogen, und gegen 6 Uhr marschierten wir ab auf Karibib zu, das wir nach einem außer-

ordentlich anstrengenden Marsche gegen Mittag erreichten. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, die stark ermattete Truppe noch zusammenzuhalten. Unser Führer war vorausgeritten auf einem entgegen gesandten Pferde. Ich dankte meinem Schöpfer, als wir endlich die Häuser von Karibib in



Sicht hatten und an einem Brunnen Wasser erhielten; fünf Mann, die unterwegs liegen geblieben waren, mußten später mittels Ochsenkarre hereingeholt werden. In Karibib hatte ich die Ehre, dem gerade anwesenden Gouverneur vorgestellt zu werden und mit ihm zu Mittag essen zu dürfen. Um 2 Uhr beförderte uns ein Extrazug nach Ababis zurück, wo wir uns von den zweitägigen, nicht unerheblichen Strapazen erholen konnten. Dank der Liebenswürdigkeit des Chefs des Genesungsheims nahmen wir Offiziere an den dortigen Mahlzeiten teil, die stets vorzüglich unter Aufsicht der von uns allen infolge ihrer aufopfernden und selbstlosen Tätigkeit hochgeschätzten Schwester Mary Jonas vom Roten Kreuz zubereitet wurden; ich habe diese Dame bewundert ob ihrer sich zu jeder Zeit gleichbleibenden Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft, um so mehr betrübte uns nach unserem Abmarsch die Nachricht von ihrer plötzlichen Erkrankung an Malaria, die sie zwang, ins Lazarett Karibib in Pflege zu gehen. Sie war



von Salzmann phot.
Schwester Mary Jonas, „der Tapfersten Eine".

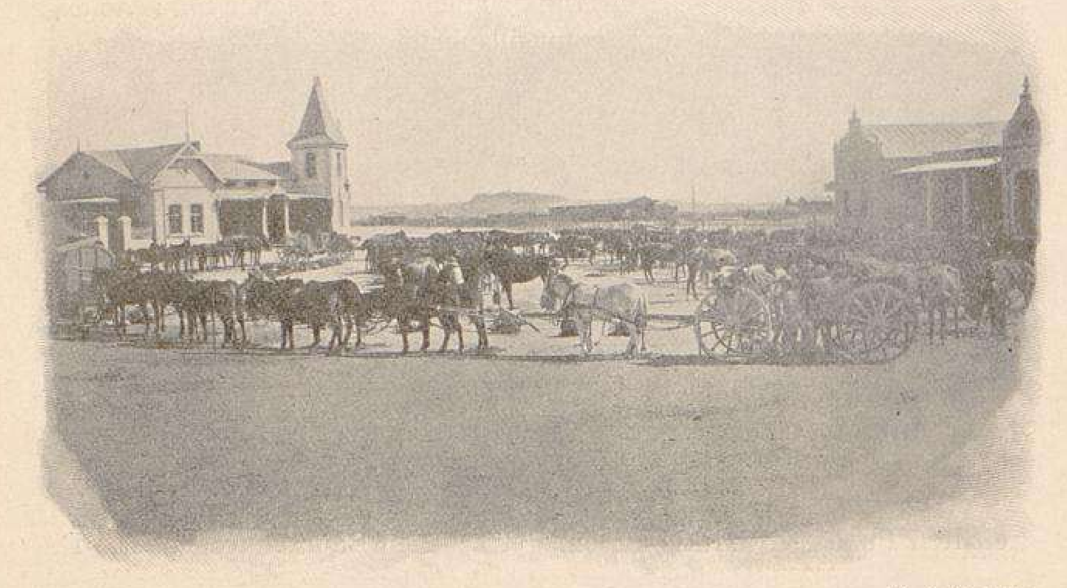
mit ihrem liebenswürdigen heiteren Wesen der Mittelpunkt des Genesungsheims und hat so manchem armen Verwundeten mit milder Frauenhand Verbände angelegt, möchte sie zu unser aller Nutz und Frommen ihrem schweren entsagungsvollen Beruf bald in alter Frische zurückgegeben werden!

Es war ein ewiges Kommen und Gehen in Abbabis. Leutnant Findeis, bei Oviumbo schwer verwundet, trug mit seinem nie versiegenden Humor sehr zur Aufheiterung bei. Stets hatte er einen Scherz im Munde, und man ahnte gar nicht, was er manchmal infolge zerrissener Nervenstränge in der Schulter für Schmerzen hatte. Keiner der hier so zahlreich durchkommenden Kameraden versäumte, im gastfreien Genesungsheim Guten Tag zu sagen und einen kühlen Trunk zu nehmen, aber auch nur: „solange der Vorrat reicht", leider war er nur allzubald zu Ende. —

Die Jagd war hier noch nicht besonders, einmal schoß ein Unteroffizier einen mächtigen Pavian, der ein Gebiß wie ein Panther hatte. Lebhaft bedauerte man es, keine Flinte mitzuhaben, um die zahlreichen Perlhühner zu schießen. Zuweilen unternahm ich mit meinem Kameraden von Watter eine kleine Partie. Einmal ging's in die Schlucht hinter den Tränken, die durch ihre ausgeprägte afrikanische Flora und ihren Reichtum an Vögeln auffiel. Hier hausten auch die sehr scheuen Paviane, an die es uns nicht gelang auf Schußdistanz heranzukommen. Ein andermal versuchten wir den südlich der Station gelegenen steilen Felsgipfel zu erklimmen, was uns nicht ganz gelang, mich aber dafür ein Paar Schuhe kostete, denn ich hatte unvorsichtigerweise ungenagelte angezogen. Dieser versuchte Aufstieg hatte noch andere Folgen. Wir hatten, um den höchsten erreichten Punkt zu markieren, einen trockenen Baum angezündet. Das verursachte nun abends im Lager große Aufregung, zuerst kam der Wachtmeister und meldete, die Schwarzen gäben Feuersignale von Berg zu Berg. Kaum hatten wir die Leute aufgeklärt und beruhigt, so kam telegraphische Nachricht aus Kubas, daß das Zugpersonal sich weigere zu fahren, da die Herero oben auf dem Berge Feuer angezündet hätten. Auch diese mußten erst telegraphisch beruhigt werden. Beinahe hätte unser harmlose Scherz Alarm auf der ganzen Linie verursacht.

Endlich kam auch der so langersehnte Abmarschbefehl, und am 17. Mai verließen wir nun vollkommen kriegsbereit Abbabis, um auf Okahandja zu marschieren. Nach europäischen Begriffen waren wir freilich vollkommen kriegsbereit, jedoch noch lange nicht nach afrikanischen, denn unsere Tiere konnten noch nicht frei weiden, ein Haupterfordernis für die Schlagfertigkeit einer Truppe hier. Man ahnt zu Hause gar nicht, wie wichtig dieses Weidenkönnen der Tiere ist. Die in Argentinien stets in Herden gehaltenen Pferde und Maultiere können das sehr schön, aber unsere

deutschen Pferde müssen es erst lernen, und besonders die Schwadronspferde stellten sich dabei recht ungeschickt an, indem sie stets wegliefen, und es ist keine Kleinigkeit, eine solche Herde von 160 Tieren zusammenzuhalten. Mit vieler List und Tücke haben wir es trotzdem unseren Tieren, wie ich später erzählen werde, beigebracht. Alte Offiziere der Schutztruppe, die begreiflicherweise auf ihre alten „gesalzenen" Afrikaner schwören, wollen es zwar immer noch nicht so recht zugeben und sind aus diesem Grunde gegen Einführung der Ostpreußen. Ich meinerseits bin dafür. Beide Teile müssen vor einem endgültig abzuschließenden Urteil aber erst zusehen, wie die Ostpreußen den wunden Punkt Südafrikas, die



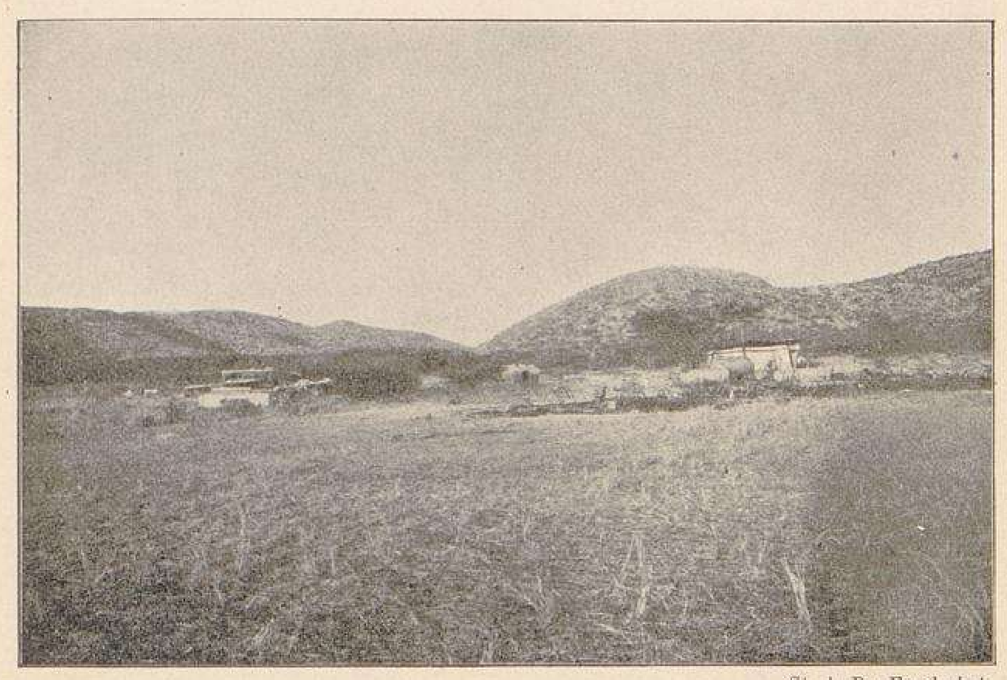
Dr. Jodka phot.

5. Batterie in Karibib auf dem Marsche von Abbabis nach Okahandja.

Pferdesterbe überwinden werden. Das Nichtweidenkönnen kommt, besonders zur Friedenszeit, meiner Ansicht nach gar nicht in Betracht, da es eben schließlich jedes Pferd lernt; in der Leistungsfähigkeit ist mir aber schon jetzt der Preuße bei weitem lieber als der Argentinier, den man nebenbei als beinahe mit allen Schönheitsfehlern behaftet bezeichnen kann, es ist ein merkwürdig häßlicher Schlag Tiere. Ich habe in China jahrelang Gelegenheit gehabt, die Leistungfähigkeit von Pferderassen zu beobachten, Australier und Amerikaner, Indier und Araber, japanische, annamitische, russische, chinesische, mongolische und turkestanische Ponies, also eine ganze Kollektion von Tieren, unter denen übrigens auch einige deutsche Pferde waren. Wenn ich das hiesige überaus trockene Klima in Betracht ziehe, so möchte ich nach meinen Erfahrungen meinen lieben alten Freund,

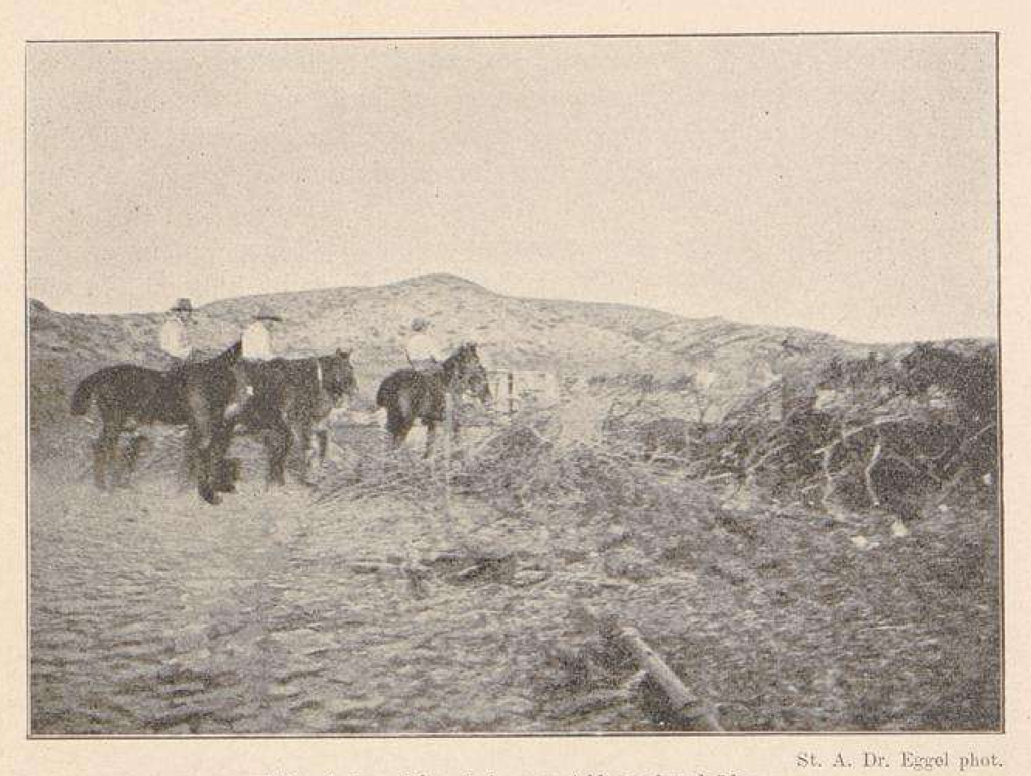
den mongolischen Pony, über alle stellen. Er findet hier ganz ähnliche Lebensbedingungen wie in seiner mongolischen Heimat, an die ich mit Wehmut und mit einer gewissen Sehnsucht im Herzen zurückdenke, und ich glaube, daß sich wohl ein Versuch zur Einführung dieses Tieres lohnen würde.

Dieser erste Marsch — wir marschierten der Hitze halber erst um 4 Uhr nachmittags ab — war für jedermann eine recht hübsche Geduldsprobe. Es wurde Nacht. Der Mond war bald hinter Wolken verschwunden,



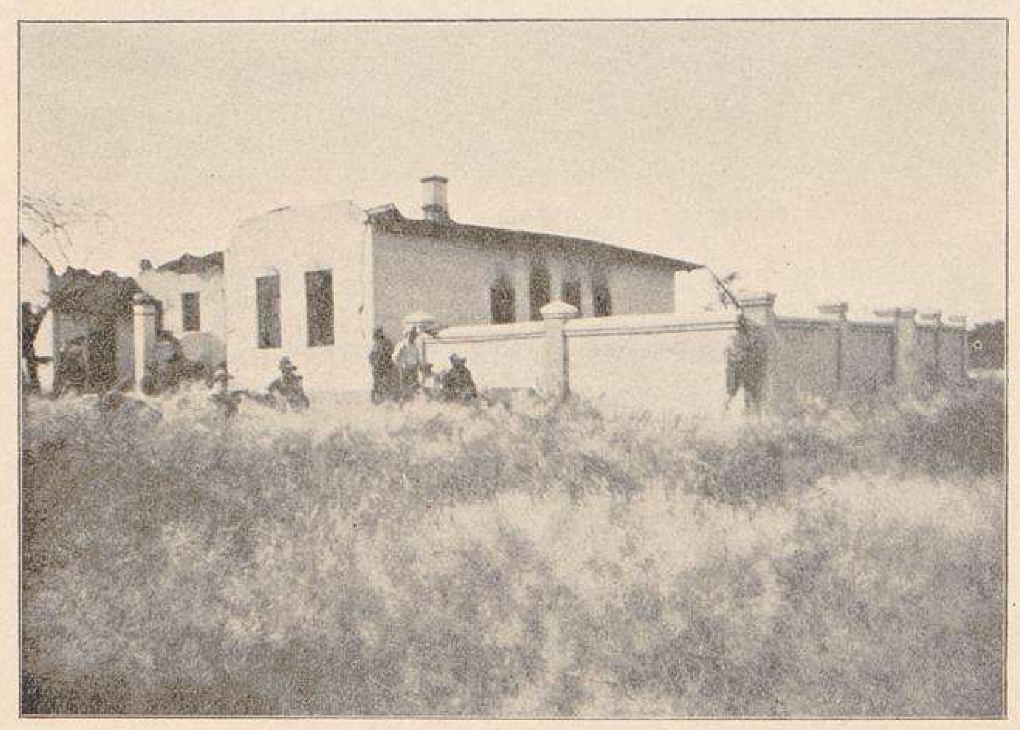
St. A. Dr. Eggel phot.
Zerstörte Station Johann-Albrechtshöhe.

die angezündeten Geschützlaternen am Anfang jedes Geschützes gaben wenig Licht, und alle Augenblicke war etwas los. Einmal hatte ein Maultier über den Strang geschlagen, ein andermal war die Lafette eines Geschützes in ein tiefes Loch am Wege gefallen, das man in der Dunkelheit nicht gesehen hatte. Es war fast ein Wunder, daß nicht das ganze Geschütz hineingefahren war. Morgens gegen 3 Uhr langten wir endlich frierend und hungrig auf dem Platz vor dem Bahnhof Karibib an, fuhren mit den Fahrzeugen einen Kreis, die Reitpferde in die Mitte, was sich als das wirksamste Mittel erwies, sie am Entlaufen zu verhindern. Die Maultiere blieben vorläufig noch geschirrt angespannt stehen und wurden auch so gefüttert und getränkt. Ein Ausspannen und Wiederanspannen hätte bei den immerhin noch sehr störrischen Tieren zuviel Zeit weggenommen. Man bedenke nur, daß die Muli noch vor zehn Tagen gänzlich roh und gewohnt waren, in der Herde auf die Weide zu laufen; wie wird da zu Hause vor-



St. A. Dr. Eggel phot.

Pferdekral in Johann-Albrechtshöhe.

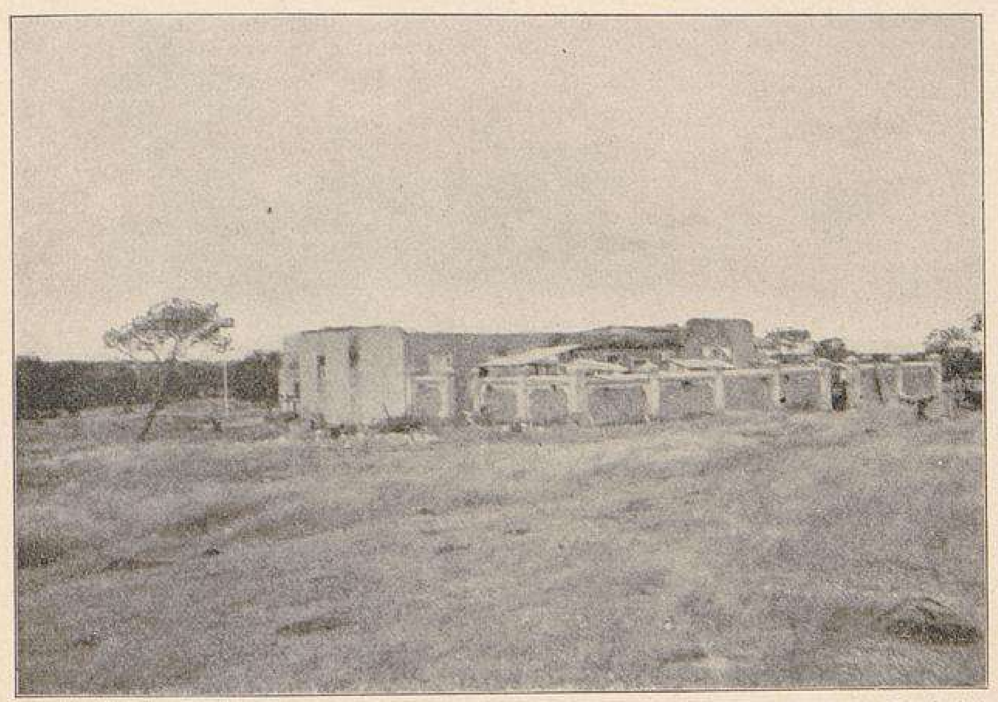


St. A. Dr. Eggel phot.

Zerstörte Farm in Waldau.

sichtig vorgegangen, wenn man eine Remonte zuerst einspannt, und hier spannt man gleich acht gänzlich rohe Tiere zusammen, und es geht auch! Genau dieselbe Erfahrung machten wir übrigens seinerzeit mit den Australiern in China.

Man konnte in dem sonst in gänzlich reizloser Gegend liegenden Karibib noch die Schanzen sehen aus der Belagerungszeit her. Im allgemeinen macht man sich von diesen „Städten" Deutsch-Südwestafrikas in der Heimat eine ganz falsche Vorstellung. Ein Bahnhofsgebäude, einige



St. A. Dr. Eggel phot.

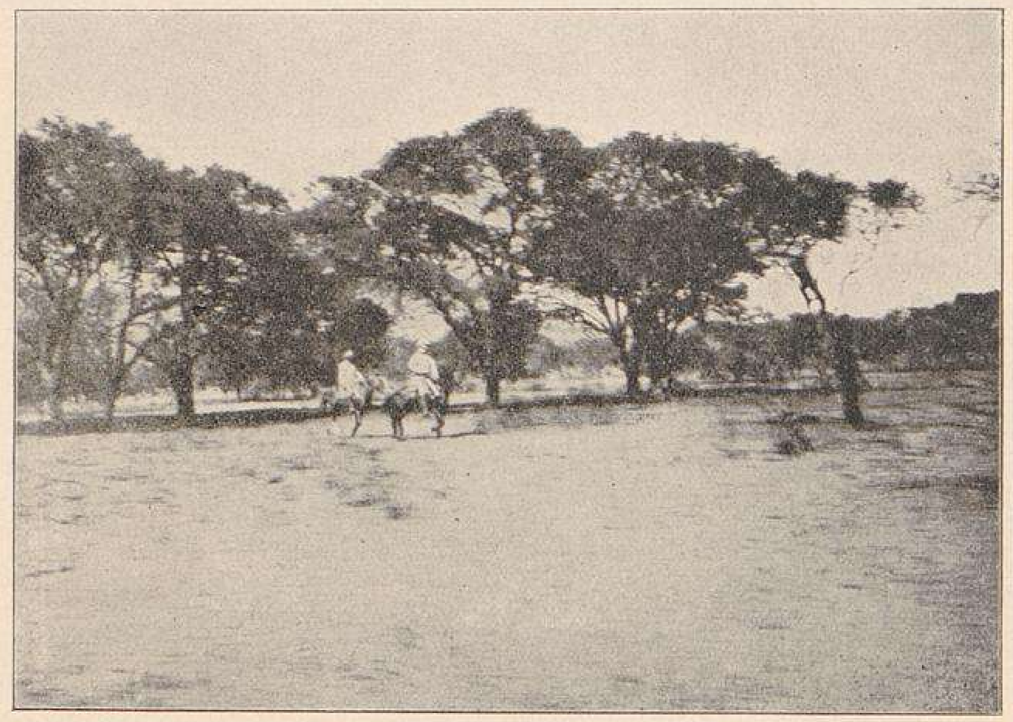
Zerstörte Bahnhofsgebäude in Waldau.

Hotels verbunden mit einem offenen Laden, dem „Store", das ist alles. Hier in Karibib sind einige Gebäude mehr, also ist es eine Großstadt. Wir aßen „teuer und schlecht", das Bier war auch hier gänzlich ausgegangen, dafür mußten wir Wein trinken. Abends kam Post an aus der Heimat, was immer einen Freudentag im Felde bedeutet.

Nachts ging's weiter nach dem gänzlich zerstörten Johann-Albrechtshöhe, wo früher die Gebirgsbatterie gelegen hatte, von dort nach Wilhelmstal und Okasise, stets durch reizlose Buschsteppe, in der Ferne begleitet von kahlen Höhenzügen. Überall waren die Bahnhöfe zerstört, und die Wasserversorgung machte Schwierigkeiten. In Okasise kam der bei Owikokorero verwundete Oberleutnant zur See Herrmann, der noch in der Schulter und in der Hüfte je eine Hererokugel sitzen hatte, durch. Der

liebenswürdige Offizier, der trotz seiner schweren Verwundungen den Humor nicht verloren hatte, wurde noch am selben Tage auf der Eisenbahnfahrt von einem irrsinnig gewordenen italienischen Arbeiter ins Bein geschossen. Derselbe Italiener verwundete noch mehrere unserer Leute schwer. Für Herrmann war es jedenfalls ein eigentümliches Unglück, nachdem er mit knapper Not und Mühe den Herero entronnen war, nun beinahe noch der Kugel eines Irrsinnigen zum Opfer zu fallen.

Der nächste Marsch brachte uns in bergiges Gelände, wie stets mit dichtem Busch und vereinzelt mit großen Kameldornbäumen bestanden,

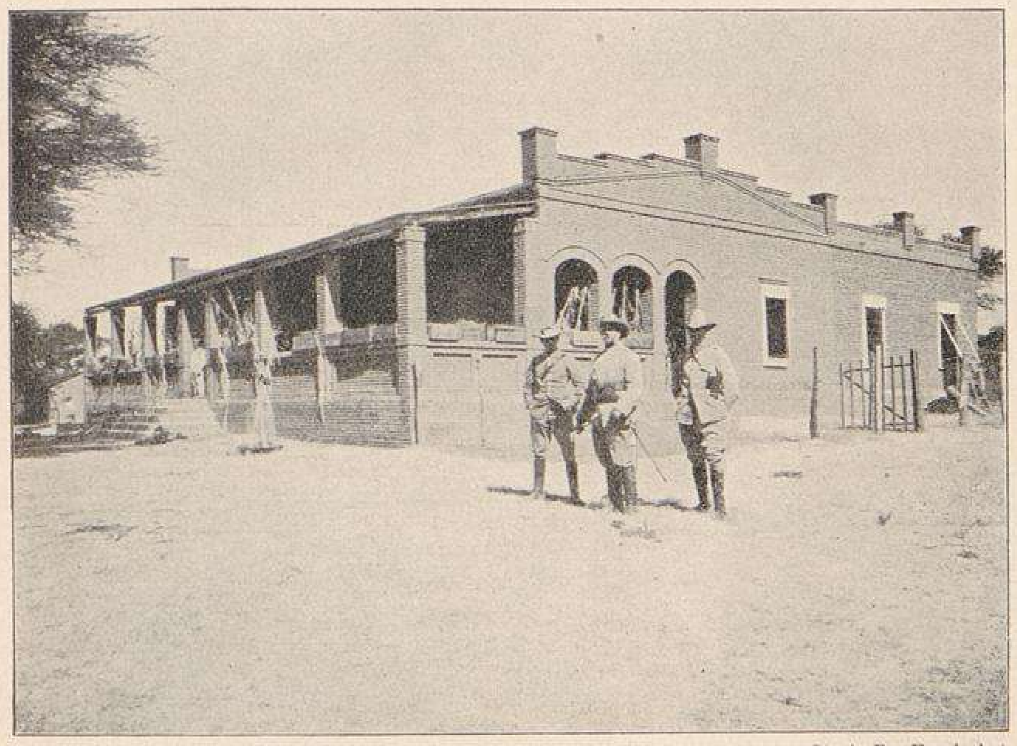


St. A. Dr. Eggel phot.

Bei Okakango.

die wenigstens etwas Abwechslung in die sonst so einförmige Landschaft bringen. Wild zerklüftete Felspartien finden sich im Gelände verstreut, ab und zu sieht man wilden Kaktus und Aloe wuchern, manchmal ist der Busch so dick, daß man nicht fünf Schritte abseits des Weges sehen kann. Man bekommt hier allmählich einen Begriff von den Schwierigkeiten der Kriegführung und begreift, warum Witbois und Bastards so absolut unentbehrliche Bundesgenossen sind. Ich habe noch keinen Baum und keinen Busch entdeckt, der nicht Dornen trüge und die holländische Bezeichnung „wart en bittje", d. h. „Wart' ein bißchen", ist absolut zutreffend. Geht man durch den Busch, so wird man bald hier bald dort festgehalten, reißen hilft nichts, denn es gibt nur Löcher in die Sachen, man muß hübsch

warten und recht vorsichtig die Dornen aushaken, für ungeduldige Menschen nebenbei die schönste Kur. In Waldau lagen wir mit der Kompagnie Wilhelmi und noch zwei weiteren kleinen Infanterie-Detachements zusammen. Hier hatten die Schwarzen besonders schlimm gehaust und mit einer gewissen Liebe und Sorgfalt alles zerstört. Wir schlugen unser Quartier in der gänzlich demolierten Villa Wecke auf, mir war es aber zu zugig in den rauchgeschwärzten Mauern, und ich zog es vor, mir ein Nest aus Preßheuballen zu konstruieren. Abends trat dann ein Naturphänomen



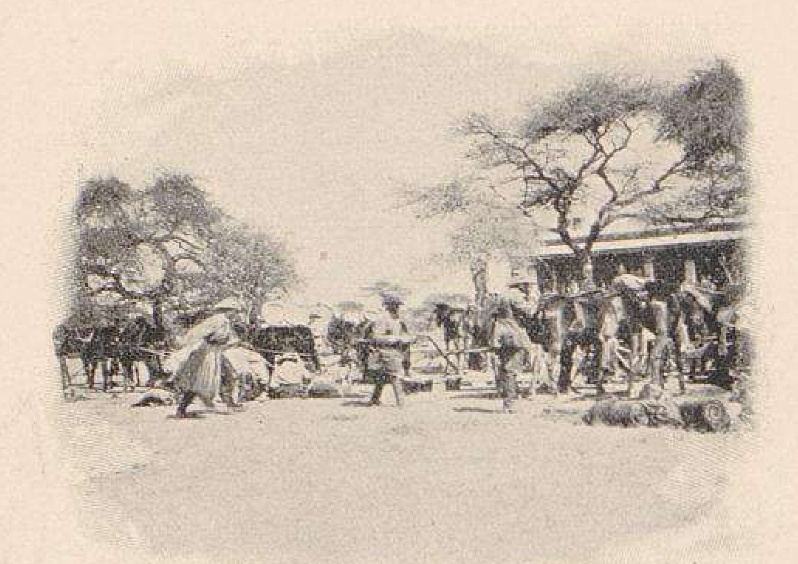
St. A. Dr. Eggel phot.

Okakango.
1. Der Verfasser. 2. Hauptmann Stahl. 3. Leutnant Freiherr v. Watter.

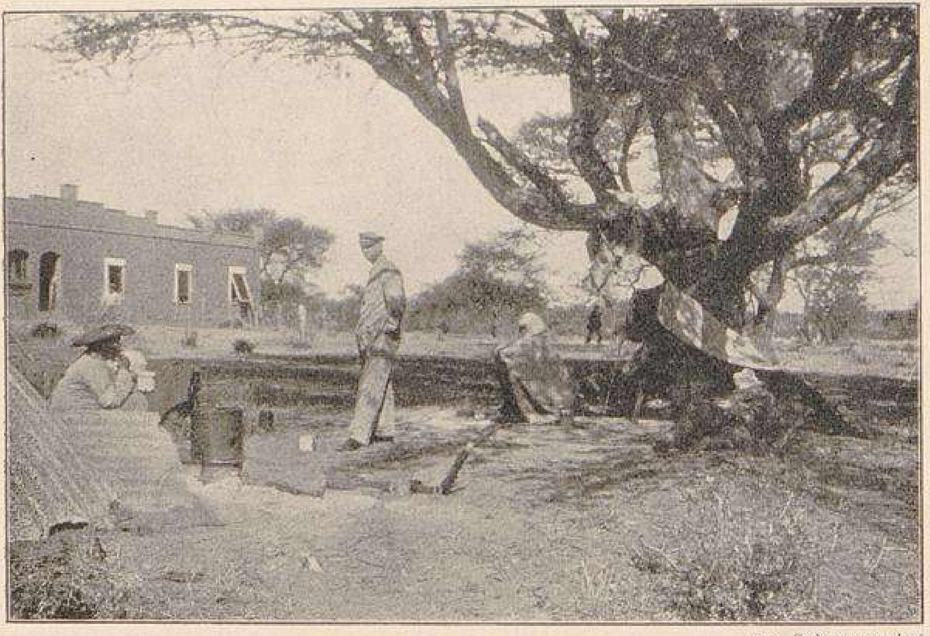
ein, jedenfalls war es für die jetzige Jahreszeit ein solches, ein Gewitter zog schwarz herauf, und bald goß es wie mit Strippen, alles durchweichend. Meine Heubude hielt leidlich dicht, nur war es mir für die Nacht beinahe zu warm darin, so hatte ich mich schon an die Kälte gewöhnt.

Der 23. Mai brachte uns endlich nach Okahandja am Swakopflusse, der noch stellenweise schwach fließendes Wasser zeigte. Unterwegs hatten wir in Okakango an der schönen Farm des Oberleutnants Ziegler gerastet und endlich einmal ein wirklich hübsches Fleckchen Erde gefunden. Auch Okahandja zeigt einige anziehende Punkte. Militärstation, Bahnhofsgebäude, einige Stores um einen mächtigen freien Platz, eine

kleine schmuck- und geschmacklose Missionskirche, das ist alles. Im übrigen viele Zelte und noch mehr Soldaten, so ungefähr wie zu Hause auf



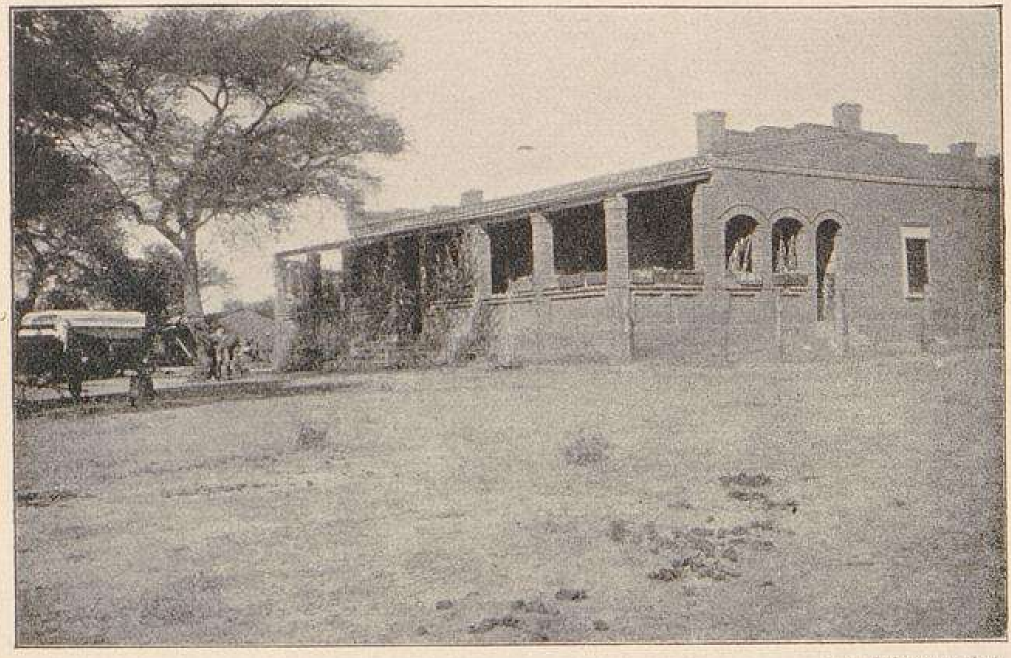
St. A. Dr. Eggel phot.
Rast. 5. Batterie in Okakango.



von Salzmann phot.
Witbois bei Okakango.

dem Truppenübungsplatze sah es hier aus. Von den erhofften Neuigkeiten war nichts zu hören, nur das eine hörten wir, daß bei den Eingeborenen

Pocken wären und bei unseren Truppen viel Typhus herrschte. Wir erhielten die Gebäudegruppe des ermordeten Ladenbesitzers Denker als Quartier zugewiesen und richteten uns dort so gut als es eben ging ein. Zugleich fragte unser Führer beim Hauptquartier an, ob wir nicht nach Okakango bis zum endgültigen Abmarsch übersiedeln dürften. Abends traf die Genehmigung hierzu ein und am 24. siedelten wir nach dem hübschen Okakango über; in der großen Farm war Platz genug für Offiziere und Mannschaften der Batterie, so daß wir endlich einmal wieder unter Dach und Fach schlafen konnten.



von Salzmann phot.

Farm Okakango.

Mit uns zusammen lag hier die Witboi-Abteilung unter Leutnant Müller von Berneck, die Witbois lagen draußen im Halbkreise um die Farm herum verteilt in einzelnen Gruppen. Ihre Pferde waren den ganzen Tag auf der Weide unter Aufsicht einzelner Leute. Die übrigen lagen den ganzen Tag rauchend, schwatzend und schlafend an ihren Lagerfeuern. Nur ab und zu hatten sie Appell, um zu konstatieren, daß Pferde und Waffen in Ordnung waren. Einen regelrechten Dienst kann man mit diesen freiwilligen Bundesgenossen nicht abhalten, man muß sie nehmen, wie sie sind, und darf sie in ihrer Freiheit möglichst wenig beeinträchtigen, sonst gehen sie ebenso wieder weg, wie sie gekommen sind, und wir haben das Nachsehen. Unter sich halten sie trotzdem auf Disziplin, und der Führer, der Kapitän, straft rücksichtslos mit 25 Hieben, wenn er es für notwendig

hält. Der deutsche Führer verkehrt mit den Leuten durch einen Dolmetscher, einen im Lande aufgewachsenen Deutschen, der jeden Dialekt versteht. Für den Offizier ist es eine außerordentlich schwierige Stellung, die sehr viel Takt und besonders Ruhe erfordert. von Berneck ist besonders vom Gouverneur dazu ausgesucht und versteht es allerdings nach unseren Beobachtungen sehr gut, mit den Leuten umzugehen. Sie genießen jetzt für Mann und Pferd Ruhe, um sich für kommende Strapazen vorzubereiten, werden frisch beritten gemacht und ausgerüstet.



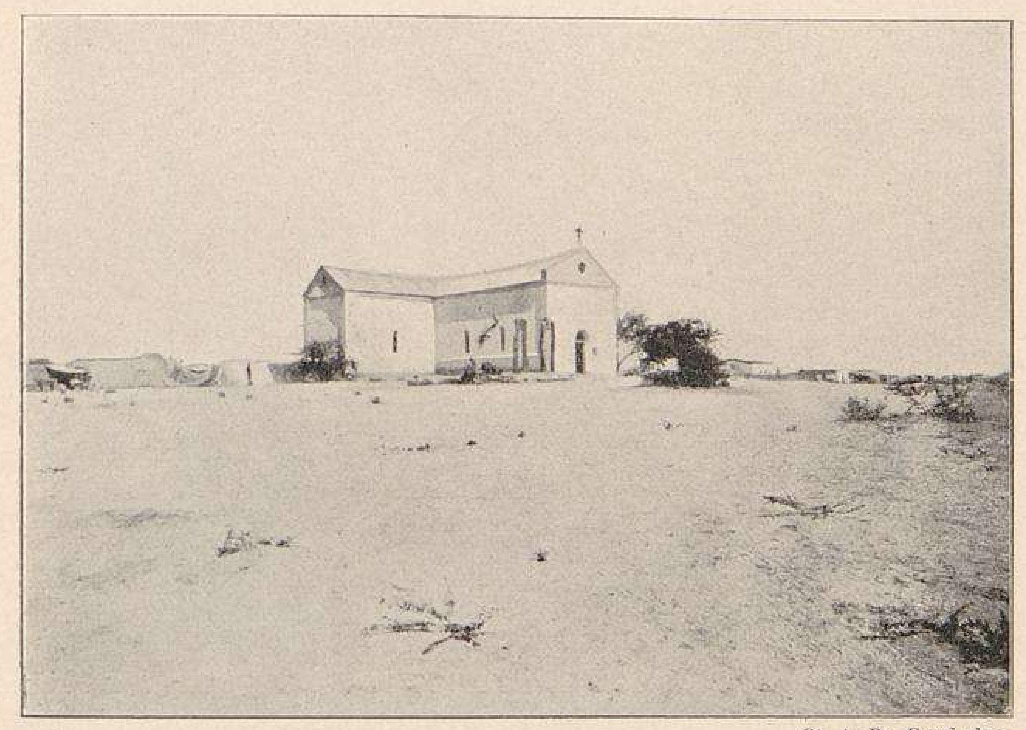
von Salzmann phot.

Termiten-Hügel.

Allmählich lernten wir auch hier den Unterschied zwischen Witbois, Gochassern und Herero zu machen. Die Witbois sind besonders kenntlich an den weißen Hüten, die sich aber auch andere gar nicht zu ihrem Stamm Gehörige anmaßen; die Gochasser haben gelbe Hüte. Bei Oviumbo hatten sich die Herero auf dem rechten Flügel ebenso kostümiert, so daß es zwischen ihnen und der Witboiabteilung zum Handgemenge kam, bei dem — für afrikanische Kriegsweise bezeichnend — keiner der Beteiligten Schaden nahm. Vorsicht ist auch hier der bessere Teil der Tapferkeit.

* * *

Wieder kamen arbeitsreiche Tage für uns, die Pferde mußten frisch beschlagen, alle Tiere mit der Batterienummer gebrannt werden. Die Tiere mußten weiden lernen, hierzu fuhren wir dort, wo gutes Gras war, mit den Geschützen und Munitionswagen einen Kreis, dann wurde abgesattelt, die einzelnen Tiere teilweise unter recht heftigem Sträuben mit der Spannfessel gefesselt und losgelassen. Zuerst stellten sie sich sehr ungeschickt an und kamen mit den beiden gefesselten Vorderbeinen kaum von der Stelle, es dauerte jedoch nicht lange, so konnten sie mit der angelegten Spannfessel ebenso schnell galoppieren, als ob sie ganz frei wären.

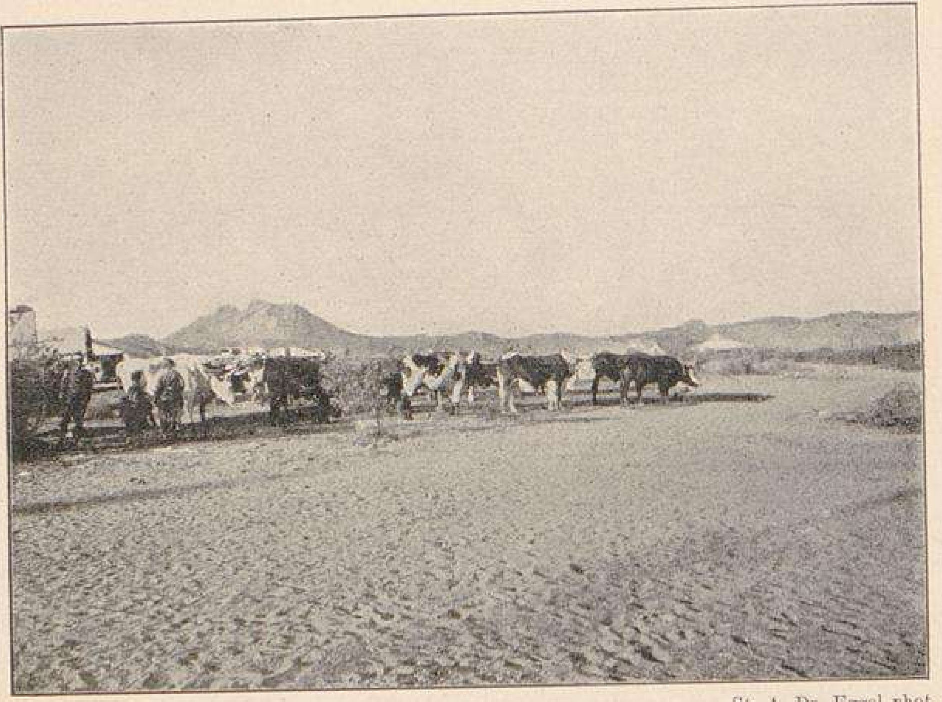


St. A. Dr. Eggel phot.

Kirche Okahandja. Typhuslazarett.

Mancher Kompagnie- und Batterieführer mag die Hände verzweiflungsvoll gerungen haben, wenn die Meldung einlief: sämtliche Pferde sind entlaufen. Wir Artilleristen hatten es mit unsrer natürlichen Eingrenzung, den Geschützen, ganz gut, der Infanterie entliefen die Tiere ziemlich oft. Durch das kleinste Ereignis, z. B. einen auffliegenden Vogel oder einen durch den Busch streichenden Schakal, erschraken einzelne Pferde, galoppierten einige Sprünge, und sofort setzte sich der ganze Trupp in Galopp. Dem Ansturm dieser Masse von Tieren standen natürlich die Posten machtlos gegenüber, und die Tiere verschwanden im Busch. Merkwürdigerweise hielten sie sich hierbei nicht im großen Pulk zusammen, sondern zerstreuten sich zu zweien und dreien weithin, was ihr Einfangen um so mehr

erschwerte. Außerdem rissen sie sich die Beine an den Spannfesseln auf, was späterhin ihre Fesselung erschwerte. Bekanntlich galoppiert aber ein frei laufendes Pferd stets mit hoch erhobenem Kopf, wir fesselten nun die Tiere mit dem Halfterstück außerdem ans rechte Bein, also eine sogenannte Kniefessel, auf diese Weise konnten sie wohl bequem grasen, aber nicht mit hoher Nase weglaufen; der Erfolg dieser Maßregel war recht gut und fand derartigen Anklang, daß er von seiten der höheren Führung als allgemein gültiger Befehl ausgegeben wurde. Aber trotz all dieser Maßregeln



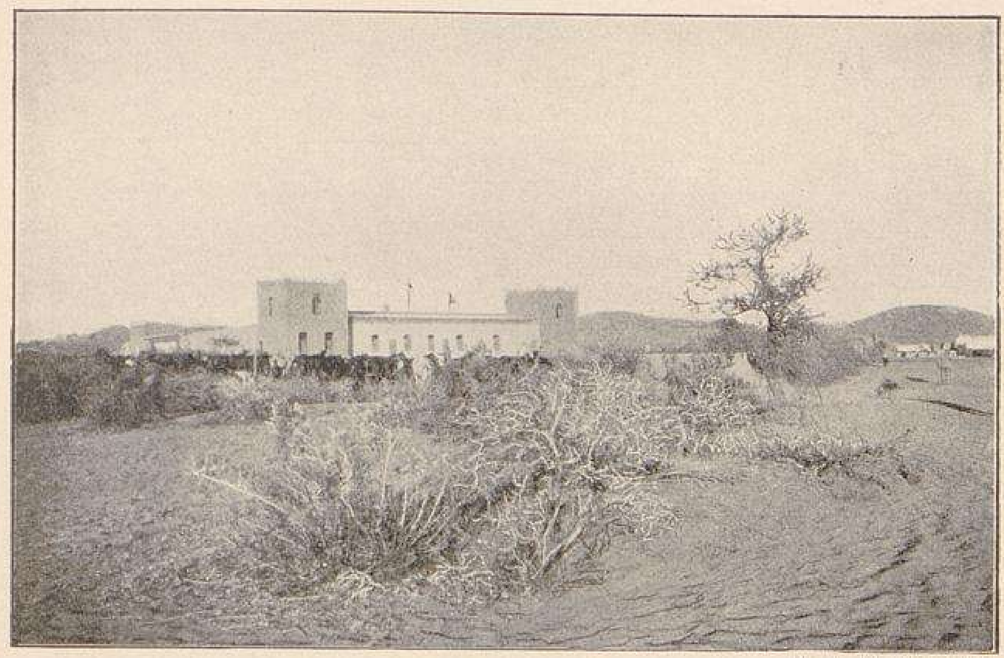
St. A. Dr. Eggel phot.

Ochsenwagen in Okahandja.

fiel uns abends regelmäßig ein Stein vom Herzen, wenn wir all unsere Pflegebefohlenen im Kral zusammen hatten. Ruhige Behandlung ist das beste Mittel und bewährte sich auch bei uns am besten, denn uns sind die Tiere nie weggelaufen, allerdings haben wir vorsichtigerweise eine lange Reihe von Tagen vergehen lassen, ehe wir sie frei, ohne den Geschützkreis grasen ließen. Das Einfangen der ganz frei laufenden Tiere dauert jetzt höchstens noch zehn Minuten. Einzelne sind natürlich immer noch widerspenstig und wollen sich nicht greifen lassen. Bei diesen lassen wir einen besonderen Strick lang schleppen, den man dann ganz vorsichtig herangehend ergreift. Der betreffende Muli ergibt sich hierauf meist auf der Stelle und folgt seinem Führer willig. Unsere Leute haben natürlich ihre Pferde, denen offiziell eine Nummer auf den Huf gebrannt ist, getauft. Da

gibt's eine Else, einen Bello, Liese, viele Lotten, natürlich mehrere Hänse und andere.

Jeden Morgen wurde ausgerückt, um das Fahren im Busch zu üben



St. A. Dr. Eggel phot.

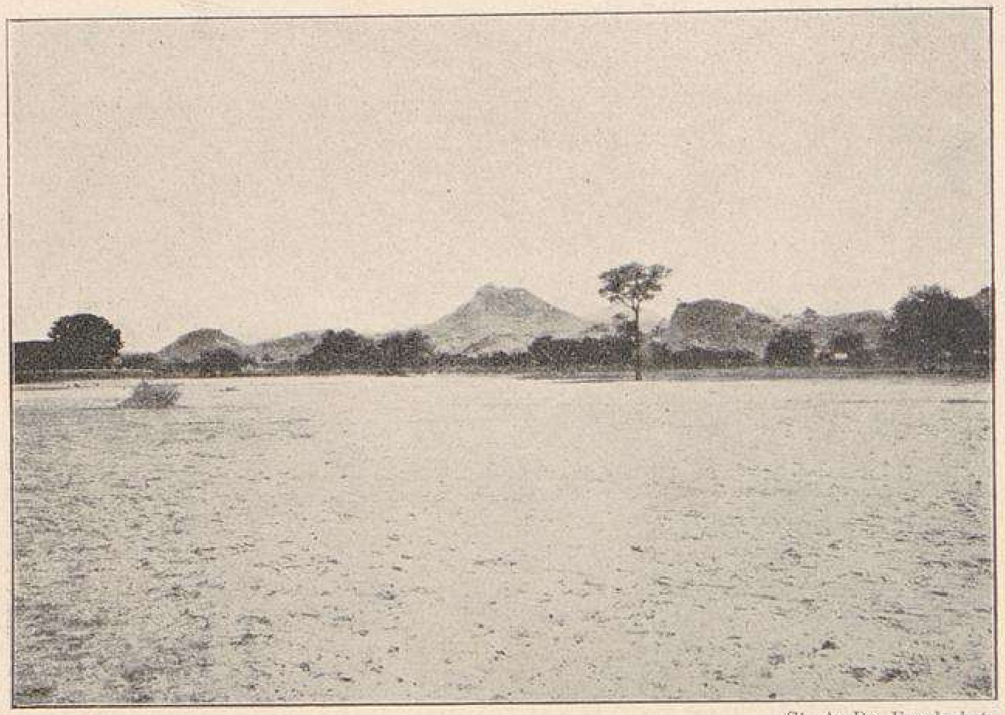
Feste in Okahandja. Pferdekral.



von Salzmann phot.

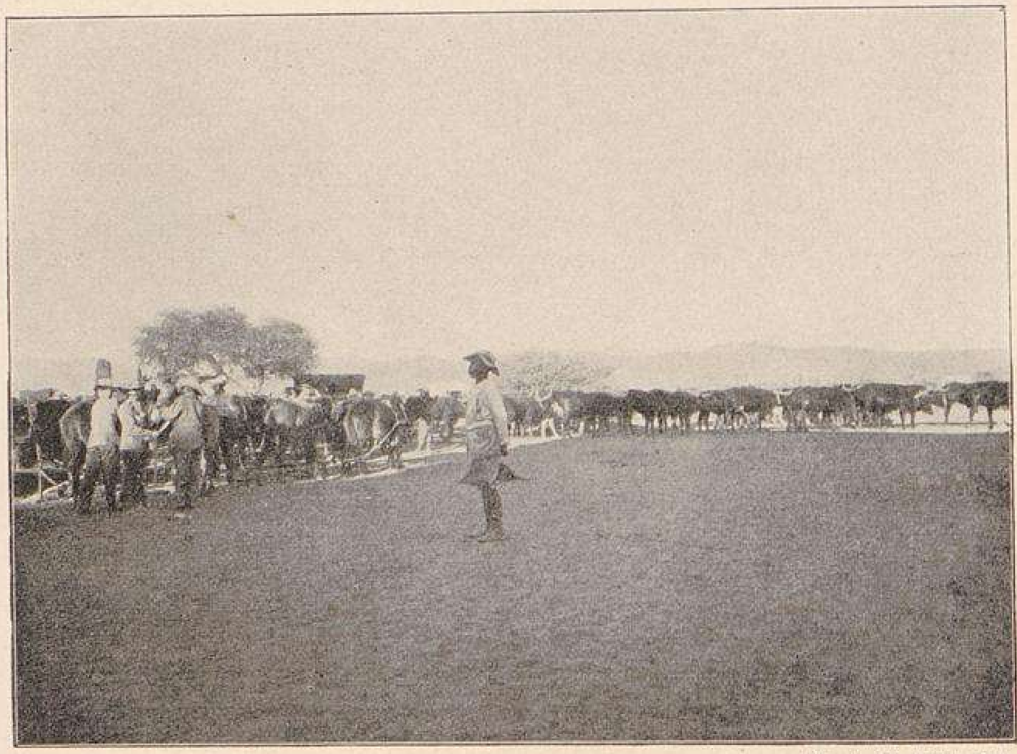
5. Batterie in Okahandja.

und etwas am Geschütz zu exerzieren, als Ziel gibt's immer nur Schützen, ein anderes hat man ja nicht zu erwarten. Außerdem bekamen wir vier mit je 20 Tieren bespannte Ochsenwagen überwiesen, die den Proviant für mehrere Wochen, die zweiten und dritten Mannschaftsdecken, Hafer,



St. A. Dr. Eggel phot.

Okahandja. Blick nach Osten.



St. A. Dr. Eggel phot.

Ochsenwagen in Okahandja.

Munitions-Reserve und Vorratsteile mitführten. Diese Ochsenwagen, ebenso plump wie außerordentlich geeignet für dieses Land, sind zur Genüge beschrieben. Selbstredend kam mit den Tieren das zugehörige schwarze Personal mit. Am 30. Mai traf Oberst Leutwein in Okahandja ein, da er die Hauptabteilung selbst führt, für uns ein Zeichen des baldigen Abmarsches, zu dem alles vorbereitet wurde. Am 31. fand eine Parade der in Okahandja versammelten drei Kompagnien, drei Batterien und der Witbois vor dem Gouverneur statt, bei der ich die Ehre hatte, die fünfte Batterie vorzuführen. Unser Abteilungskommandeur war krank, und mein Hauptmann führte die Abteilung. Die Parade, der eine Ansprache seitens des Gouverneurs mit einem Kaiserhoch voranging, gewährte ein famoses



von Salzmann phot.

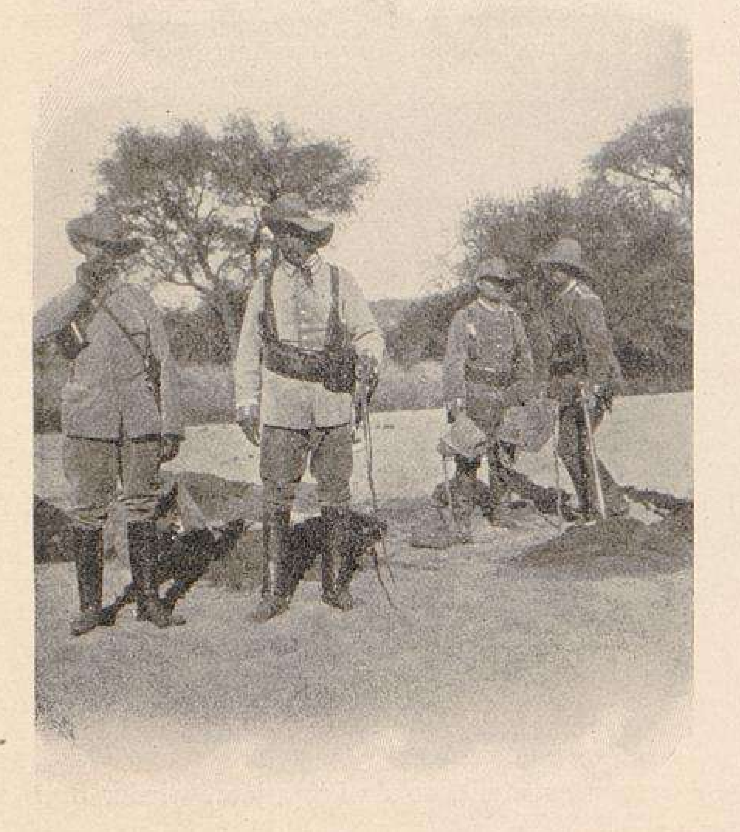
Mein Bursche Zylinski.

kriegerisches Bild. Hinterher fand ein Feldgottesdienst mit Abendmahl statt. Wir erhielten an diesem Tage noch einen Offizier, Leutnant Zwicke, von den neu Herausgekommenen zugeteilt, so daß wir jetzt wieder drei Leutnants bei der Batterie sind.

Am 4. Juni marschierten wir endlich ab auf Otjosasu, biwakierten am Abend an einem trockenen Flußlauf, in dem wir uns Wasserlöcher gruben, in welche das trübe, aber ganz wohlschmeckende Wasser langsam hineinsickerte. Die sehr durstigen Tiere mußten mit aller Gewalt zurückgehalten werden, in die mit vieler Mühe gegrabenen Wasserlöcher zu stürmen. Da das Wasser nur sehr spärlich rann, dauerte das Tränken bis in den späten Abend. Als sehr nützlich erwiesen sich schon hier die auf den Ochsenwagen mitgeführten Tränken aus wasserdichtem Stoff mit ganz einfachem Eisengestell zum Aufstellen. Für unsere Tiere waren übrigens diese beiden ersten Märsche nach der längeren Ruhepause eine

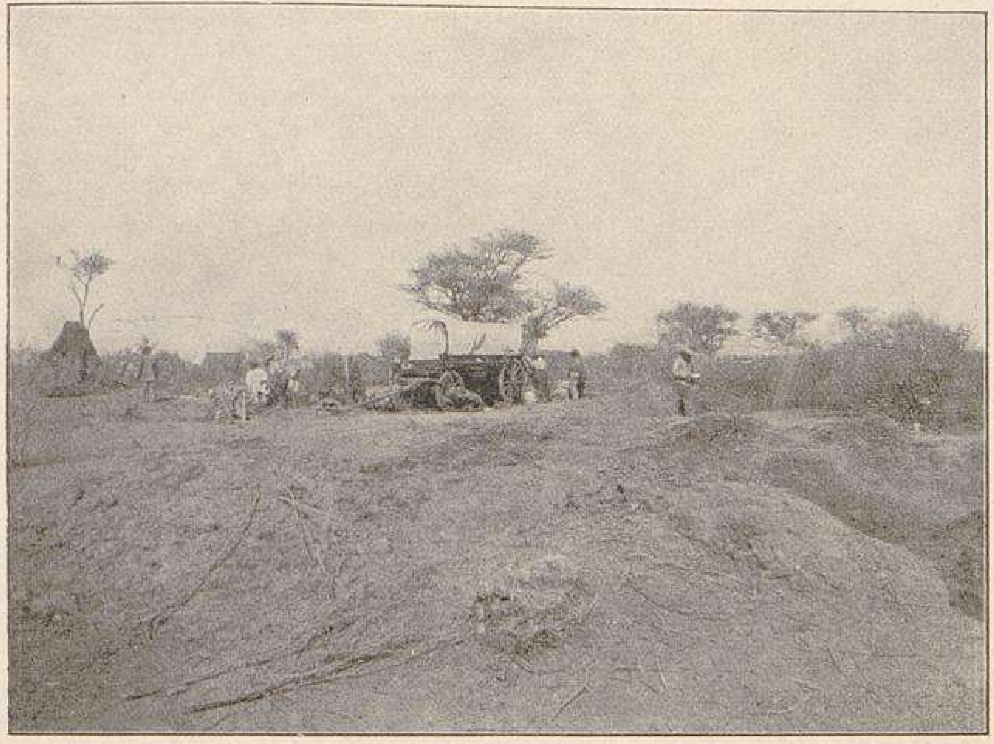
schwere Anstrengung, da es den ganzen langen Weg entsetzlich staubte und fortgesetzt bergauf und bergab ging.

In Otjosasu bezogen wir westlich der Mission einen Biwaksplatz an der Straße, den wir bald mit einem südlicher jenseits des Swakop Riviers gelegenen vertauschten, da es an der Straße zu sehr staubte. Unsere erste Hauptsorge war auch hier wieder die Versorgung der Truppe mit Wasser. Im trockenen Flußbett wurde an verschiedenen Stellen gegraben und endlich ein größeres Loch ausgehoben, in dem sich allmählich genügend Wasser für den Bedarf der Batterie sammelte. Bei der Mission existiert zwar ein Brunnen, jedoch hätte derselbe begreiflicherweise bei weitem nicht dem Bedürfnis sämtlicher Truppenteile genügt. Wir richteten uns unser Biwak wieder so gut es eben ging ein und verbrachten unsere Zeit hauptsächlich damit, unsere Pferde zu weiden und uns an ein Fahren und an Gefechtsbewegungen im dichten Busch zu gewöhnen. Gerade das Fahren im Busch bietet unglaubliche Schwierigkeiten. Die Tiere, besonders unsere deutschen Pferde, haben einen heillosen Respekt vor den Dornen, und oft genug passierte es im Anfange einem der Vorderreiter, daß sein Pferdepaar über den zu nehmenden Weg seine eigenen Ansichten hatte. Unsere Stangenmulis werden vom Bock aus, also von der Protze aus, gefahren. Wir machten damit die Erfahrung, daß sie erheblich besser zogen, da ihnen der Reiter bei der zu leistenden Zugarbeit zu schwer wurde. Die anderen tauften uns dafür:



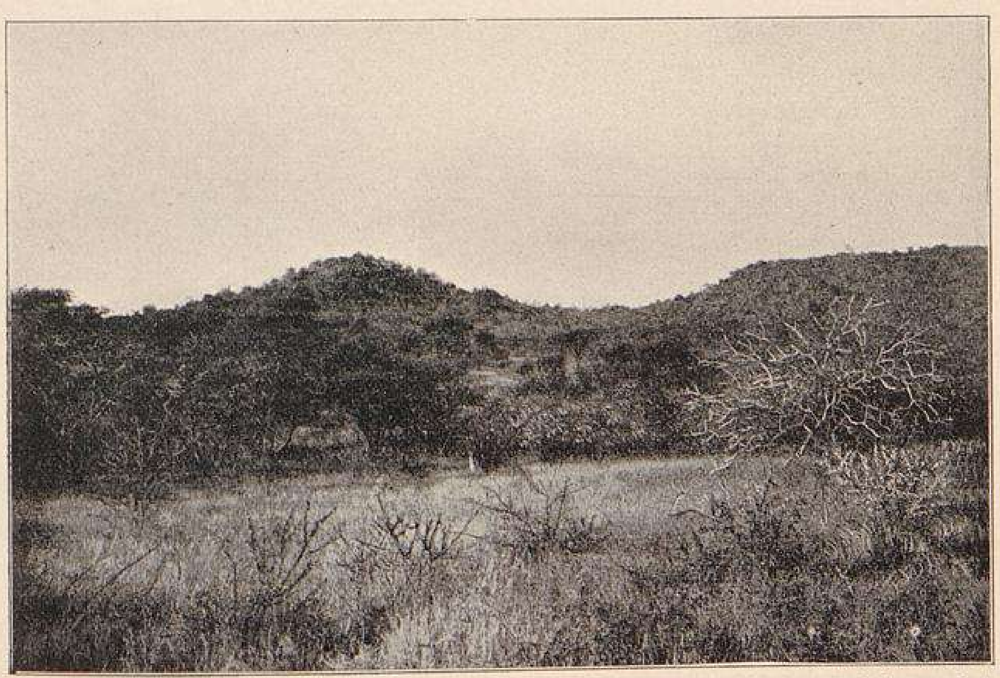
von Salzmann phot.

Leutnant Freiherr v. Watter. Vizewachtmeister der Reserve Freiherr v. Khaynach.



St. A. Dr. Eggel phot.

Rast.



von Salzmann phot.

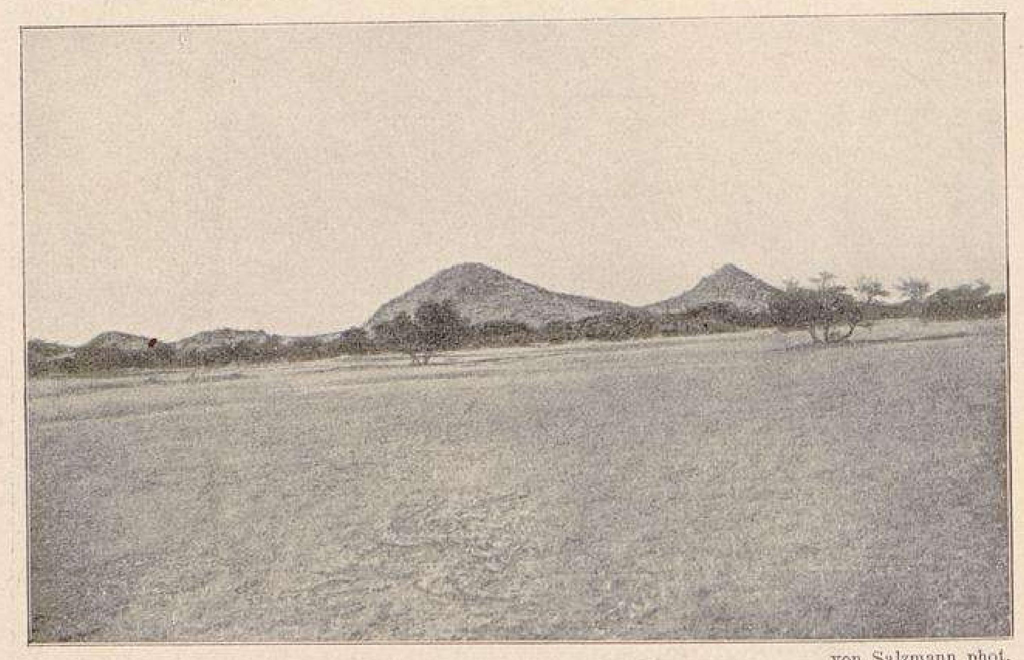
Onganjira. 1. Stellung der Gebirgsbatterie.

die Boerenbatterie: die Boeren haben seinerzeit nämlich ihre sämtlichen Tiere vom Bock aus gefahren. Doch dürfte dieses bei unserem Zehner-



von Salzmann phot.

Onganjira. Schlüsselpunkt der Hererostellung.



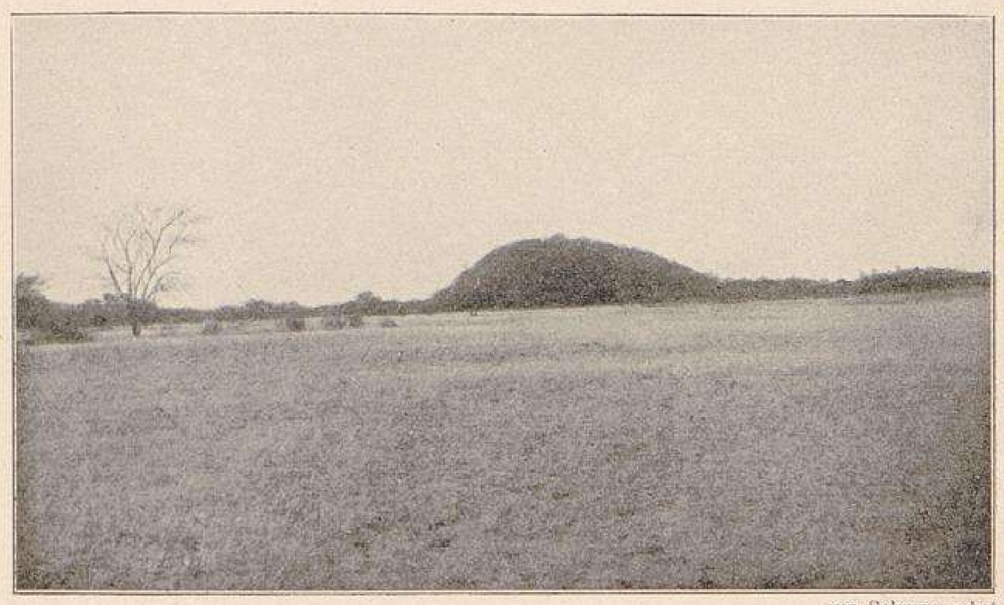
von Salzmann phot.

Onganjira. Hererostellung von der letzten Stellung der Feldbatterie aus.

gespann wohl nicht gelingen, da unsere Leute nicht derartig in der Handhabung der langen Ochsenpeitsche geübt sind, wie es jeder Boer durch Leitung des Ochsenwagens ist.

Abends gingen wir meist in die Umgebung auf Jagd, um so unserem ziemlich einfachen Küchenzettel mal durch ein Perlhuhn oder so etwas einige Abwechslung zu bringen. Leider wurde uns bald dieses einzige Vergnügen unterbunden, da das Schießen verboten wurde, um nicht unnötige Alarmierungen der Truppe hervorzurufen.

Am 9. Juni besichtigten wir im Beisein des Obersten Leutwein das Schlachtfeld von Onganjira. Es war sicher ein sehr lehrreicher Tag für uns alle, besonders da uns von Augenzeugen alles an Ort und Stelle erläutert werden konnte. Mit welchem Raffinement hatten die Herero ihre Stellungen befestigt! Es war eine Feldbefestigung unter Ausnutzung des

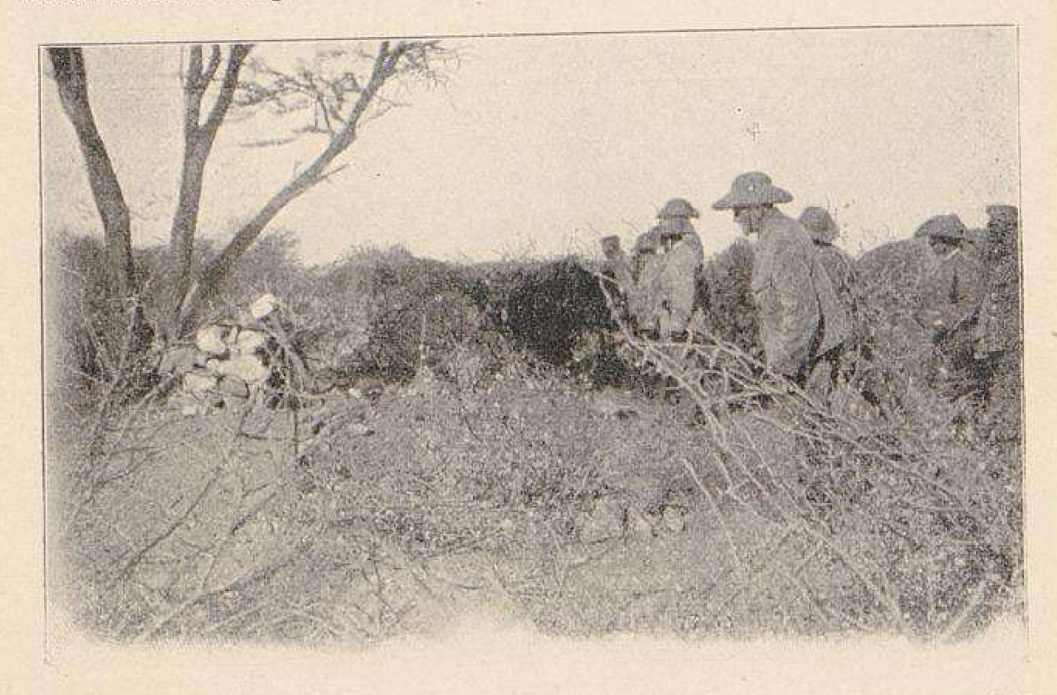


von Salzmann phot.

Schlachtfeld Onganjira (Ende der Hererostellung).

Geländes, die jedem deutschen Truppenteil Ehre gemacht hätte. Abgesehen von Deckungen für den Schützen und für Unterstützungen hinter der eigentlichen Feuerlinie waren überall vor den Schützenstellungen Dornverhaue in der Hauptfeuerdistanz angebracht, und hätte nicht unsere Artillerie infolge des gebirgigen Geländes hervorragende Gelegenheit gehabt, den Feind zu beschießen, so wäre es wohl kaum ohne die schwersten Verluste geglückt, diese formidablen Stellungen zu erstürmen. Die Herero zogen sich daraus die Lehre, daß ein Kampf im gebirgigen Gelände infolge mangelnder Artillerie aussichtslos sei. Daß sie es verstanden, die Nutzanwendung zu ziehen, beweist das wenige Tage darauf folgende Oviumbo. Ihr Kampfgelände ist der dichte Busch, in dem sie uns ruhig anlaufen lassen und dann wegschießen. Artillerie ist hier wirkungslos, dagegen kommt das Maschinengewehr hier erst zur vollen Geltung. Es ist die

eigentliche Waffe für den Buschkrieg, und so mancher Augenzeuge bestätigte, daß offensives Vorgehen der Herero bei Onganjira sich nur gegen die Artillerie, bei Oviumbo dagegen gegen die Maschinengewehre richtete. Es beweist, wie schnell die Herero die Hauptstärke des Gegners erkannt hatten, andererseits will der Schwarze um jeden Preis eins der „groot Rohre“ erobern, sei es, um es gegen seinen Feind zu richten, oder wohl mehr, damit die Kunde davon das ganze Land durchläuft und ihm neue Anhänger zuführt. Auch hier bei Onganjira hatte die allgemeine Gefechtsaufstellung der Schwarzen Trichterform, in dessen Mitte der Feind

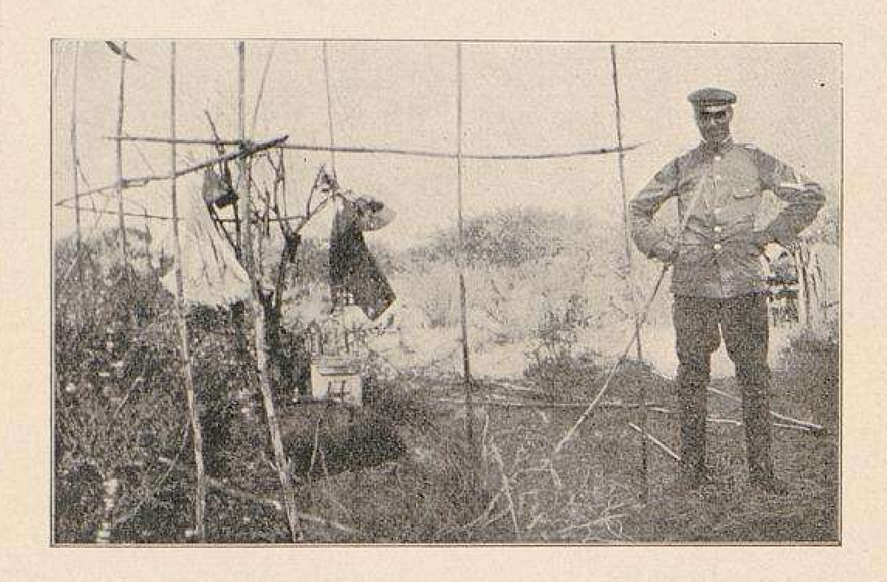


von Salzmann phot.

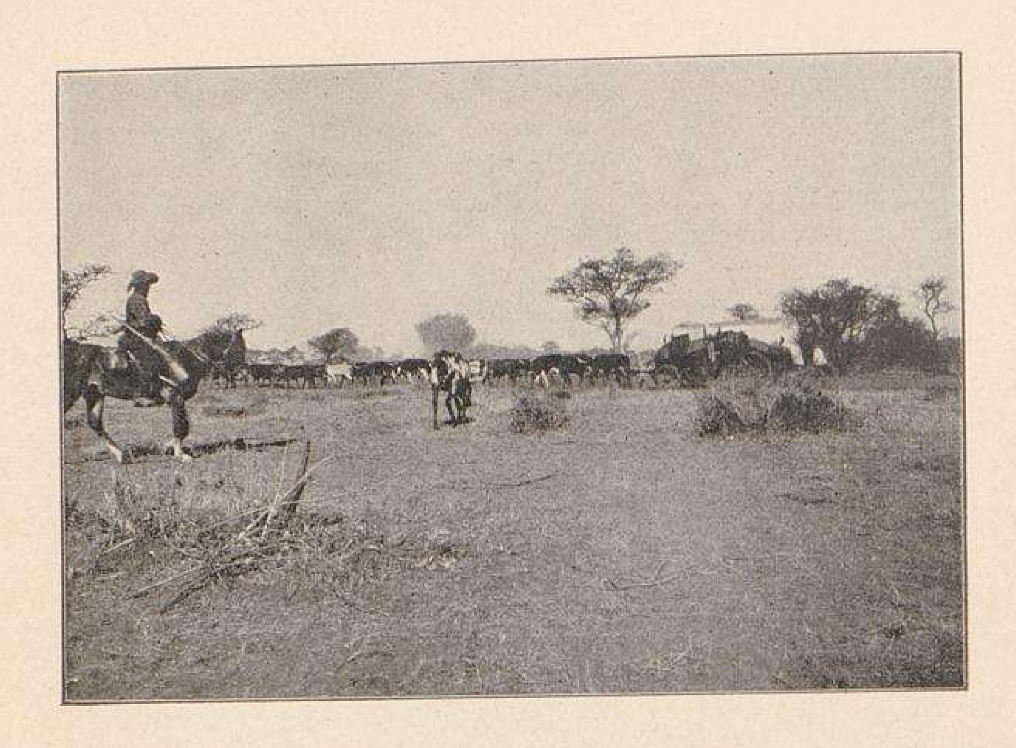
Gräber bei Onganjira.
Kriegsberichterstatter des Lokal-Anzeigers Hauptmann a. D. Dannhauer.

marschieren sollte, um dann von allen Seiten zugleich angegriffen zu werden. Dieses Prinzip der Überflügelung des Gegners tritt stets zutage, besonders sahen wir es bei Owikokorero, wo es glückte, und bei Oviumbo, wo es beinahe glückte. Bei Onganjira dagegen traf die vormarschierende Truppe den linken Flügel des Feindes, ohne dieses zu wissen, denn erst durch die ganz vorzüglichen Meldungen der Witbois unter Leutnant Müller von Berneck wurde die weite Ausdehnung der feindlichen Schlachtlinie festgestellt und diese durch den weiteren Angriff aufgerollt. — Wir folgten mit Spannung der Schilderung des Verlaufs des Gefechtes stets von der betreffenden Stelle aus. Zuletzt besuchten wir noch die Gräber der Leutnants von Erffa und von Estorff sowie der Reiter Kroll und Scholl. An

den kleinen inmitten eines Dornkrales gelegenen Grabhügeln hatten die Schakale gewühlt; die Hügel wurden von uns wieder in Ordnung gebracht, leider ist vor diesen Aasfressern eben kein Grab, mag es noch so tief und sorgfältig angelegt sein, sicher. In China sah ich, daß die Japaner ihre Leichen stets verbrennen, ich würde ein solches Verfahren in einem Kolonialkriege auch für äußerst empfehlenswert halten. Nebenbei hat es auch vom hygienischen Standpunkt aus seine Vorteile und last not least wäre es möglich, die Asche der Gebeine in die Heimat überführen zu können, ohne daß Bedenken irgendwelcher Art sich dem entgegen stellten.



von Salzmann phot. Vizewachtmeister der Reserve Freiherr v. Khaynach bei seinem „Sommer"-Palais.

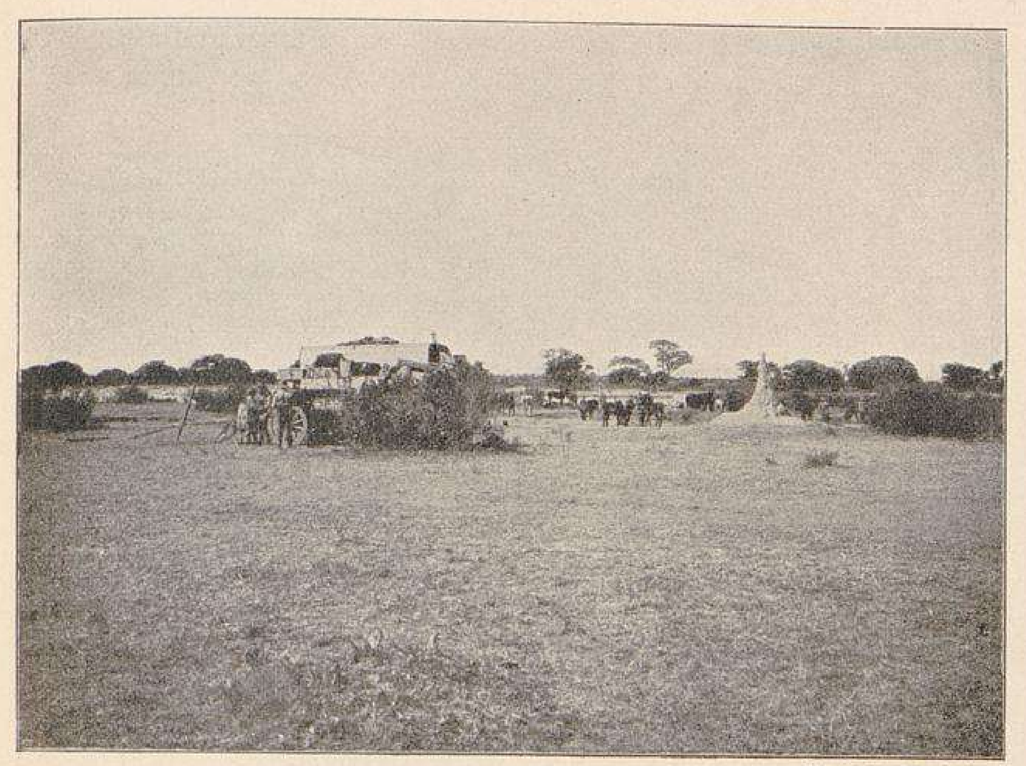


Fünftes Kapitel.

In Owikokorero.

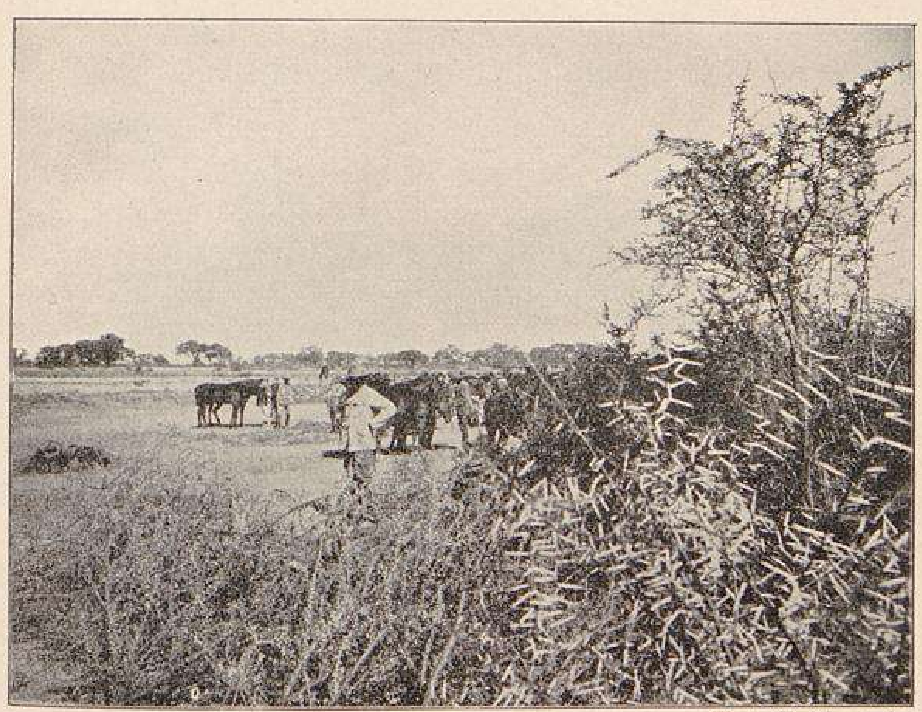
Am 11. Juni endlich marschierten wir ab, vorläufig bei der großen Entfernung vom Feinde noch nicht kriegsmäßig, d. h. es war den einzelnen Truppenteilen gestattet, des entsetzlichen Staubes wegen etwas größere Abstände zu nehmen. Der Weg war wie stets sandig und sehr ausgefahren, besonders von den noch wenig eingefahrenen Maschinengewehren blieb alle Augenblicke eins liegen, während unsere Geschütze ohne Schwierigkeiten vorwärtskamen. Gegen Mittag langten wir auf dem Gefechtsfelde von Oviumbo (13. April) an und bezogen dort Biwak. Meine Batterie lag am Rivier gerade an der Wasserstelle, an der Leutnant Reiß mit der Spitze gefallen war. Auch hier waren die Eindeckungen für die einzelnen Schützen äußerst geschickt unter Ausnutzung des Geländes angelegt. Unsere Leute fanden noch hier und da Hererohausrat, Patronenhülsen und von den Schakalen verschleppte menschliche Knochen. Unsere Gefallenen lagen innerhalb eines Dornkrales in drei Gräbern im Schatten eines hohen Baumes, in dessen Stamm wir noch ein nicht krepiertes Schrapnell fanden.

St. A. Dr. Eggel phot. Ochsenwagen auf dem Marsch bei Oviumbo.



St. A. Dr. Eggel phot.

Rast in Oviumbo.



St. A. Dr. Eggel phot.

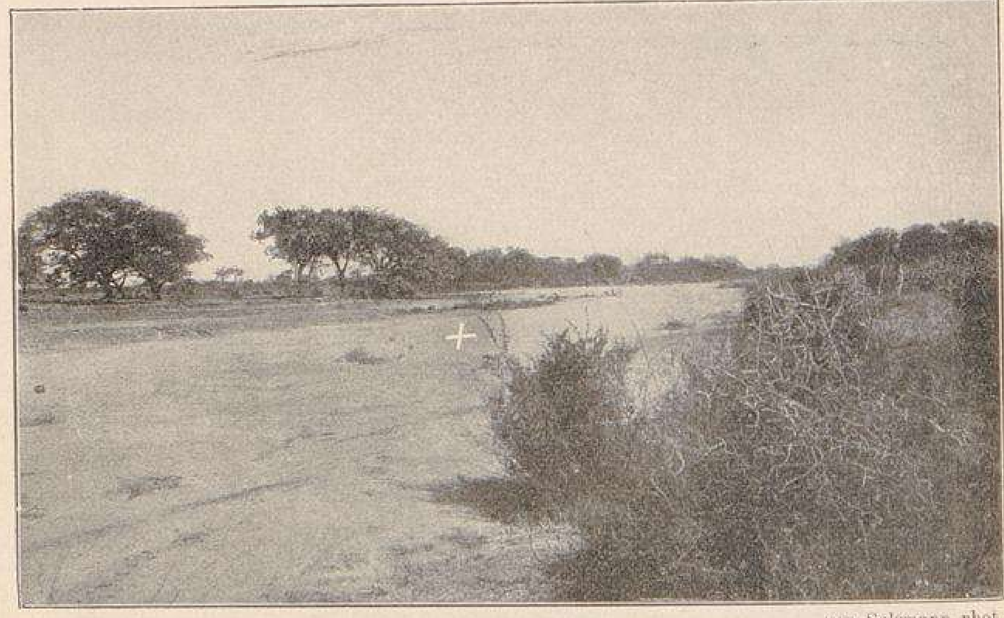
Bei Oviumbo.

Die Herero hatten hier oben in den Baumästen gesessen und mußten aus diesen einzeln herausgeschossen werden. Am Abend vereinigte uns alle




von Salzmann phot.

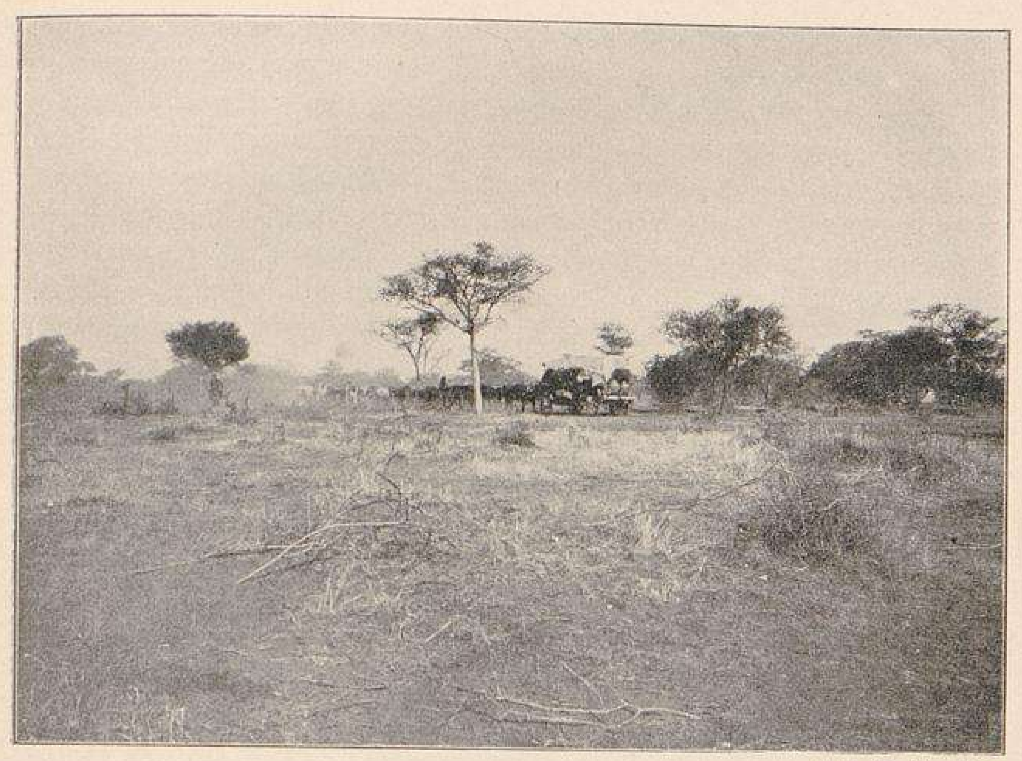
Leutnant Reiß' Grab. Oviumbo.



von Salzmann phot.

Oviumbo-Wasserstelle, an der Leutnant Reiß fiel.

eine Einladung des Hauptmanns v. H., der auch der Oberst Leutwein und die Herren seines Stabes Folge geleistet hatten. Wir hörten hier noch manche interessante Einzelheiten aus dem Gefecht, insbesondere wie schwer



St. A. Dr. Eggel phot.

Busch bei Oviumbo.



von Salzmann phot.

Bei Oviumbo.

es gewesen war, in dem flachen, dicht mit Busch bestandenen Gelände die Ausdehnung des Feindes zu erkennen. So war es z. B. hier passiert, daß auf unserem linken Flügel die Bastards mit berittenen Herero handgemein geworden waren, ein auffallendes Zeichen, wie unübersichtlich das Gelände ist. Das ist auch der Grund, warum man die Gefallenen so schwer findet, wenn inzwischen das Gefecht vorwärts gegangen ist. Übrigens war der Erfolg dieses Zusammenstoßes der beiden farbigen Feinde der, daß weder ein Verwundeter noch ein Toter das Feld deckte. Jeder hatte eben so schnell wie möglich Deckung nach rückwärts gesucht; wie schnell das gegangen sein muß, erhellt auch daraus, daß sich die Bastard-Abteilung erst am nächsten Tage wieder ganz vollzählig zusammenfand. Der Herero lacht aber über das, was wir Heldenmut nennen, Draufgehen mit der blanken Waffe ist ihm fremd, bei ihm hat derjenige gesiegt, der die geringsten Verluste hat, gleichgültig, wer das Schlachtfeld behauptet. Endzweck des Gefechts ist eben nur, dem Gegner unter möglichst großen Menschenverlusten das Vieh abzunehmen. Das ist auch der Grund, warum sie nie eine Offensive im großen Stil ergreifen; seit Beginn der Operationen sind sie eigentlich fortgesetzt im Rückzuge begriffen, eine strategische Offensive scheinen sie kaum zu kennen, dagegen benutzen sie ihre günstigen Gefechtsmomente stets, um taktisch offensiv zu werden; zumeist an beiden Flügeln ihrer Aufstellung, die von vornherein mit ihrer Trichterform darauf berechnet ist, den anmarschierenden Gegner zu umklammern.

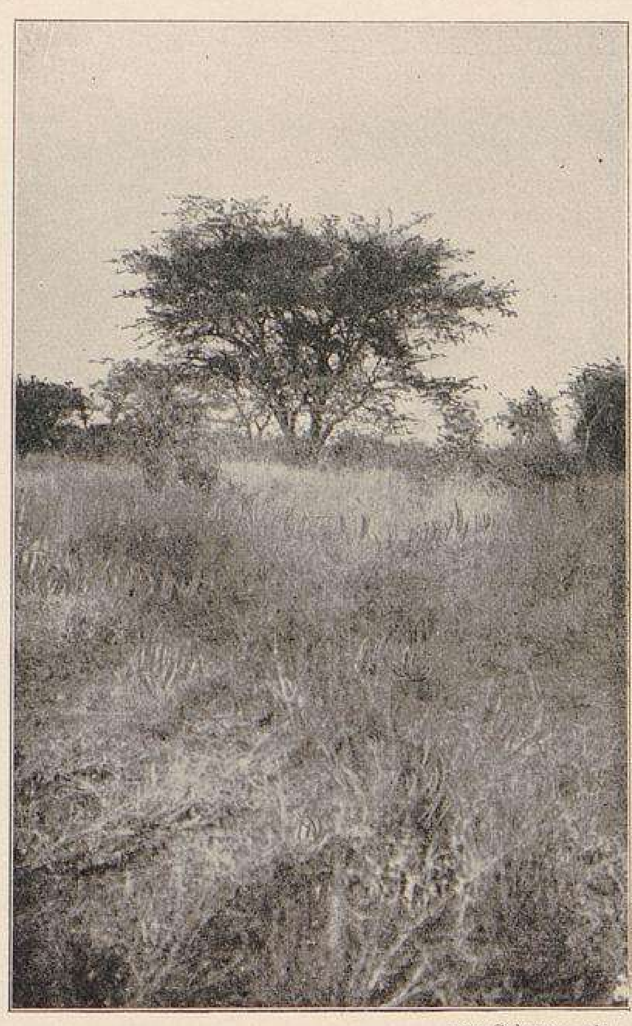


von Salzmann phot.
St. A. Dr. Poleck.

Am 12. marschierten wir nach Otjikuoko, das an einem Rivier ziemlich tief liegt und daher für die Truppe leicht Malaria und Typhus bringt. Die Weide war erheblich besser wie in Oviumbo, wo die Herero mit ihren großen Herden viele Kilometer im Umkreise alles kahl gefressen hatten, sie müssen wochenlang an diesem Platze gelegen haben. Die Tränken für die Tiere mußten im Flußbett gegraben werden; da das Wasser ziemlich tief stand, benutzten wir schon vorhandene Löcher, um weiterzugraben. Zuerst mußte man eine $^1/_2$ Meter dicke Schlammschicht, die nicht gerade schön roch und Kröten enthielt, entfernen, ehe wir auf Wasser stießen. Dieses behielt aber stets einen sumpfigen Beigeschmack und blieb für Menschen ungenießbar. Es war daher auch Befehl ausgegeben worden, das in den Wassersäcken mitgeführte Wasser zum Waschen und Kochen zu verwenden.

Am 13. ging's wieder weiter durch Sand und Busch. Es war drückend heiß, und endlos schien uns der Marsch. Am Horizont hatten wir den kleinen Owikokoreroberg vor uns, der übrigens auf der Karte falsch eingezeichnet war, da der Weg nicht östlich, sondern westlich von ihm vorbeiführte.

Endlich gegen 1 Uhr mittags hatten wir die Vley — eine in der Regenzeit wasserführende Senkung — von Owikokorero erreicht und bezogen am Südrande ein Biwak. Wir sind in die Gegend des Kalkes gelangt. Das Wasser wird hier nicht mehr in Flußbetten im Sande gegraben, sondern aus tiefen, mitten in der Vley im Kalkfelsen vorhandenen Löchern mit Eimern geschöpft. Das Wasser war schön, klar und wohlschmeckend und langte auch annähernd für die Truppe. Später, als das Detachement von der Heyde und dessen Kolonnen abgerückt waren, reichte das Wasser bequem aus. Nur ein einziges dieser Wasserlöcher war durch einen Hundekadaver verseucht, ich wundere mich eigentlich, daß der sonst doch vor keinem Mittel zurückschreckende Herero nicht auch die anderen Löcher verseucht hat. Das eine verseuchte Loch war wohl nicht feindlichen Absichten zuzuschreiben, sondern der Hund war wahrscheinlich in seinem Durst hineingefallen und ertrunken. Im übrigen bietet Owikokorero als Landschaft genau ebensowenig Abwechselung wie der bisher von uns durchzogene Distrikt. Um die vegetationslose, ungefähr 600 Meter im Durchmesser messende Vley liegt dichter Busch, in dem die verschiedenen Truppenteile ihre Biwaks bezogen haben. Im Norden sieht man die bläulichen, nicht sehr hohen Okakango-Berge liegen, die übrigens falsch auf der sonst gar nicht so schlechten Karte angegeben sind. Im Laufe des Tages treffen die erste und die zweite Staffel ein unter vielem Peitschenknallen und Geschrei der Treiber. Wir



von Salzmann phot.

Im Busch.

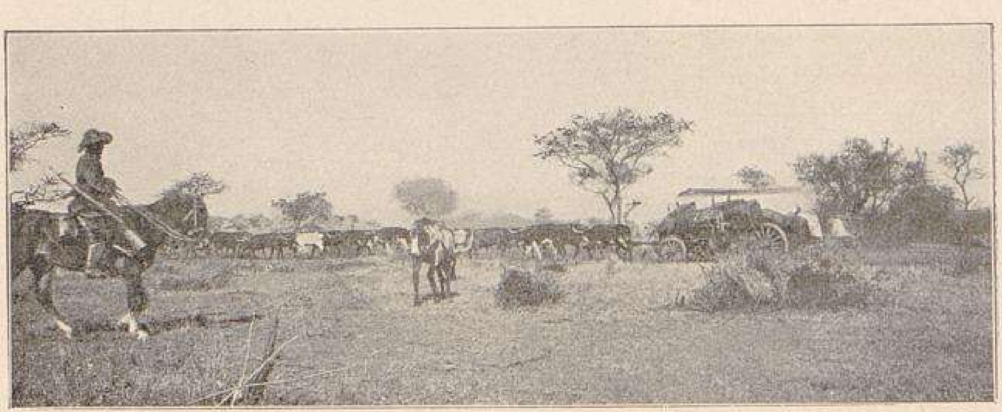
haben wieder alles beisammen und richten uns häuslich, so gut es eben geht, ein.

Unser größter Schmerz ist, daß die Operationen bis zum Eintreffen



St. A. Dr. Eggel phot.

5. Batterie. Geschütz-Exerzieren.

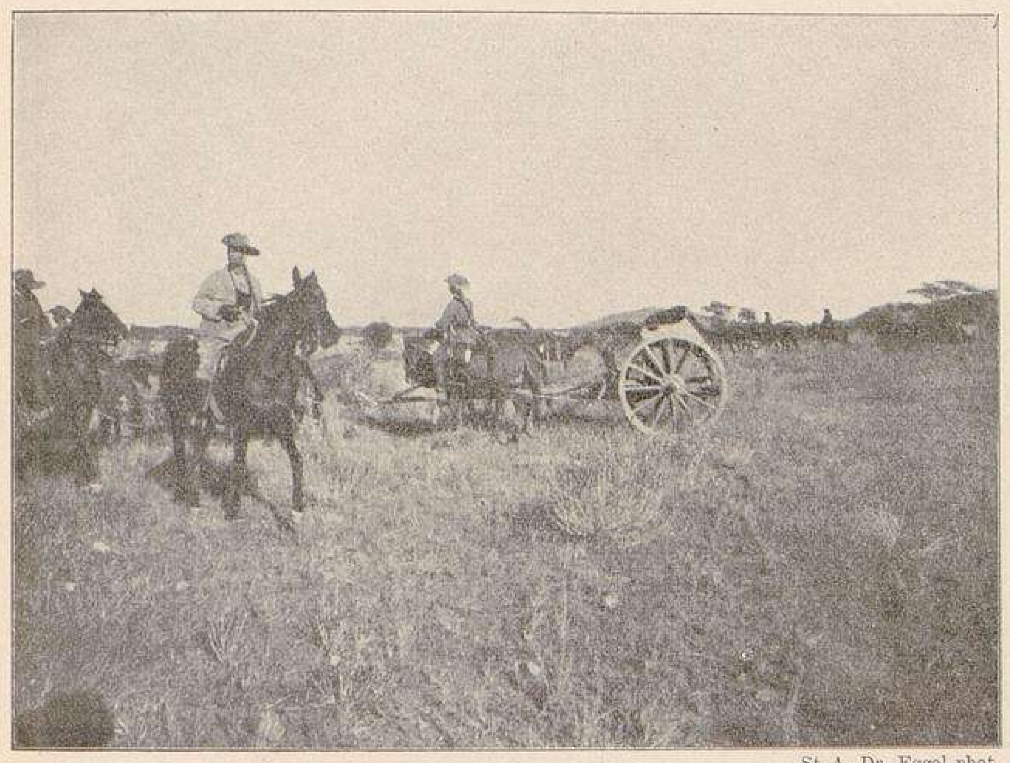


St. A. Dr. Eggel phot.

Ochsenwagen im Marsch bei Oviumbo.

der noch auf See schwimmenden Verstärkungen aufgeschoben werden und wir damit wieder zu wochenlangem Stilliegen gezwungen sind. Am 18. verabschiedete sich Oberst Leutwein von uns, um nach Okahandja

zurückzugehen. Der soviel in Deutschland aber auch hier besprochene Moment, daß vielleicht die Witbois, Bastards und schwarzen Treiber streiken würden, trat nicht ein, sie blieben ruhig alle da und taten ihren Dienst weiter. Zugleich wurde auch die neue Einteilung bekannt gegeben, nach der wir mit dem Bataillon Mühlenfels, der Maschinengewehrabteilung Dürr und der 6. Batterie zusammen unter Kommando des Majors von Glasenapp treten, und wenn die Abteilung vollzählig versammelt ist, in nördlicher Richtung gegen Otjire vorgehen sollen mit dem ganz ausdrücklichen Befehl,



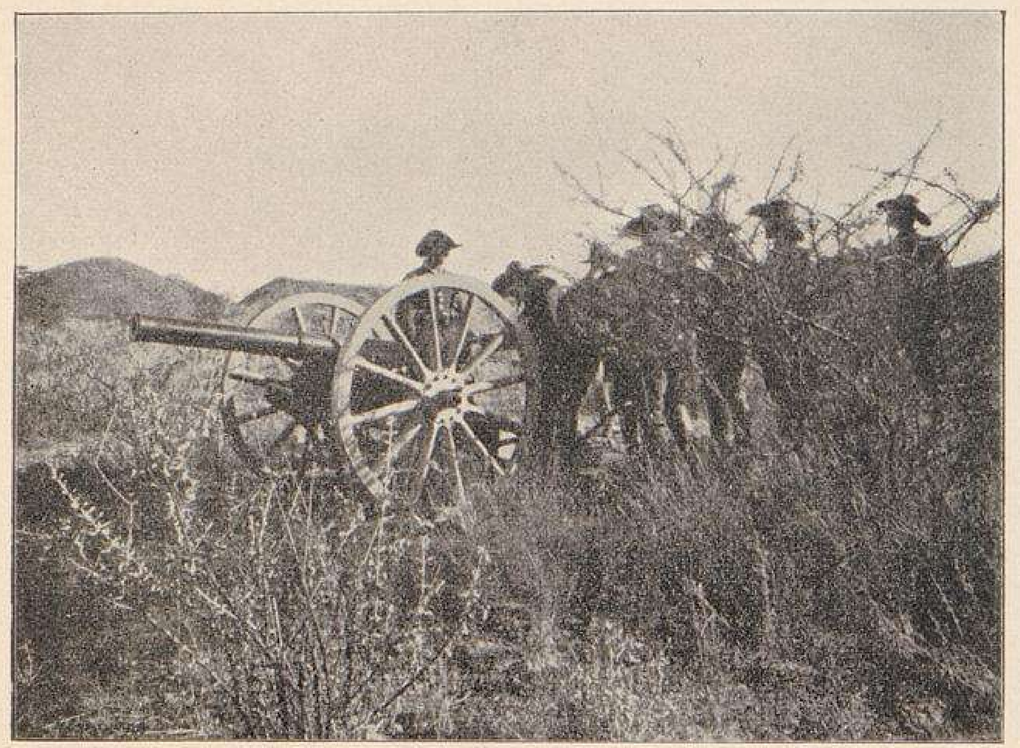
St. A. Dr. Eggel phot.

5. Batterie, Exerzieren. Hauptmann Stahl.

nur anzugreifen, wenn der Feind zweifelfrei abzieht. Das klingt nicht sehr tröstlich, denn erstens heißt das mindestens vierzehn Tage warten, bis nämlich die 9. Kompagnie und der Rest der Maschinengewehre heran ist, und dann weiter noch lange nicht angreifen dürfen, denn bis die teilweise noch nicht einmal aus der Heimat abgedampften Verstärkungen mobil gemacht haben und mit uns im Westen in gleiche Höhe gelangt sind, können Monate vergehen. Was Mobilmachen hier in Afrika heißt, haben wir ja in wochenlanger schwerer Arbeit am eigenen Leibe am besten erfahren. Wie hatten wir uns gefreut, endlich so weit zu sein. Nach unserer Berechnung, unter Zugrundelegung der üblichen Marschleistungen und Ruhetage, hätten wir am 17. Juni vor der feindlichen Stellung am Omua Matako gestanden

und am 18. voraussichtlich angegriffen, und wieder sind wir hier festgehalten. In Afrika kommt eben tatsächlich alles anders, als man denkt.

Am 19. Juni zog die Abteilung von der Heyde ab, mit ihr unsere 4. Batterie, ein Glied mehr in dem großen Kreise bildend, der sich allmählich um den Hererostamm zusammenzieht. Werden sie uns wohl wieder entwischen? In allen Tonarten wird die Frage diskutiert und bildet das stets wiederkehrende Tagesgespräch. Alle Möglichkeiten werden erwogen, doch es hilft alles nichts, wir bleiben vorläufig hier

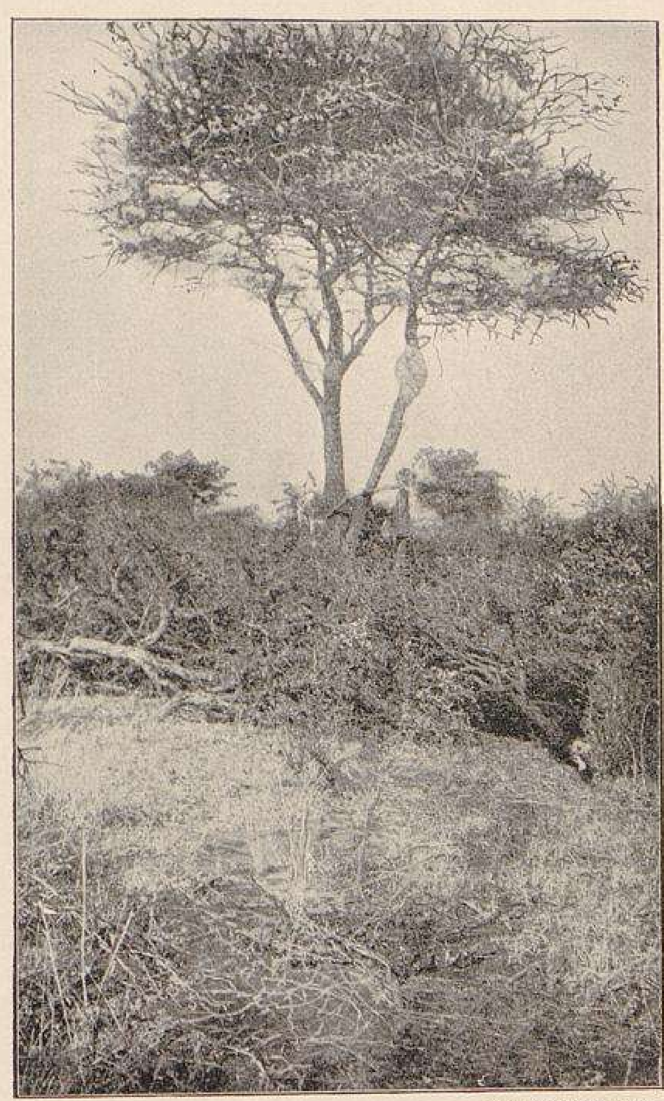


St. A. Dr. Eggel phot.

5. Batterie.

liegen. Abends geht man mit der Hoffnung zu Bette oder vielmehr zum Schlafsack: Möchten die Herero doch abziehen, damit wir schleunigst hinterher marschieren. Morgens steht man mit derselben Hoffnung auf. Leider sitzt die Gesellschaft auf den guten Weiden am Omua Matako fest und rührt sich nicht. An sich wäre es ja bei den schwachen zur Verfügung stehenden deutschen Kräften das günstigste, der Feind bliebe ruhig sitzen, bis wir von allen Seiten über ihn herfallen können. Aber anderseits ist es wohl auch begreiflich, daß man sich nach Kugelpfeifen und Kanonendonner sehnt. Zu was ist man sonst hier herausgezogen, und dem jungen Soldaten wird man diesen Wunsch wohl nie verargen.

Unter Pferdeweiden, Pferdepflege, Exerzieren vergehen die Tage. Die Nächte werden immer kälter, und auch die Sonne hat nicht mehr die Kraft, die sie wenige Wochen vorher hatte. Unsere geringen, zur Aufbesserung der Kost mitgenommenen Vorräte werden immer knapper, und wir begnügen uns mit demselben Essen, das unsere Leute bekommen. In einem Termitenhaufen ist ein Backofen eingerichtet, der vorzüglich funktioniert und in dem Brot und ab und zu etwas gebacken wird, das der Bäcker „Kuchen" nennt, sogar Pflaumenkuchen mit den zuweilen gelieferten „Lazarettpflaumen" wird gebacken. Man wird schließlich ebenso genügsam wie erfinderisch. Manchmal ladet man sich auch einen Kameraden zum Diner ein, dann gibt's Rotwein mit Wasser, sonst nur Tee mit Truppen-Rum, einem nebenbei scheußlichen Zeuge. Fast täglich steigt der Ballon der Funkentelegraphie hoch, um Nachrichten nach auswärts zu übermitteln, zuweilen lassen sie zum selben Zweck einen großen Drachen steigen. Uns ließ der Ruhm des Themistokles nicht schlafen, wir konstruierten ebenfalls einen Drachen in seligem Angedenken an unsere Schulzeit, und siehe da, er stieg großartig, so lange bis die Strippe riß und unser schöner Drachen auf Nimmerwiedersehen im Dorngestrüpp verschwand. Die Funkentelegraphie hatte uns glänzend mit mehreren Längen geschlagen. Einmal war ich auf Patrouille nach Norden zu, um Wegskizzen aufzunehmen, bei welcher



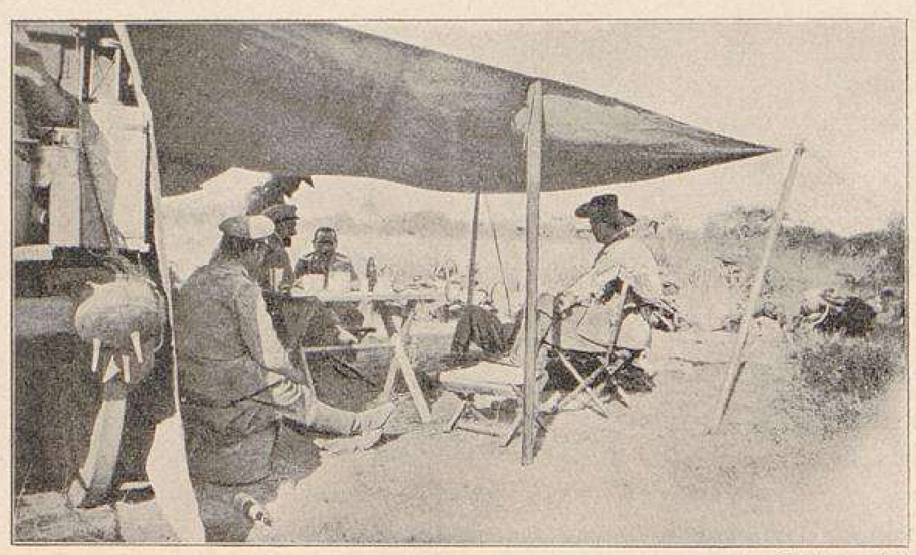
von Salzmann phot.

v. François' Grab. Owikokorero.

Gelegenheit ich konstatierte, daß die Okongawa-Berge auch falsch in der Karte eingezeichnet sind. Sonst verlief ein Tag wie der andere fast ohne Abwechslung; am 20. traf unser neuer Führer Major von Glasenapp ein.

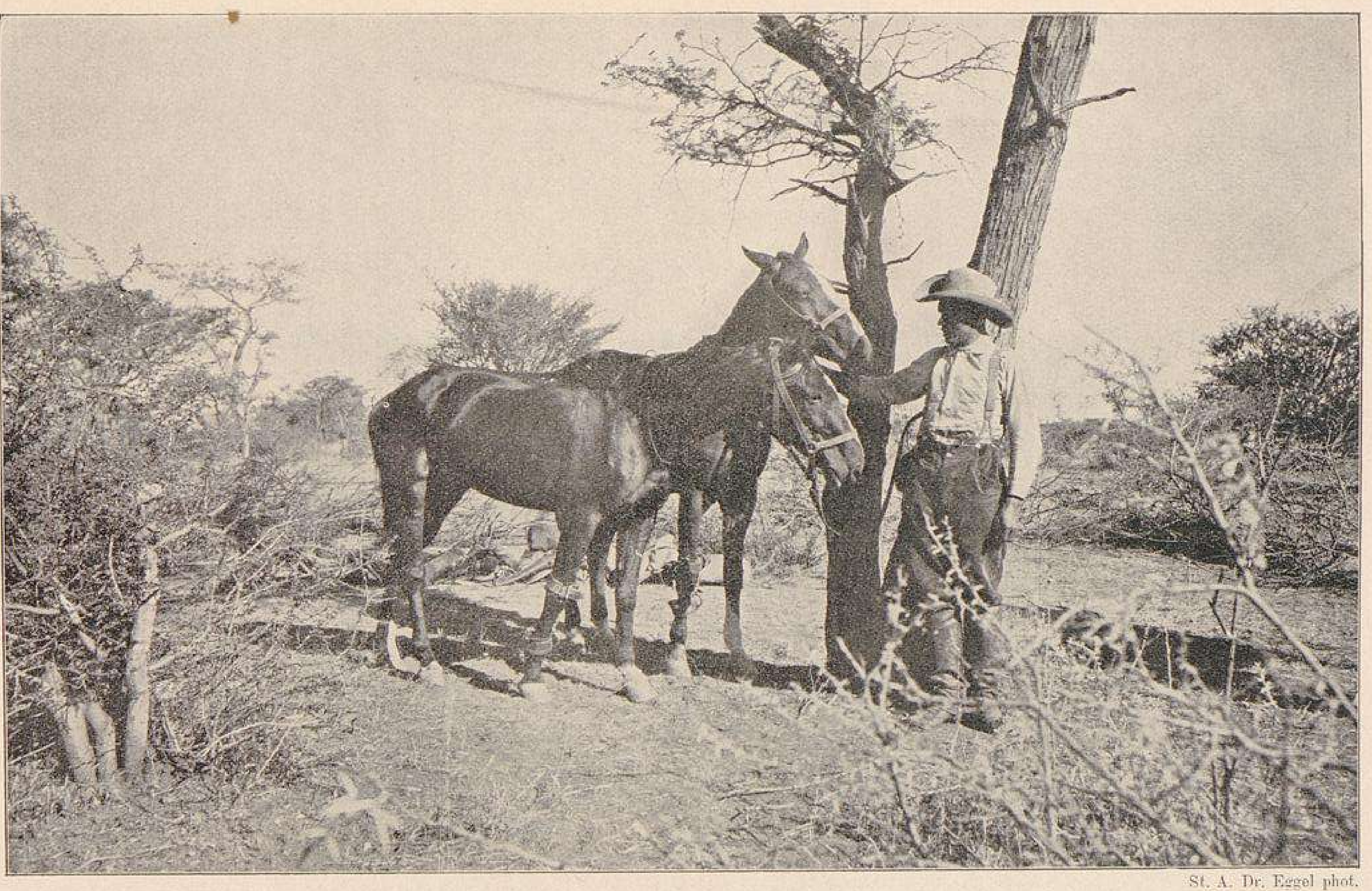


Bei der Toilette. von Salzmann phot.



Offizier-Kasino. von Salzmann phot.

Bei unseren Pferden trat allmählich eine gewisse Freßunlust ein, wir kamen schließlich dahinter, daß sich die scharfen Gräser den Tieren in der Mundhöhle ins Fleisch gebohrt hatten und dort kleine eiternde Wunden erzeugten, zugleich hatte sich am Gaumen das Blut gestaut, so-



St. A. Dr. Eggel phot.

Pferde des Stabsarztes Dr. Eggel -- vorn australischer Wallach, der bereits den China-Feldzug bei der damaligen ersten Batterie des ostasiatischen Feldartillerie-Regiments mitgemacht hat,

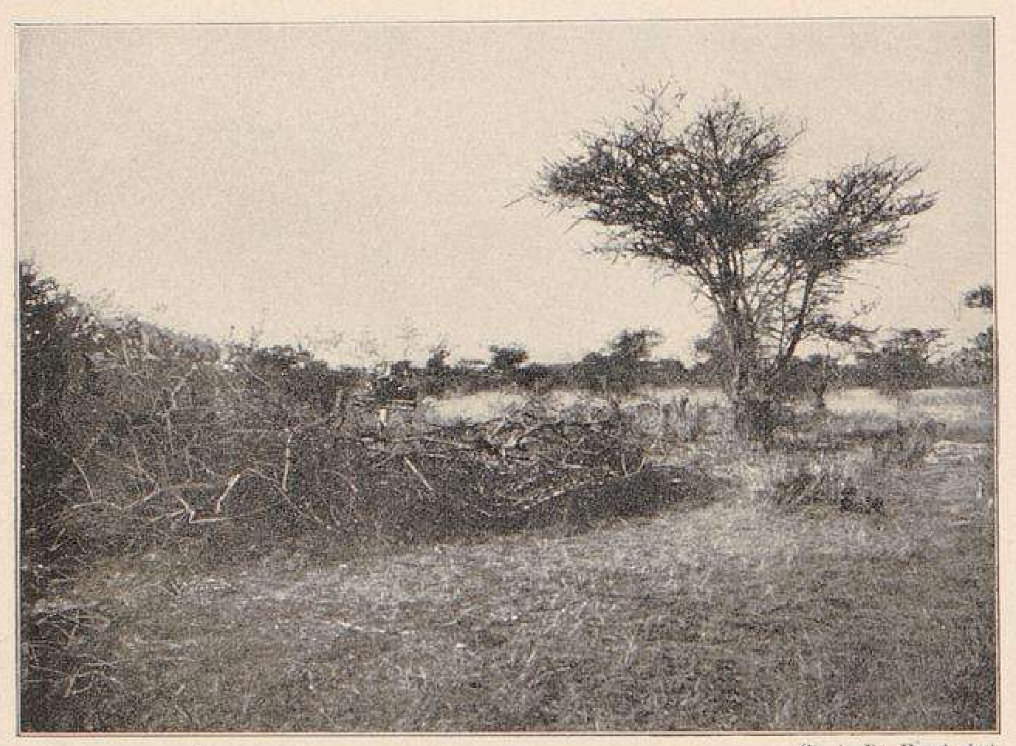
daß die armen Tiere vor Schmerzen nicht fressen konnten. All die scharfen Halme mußten entfernt werden, außerdem das angestaute Blut durch einen Einschnitt entfernt werden. Dann wurde der Gaumen noch ausgeflammt. Die Tiere hatten merkwürdig schnell Erleichterung durch dieses Verfahren und fraßen bald wieder gut. Bei den Maultieren machten wir keine solche Beobachtung, ihnen tat die Ruhe sehr gut, im Gegensatz zu unseren Pferden, die allmählich abmagerten, wurden sie stets dicker. Die Tiere, die anfangs so ungemein scheu waren, sind jetzt ruhig wie die Lämmer geworden. Der Gesundheitszustand unserer Leute ist gut, seit wir hier liegen, sind keine Erkrankungen ernster Art vorgekommen. Die Leute sehen brillant gesund aus und haben, wie ich oft bemerkte, einen beneidenswerten Appetit, der kaum mit den reichlich gelieferten Menagebedürfnissen gestillt werden kann. Nur Brot ist etwas knapp, da die Feldbäckerei nicht soviel leisten kann. Wir helfen uns dadurch, daß wir selbst backen. Pro Kopf und Woche gibt's eine halbe Flasche Rum, so daß jeder Mann abends ein wärmendes Getränk, sei es Tee mit Rum oder Grog zu sich nehmen kann. Man gewöhnt sich eben an alles, auch ans Biwakieren, nur eins fehlt, der endgültige Befehl zum Vormarsch gegen den Feind.



von Salzmann phot.

St. A. Dr. Eggel. Pferde-Operation.

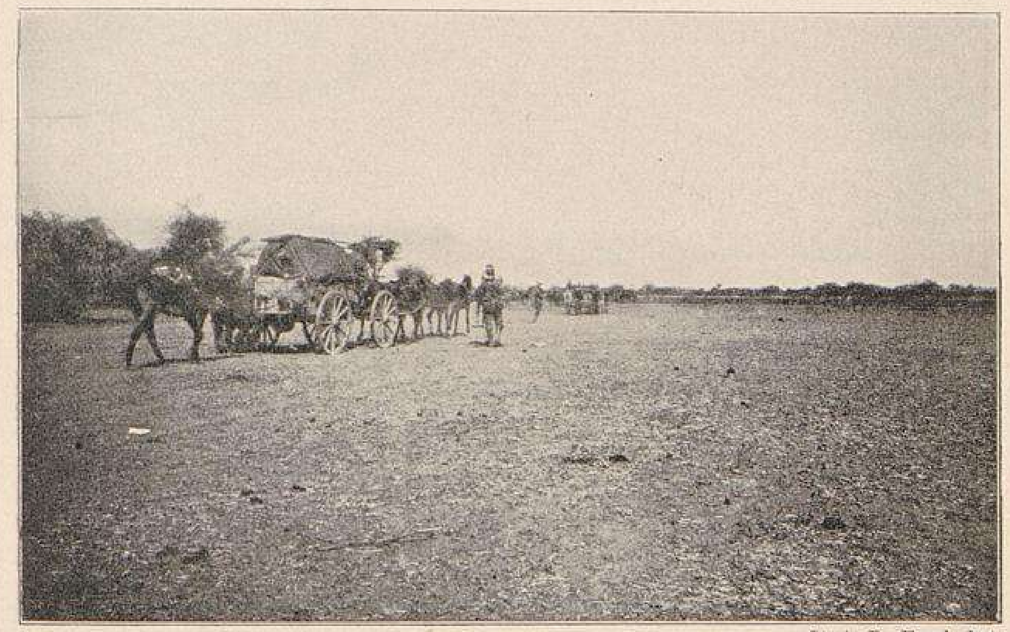
Am Abend des 29. Juni hatten wir eine merkwürdige Himmelserscheinung. Von dem Zentralpunkte am westlichen Himmel gingen scharf abgeschnittene Wolkenstreifen radial über den ganzen Himmel. Einen unserer Ochsentreiber, einen Klippkaffern aus Rehoboth namens Gobias, schien diese Erscheinung ganz besonders zu beunruhigen. Mit todernstem Gesicht erklärte er, das bedeute ein schweres Gefecht für die allernächste Zeit, und zwar würden die „Witmen", also wir, angreifen. Wenn die Wolkenstreifen gekräuselt gewesen wären, so würden die Schwarzen angreifen. Gobias ist sonst ein sehr vernünftiger, auffallend intelligenter Schwarzer,



St. A. Dr. Eggel phot.
Massengrab bei Owikokorero.

der sehr gut Deutsch und Holländisch spricht und zu allem zu gebrauchen ist. Er war von seiner Ansicht durch nichts abzubringen und als sich ganz spät noch im Lager die Kunde verbreitete, daß eine Patrouille vom Major von Estorff nach einem Ritt von 90 km soeben in schärfster Gangart angelangt sei, strahlte es über sein gutmütiges Gesicht, und er war fest davon überzeugt, daß seine Prophezeiung bereits eingetroffen sei. Uns alle plagte natürlich die Neugier, gar zu gern hätten wir gewußt, was los sei, aber der Führer der Patrouille, ein Unteroffizier, war verschwiegen, und so mußten wir unsere Ungeduld zügeln. Irgend etwas war jedenfalls los, denn nicht umsonst war noch um neun Uhr abends der Fesselballon der Funkentelegraphie hoch, es wurde also noch hin und her depeschiert, deutlich

hörte man das Surren des Motors bis in unser Biwak herüber. Was mochte da herüber und hinüber gekabelt werden? Haben die Herero die Kolonne Estorff angegriffen? Im stillen hoffte es natürlich jeder, denn das ist der einzige mögliche Fall, daß auch wir schleunigst vormarschieren, um der Kolonne zu Hilfe zu kommen, sonst müssen wir warten, bis die neuen Verstärkungen in ungefähr gleicher Höhe mit uns sind, damit wir die Herero von allen Seiten zugleich anfassen können. In der Theorie, besonders z. B. für ein Land mit schönen Straßen, macht sich der Gedanke ja sehr schön, ob es aber hier in diesem Buschlande mit den noch dazu meist falsch eingezeichneten Wegen später in der Praxis gelingen wird, ist eine andere



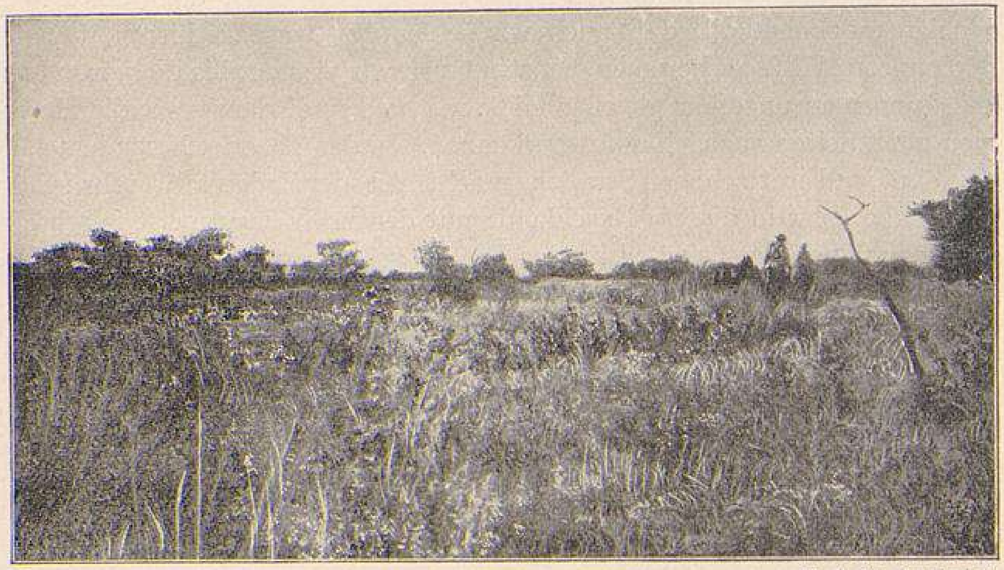
St. A. Dr. Eggel phot.

5. Batterie (Vorratswagen) im Marsch.

Sache, und ich hielte es für einen außerordentlichen Glückszufall. Man bedenke nur, wie blitzschnell sich hier die meisten Gefechte abgespielt haben, und wenn auch der Funkentelegraph die Meldung schleunigst an die vielleicht nur einen kleinen Tagemarsch entfernte Nebenabteilung übermittelt, so wird der schwarze Feind seiner Kampfesweise entsprechend schon längst über alle Berge oder hier vielmehr Büsche sein.

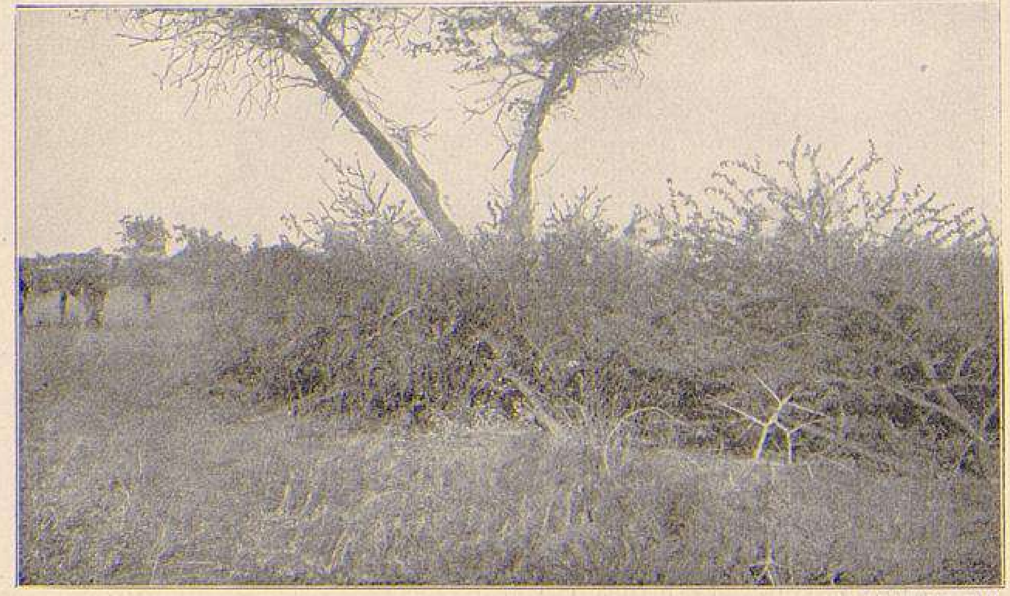
Am 30. Juni rückte unsere Witboi-Abteilung auf Otjire vor, zugleich wurde die 10. Kompagnie aufgelöst, um die 11. zu komplettieren, die Etappen- und Heliographenposten zu besetzen und zugleich drei Offizierpatrouillen gegen den Omuramba vorzutreiben. Ach, die glücklichen, viel beneideten Patrouillenführer! Wer von uns Leutnants hätte nicht sofort mit ihnen getauscht, auch mit der sicheren Aussicht, nicht mehr

zurückzukommen, nur heran an den so lange von weitem beobachteten Feind, nur einmal sich mit den Schwarzen herumschießen zu dürfen!



St. A. Dr. Eggel phot.

Rückzugsgelände der Erkundigungsabteilung Glasenapp am 13. März 1904. Owikokorero.



von Salzmann phot.

Grab bei Owikokorero. Leutnants Dziobek, Thismeyer.

Jetzt, wo wir schon so lange haben stilliegen müssen auf einem Flecke, versteht man so recht, wie unsere schwachen Abteilungen, wenn sie nach langen strapaziösen Märschen endlich einmal an den Feind kamen, sich

sofort mit diesem engagierten, manchmal ja allerdings nicht gerade glücklich, wie seinerzeit hier am Orte.

Von anderen Patrouillen war festgestellt, daß Kaffern oder Herero die an verschiedenen Straßen neu angebrachten Wegzeiger entfernt hatten. Man hatte deren Spuren gefunden und dabei konstatiert, daß sie z. B. einer weißen Patrouille im Busch auf Schritt und Tritt gefolgt waren. Für uns wieder einmal eine Mahnung, stets vor einem hinterlistigen Feinde auf der Hut zu sein, und andererseits ein Zeichen, daß wir stets von Spionen, die über jede unserer Bewegungen sofort berichten, umgeben sind.

Unsere Schwarzen hatten festgestellt, daß die Spuren an den Wegzeigern von Kaffern herrührten. Es ist merkwürdig, wie so ein Naturkind auf den ersten Blick hin sagt, diese Spur ist von einem Witboi, einem Gochasser oder einem Herero usw. und so und so viele Tage alt. Einige Übung haben wir alle schon, z. B. einer Spur schnell zu folgen, das lernt sich am besten beim Umherstreifen zur Jagd, man trifft da so oft auf Spuren, und es ist interessant, sie zu verfolgen. Einmal stieß ich dabei auf Eingeborenenpontoks, die natürlich verlassen waren. Im Innern des einen waren Tierszenen in den rußigen Lehm roh eingeritzt, zum ersten Male sah ich in Hererohütten diese geringen Zeichen von Kunstfertigkeit, die mir so vorkamen, wie in den Kalkhöhlen des Jura gefundene Zeichnungen aus der Zeit des Höhlenbären und Höhlenlöwen. In der Nähe unseres Biwaks fanden wir einmal im dichten Busch einen anscheinend künstlich aufgeschütteten kleinen Hügel, umgeben von einer Palisadenwand. An zwei dicht dabei stehenden Bäumen waren Ochsenschädel aufgehängt, die Wind und Wetter gebleicht hatten. Unsere Schwarzen waren sich über die Bedeutung uneinig. Einige meinten, es wäre ein Grab, andere meinten, nur eine Opferstätte, an der zur Zeit der großen Viehsterbe Ochsen geschlachtet würden, daher die aufgehängten Ochsenschädel. Wir wollten der Sache auf den Grund gehen und gruben daher den Hügel um. In ungefährer Tiefe von zwei Metern, nachdem mehrere Lagen Steine entfernt waren, stießen wir auf ein Skelett, das in hockender Stellung Richtung Nord—Süd lag. An einem Arm hatte es zwei eiserne spiralförmige Armringe, sonst war dem Toten nichts in sein Grab mitgegeben. Es war das Grab eines Herero-Großen, die Ochsenschädel jedenfalls von den bei der Leichenfeier geschlachteten Tieren herrührend. Nach der Anzahl der Schädel zu urteilen, mußte der Tote ein sehr reicher Mann gewesen sein.

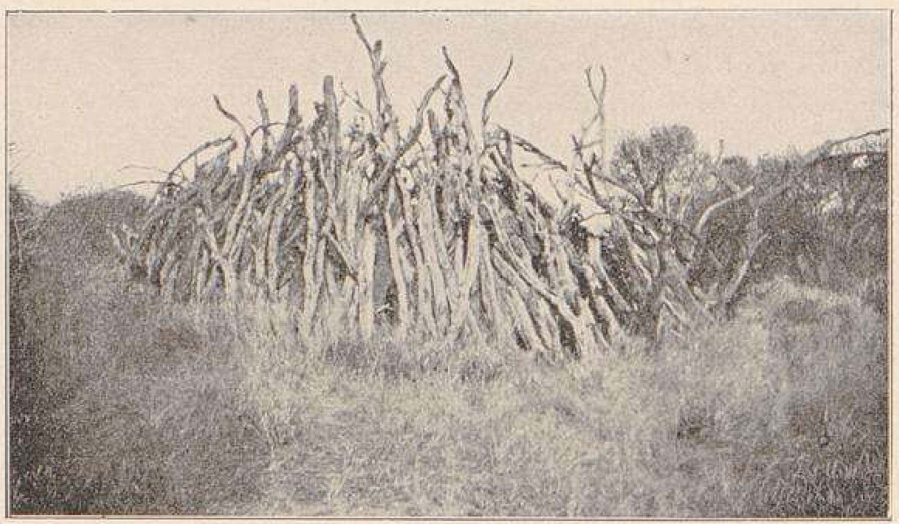
Endlich am 1. Juli kam etwas mehr Klarheit in die allgemeine Situation: Während das Detachement v. d. Heyde noch in Okosondusu steht, ist das Detachement von Estorff schon bis an den Omuramba vorgegangen. Offizierpatrouillen haben festgestellt, daß die Orlogsleute der Herero, also die eigentlichen Krieger, bei Okahitua sitzen. Dort halten sich auch die

Herero-Großen auf, das ganze alte Testament sitzt da zusammen, Samuel mit seinem Sohne Friedrich, dann Michael, Zacharias, Traugott und der berüchtigte Tetjo. Vom Feldhauptmann der Orlogs, dem Herero Asser



von Salzmann phot.

Herero-Grab. Inneres.
In der Mitte unser Offizier-Koch Beinhorn.

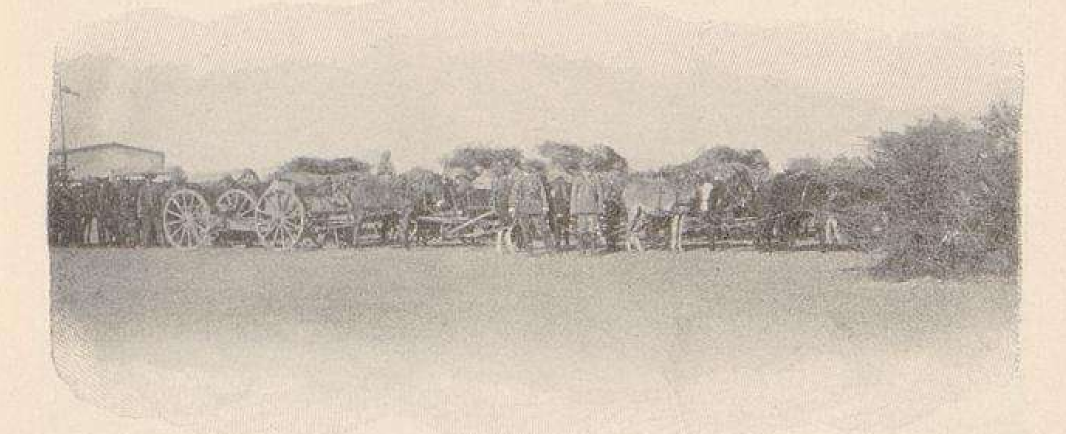


von Salzmann phot.

Herero-Grab von außen.

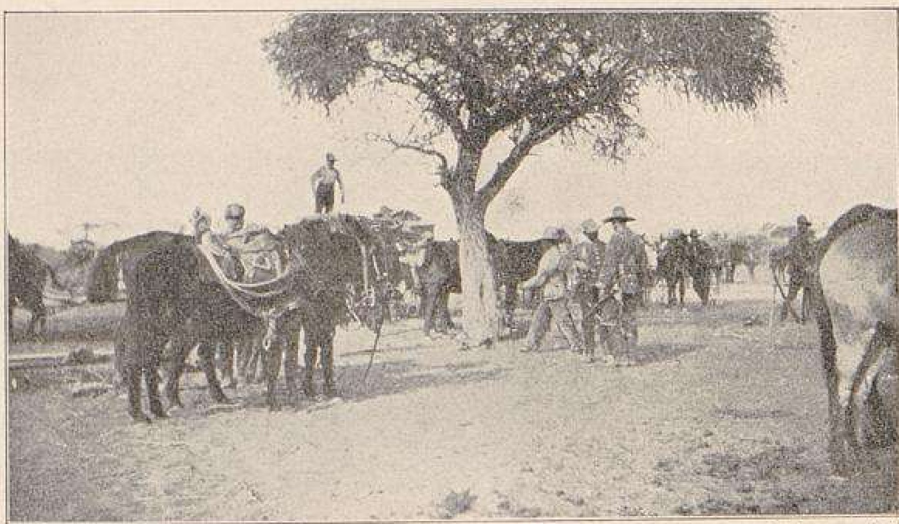
Ria Rua, war nichts bekannt. Alle diese Angaben hatten gefangene, Feldkost suchende Weiber gemacht, also war denselben wenig zu trauen. Sie hatten unter anderem auch ausgesagt, daß sie Samuel zu Pferde gesehen hätten, stets in Begleitung seines Sohnes, also scheint sich die Mär von seiner Verwundung nicht zu bewahrheiten. Die Herero wären zwar kriegslustig,

aber nicht einig. Jedenfalls war festgestellt, daß sie immer noch da und nicht abmarschiert waren. Mit den kolossalen Viehmengen, die jetzt bei den Wasserstellen im Omuramba-Bette zusammengetrieben sind, marschiert es sich eben nicht so leicht ab, und wenn sie marschieren sollten, so



von Salzmann phot

5. Batterie.



von Salzmann phot.

Rast. Otupanda.

geht es nur sehr langsam. Jetzt ist für die hiesige Gegend die schlechteste Jahreszeit, da das Weidegras ganz trocken und saft- und kraftlos ist und die in guter Jahreszeit wasserführenden Senken, die Vleys, gänzlich ausgetrocknet sind. Man hört schon jetzt, daß, obwohl die Herero von morgens bis abends Wasser für das Vieh schöpfen, sie es nicht mehr schaffen können. Für den von Natur aus faulen Schwarzen dürfte dies wohl mehr noch ein



St. A. Dr. Eggel phot.

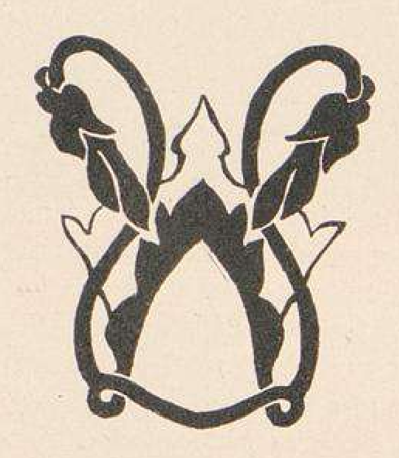
Busch bei Owikokorero mit Graspontok.



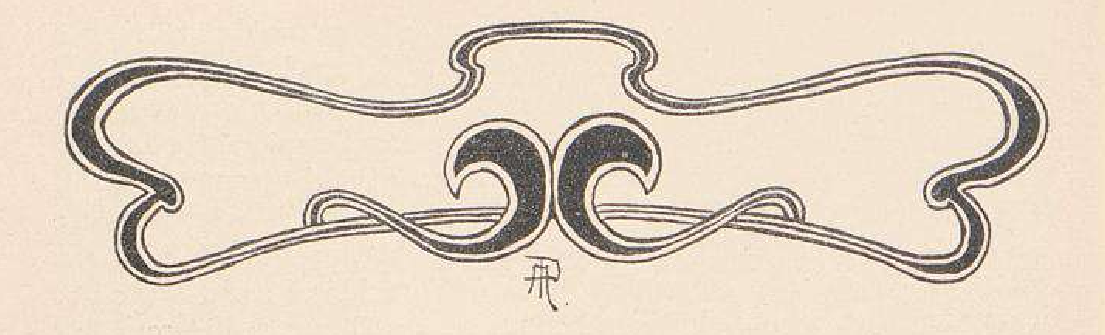
St. A. Dr. Eggel phot.

5. Batterie im Marsch.

Grund zur Unzufriedenheit sein, und so mancher der von den herrischen Herero auf das rücksichtsloseste ausgenutzten Kaffernsklaven wird wohl seinem bisherigen Herrn den Rücken wenden, um sich zu drücken. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Nur unter Vorspiegelung falscher Tatsachen, wie zu erwartender Munitions- und Proviantransporte, hält Samuel die kriegerische Stimmung in seinem Volke noch aufrecht — so sagt man — denn „nichts Genaues weiß man nicht", und auf die Aussagen gefangener Weiber hin lassen sich keine festen Schlüsse ziehen. Andere Gefangene sagen wieder, daß gerade unser langes Zögern den Herero Mut gemacht habe, sie legen es als Schwäche aus.



Schlußvignette von Anita Peters.



Sechstes Kapitel.

Am Feinde.

Am 3. Juli vormittags traf endlich die so lange erwartete Kompagnie von Klitzing in Owikokorero ein, sie brachte uns noch einige frische Maultiere mit, die wir gegen minder brauchbare austauschten. Noch am Vormittag erhielten wir den Abmarschbefehl nach Okatjeru, und zwar zusammen mit der 11. Kompagnie und der 6. Batterie als erste Staffel des Detachements von Glasenapp unter Führung des Majors von Mühlenfels. Nachmittags 2^{30} brach das Detachement auf und marschierte auf der wenig begangenen Straße entlang den Okongawa-Bergen nach Norden. Man merkt schon hier eine kleine Änderung in der Vegetation, der wilde Feigenbaum tritt häufig auf und bringt etwas Abwechselung in die sonst so eintönige Buschlandschaft. Gegen 6 Uhr abends wurde gehalten und an der Straße im dichten Busch Biwak bezogen. Wir fahren dann stets eine Wagenburg, lassen sämtliche Tiere im Innern grasen und verstärken die Zwischenräume zwischen Geschützen und Munitionswagen mit abgehauenen Dornsträuchern. Der Kral wurde heute besonders stark gemacht, da sich im Innern sehr viele Schakallöcher befanden und unsere Pferde vor diesen Tieren sehr ängstlich sind. Eines unserer Pferde litt sehr unter Herzbeklemmungen. Bei den Leuten stellen sich solche Beschwerden hier nach größeren Anstrengungen sehr leicht ein und können zu Herzfehlern führen. Bei den Pferden fiel es uns zum ersten Male auf, allerdings hatten wir von anderen Truppenteilen schon dieselbe Beobachtung an deutschen Pferden gehört. Zurückzuführen sind diese Zustände weniger auf die Strapazen und die Ungewohntheit des Weideganges als auf die dünne Höhenluft.

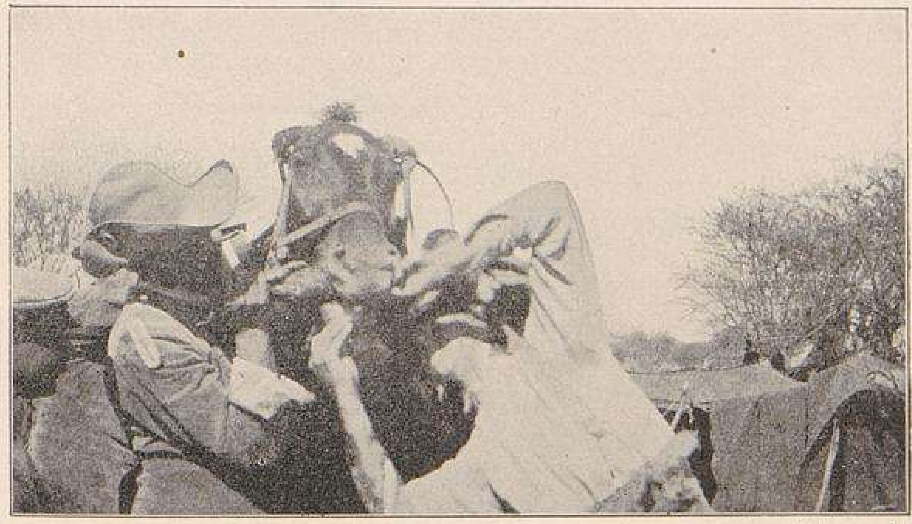
Kopfleiste von Anita Peters.

Wir befinden uns andauernd in einer Höhe von 1500 Metern, und man merkt es am eigenen Leibe, wie dünn die Luft ist; z. B. auf der Jagd, wenn



von Salzmann phot.

Kalkpfanne. Otupanda. Rast.



von Salzmann phot.

Pferde-Operation.

man hinter einem Volk Perlhühner her ist, bekommt man sehr leicht Herzklopfen und Atembeschwerden.

Die Nacht zum 4. Juli war sehr kalt, das Thermometer mußte unter Null gegangen sein, denn offen stehendes Wasser war früh gefroren. Um 6 Uhr stand das Detachement zum Abmarsch bereit und marschierte nach

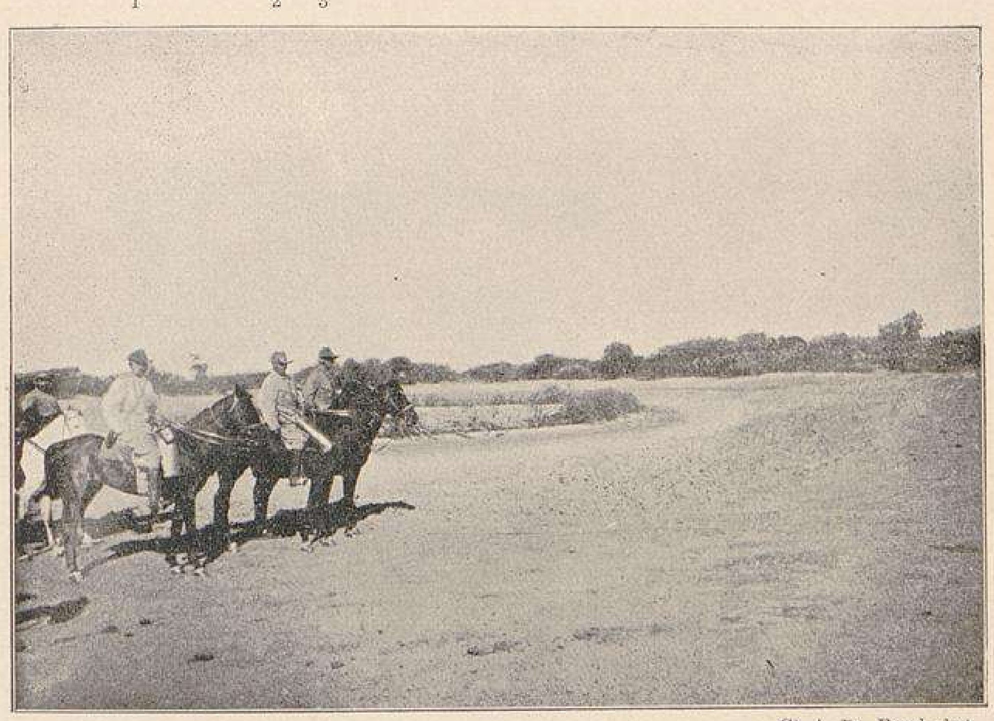
Otupanda, wo abgekocht und die Tiere geweidet wurden. Durch die Mittaghitze wird man ganz von selbst dazu gebracht, nur morgens und nachmittags zu marschieren und über Mittag zu rasten, daraus folgt andererseits, daß man seine Tiere an einmaliges Tränken innerhalb 24 Stunden gewöhnen muß, denn die Tränkstellen sind weit auseinander, und früh und spät abends saufen die Tiere der Kälte halber so gut wie gar nichts, während sie nach dem Vormittagsmarsch sehr durstig sind. Trifft man während der Mittagspause und abends auf Wasser, so ist das natürlich doppelt angenehm. Wir hatten in beiden Biwaks am Abend des 3. und 4. kein Wasser, außer dem in den Wassersäcken zum Kochen mitgenommenen. Die Weide war schlecht, da in ziemlich großer Entfernung von den im Kalkstein befindlichen Wasserlöchern schon alles abgefressen war von den Rindern der Herero. Leider ging uns dicht vor dem Abmarsch das gestern abend erkrankte Pferd an Herzkrampf ein, und zwar ganz plötzlich, nachdem es sich anscheinend gut erholt hatte.

Der weitere Weg führte uns auf tiefen Sandwegen wieder in dichtem Busch über die Wasserstelle Okatjeru in ein Biwak ungefähr 12 km südlich Okatjeru. Unterwegs beobachteten wir mehrfach seitwärts im Busch plötzlich aufsteigende Rauchsäulen, die nur von angesteckten Grashaufen herrühren konnten. Diese Fanale, denn solche waren es unzweifelhaft, befanden sich stets in Höhe des Anfanges der Marschkolonne und waren wohl von Spähern angezündet, die uns im dichten Busch unbemerkt begleiteten. Sie zu verfolgen wäre absolut aussichtslos gewesen. Durch diese Rauchsignale erhalten die Herero schon von weither Kunde von unserem Anmarsch, in einem Kriege in derartig unübersichtlichem Gelände muß es einem nur einigermaßen geschickten Späher eben stets gelingen, mit einer vormarschierenden Truppe unbemerkt von dieser gleichen Schritt zu halten.

Das Biwak lag heute in einem von Busch ziemlich freien Strich, der aber sehr schlechte Weide hatte. Nach Nordwesten zu war ein Grasbrand sichtbar, der zuerst so aussah wie mehrere Lagerfeuer und erst durch eine Offizierspatrouille, Graf Arnim, als Grasbrand festgestellt wurde. Wir hatten wieder einen Kral gebaut wie stets und uns früh zur Ruhe begeben, als wir gegen 10½ Uhr durch ein donnerähnliches Getrampel aufgeschreckt wurden. Unsere sämtlichen im Kral weidenden Tiere waren an einer Stelle durch diesen durchgebrochen, die Posten hatten sich dem mächtigen Ansturm der 150 Tiere gegenüber machtlos gefühlt und die ganze Herde war im Galopp entlaufen. Noch nie in meinem Leben habe ich ein niederdrückenderes Gefühl gehabt als in diesem Augenblick. Dicht vor dem Feinde seiner sämtlichen Tiere, sowohl Reit- wie Zugtiere, ganz plötzlich beraubt zu sein, ist sehr hart, denn womöglich war die Batterie dadurch zum Stilliegen verurteilt, wenn sich die Tiere nicht wieder einfangen ließen.

Wie weit die Tiere in einer Nacht laufen, hatten wir ja schon einmal in Swakopmund erlebt, meist über 100 km, ohne zu halten, und leider sind gerade die besten Tiere diejenigen, die am weitesten laufen, da sie eben am längsten aushalten. Was die Ursache zu diesem Ausbruch gewesen ist, wird sich wohl kaum je feststellen lassen. Hatte sie der Hunger getrieben auszubrechen, da die Weide sehr schlecht war und Hafer nicht gefuttert werden konnte, weil wir außer der für den alleräußersten Notfall berechneten eisernen Portion keinen mitführen? Oder waren Schakale im Kral

1 2 3



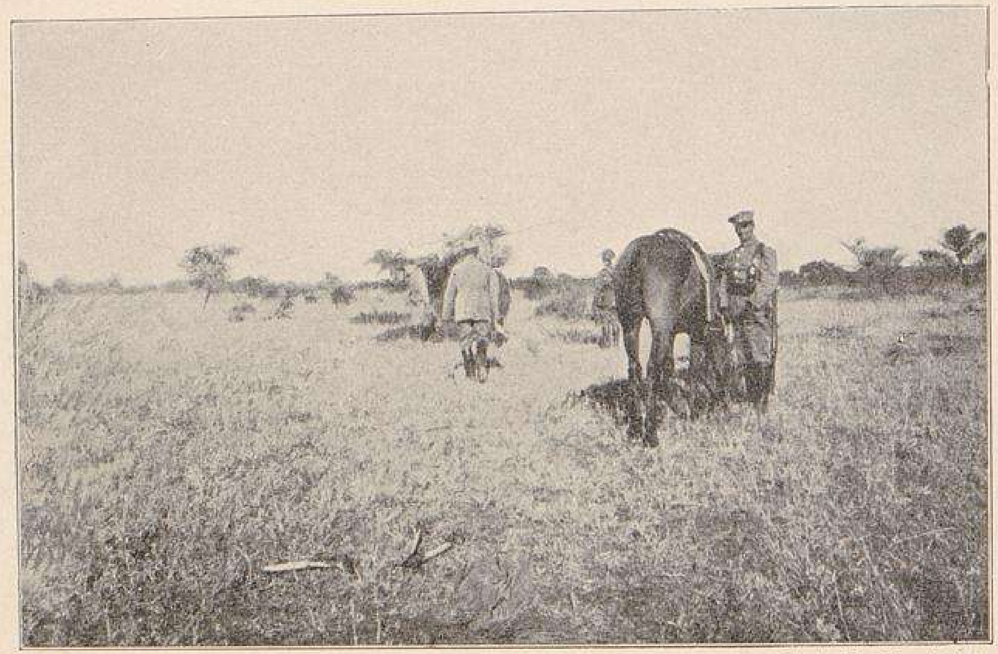
St. A. Dr Eggel phot.

Offiziere der 11. Kompagnie 1. Feld-Regiments.
1. Leutnant Graf Arnim †. 2. Hauptmann Gansser †. 3. Oberleutnant Streccius verwundet.

gewesen, vor denen unsere Tiere eine ganz merkwürdige Angst haben und deren Anwesenheit im Kral stets eine Panik verursachte? Die drei Posten hatten gut aufgepaßt, unsere sämtlichen Leute lagerten rund um den Kral dicht an diesem, und die Katastrophe war so plötzlich hereingebrochen, daß unsere Leute noch nicht einmal Zeit gehabt hatten von ihrem Lager aufzuspringen, als auch schon die ganze Herde geschlossen in der dunklen Nacht verschwunden war. Ein Wunder war es noch zu nennen, daß der anderen Kompagnie und der 6. Batterie nicht auch die Tiere durchgebrannt waren.

An eine Verfolgung war in der stockdunklen Nacht nicht zu denken, da man kaum die Hand vor Augen sah, wir mußten den Morgen abwarten.

Die Batterie mußte weiter, da an dieser Stelle kein Wasser war, mit Reservetieren der anderen Batterie und einigen von uns am Morgen in der Nähe des Biwaks weidend aufgefundenen Maultieren und Pferden, teils auch mit Ochsen vom Ochsenwagen, der vorläufig unter Bedeckung stehen blieb. So war die Batterie um 7 Uhr 50 Min. vormittags bewegungsfähig und konnte dem um 6 Uhr abmarschierten Detachement nach Okatjeru nachrücken, um dort ein Biwak zu beziehen. Ich wurde sofort mit einer Patrouille abgeschickt, um Major von Glasenapp eine Meldung über den Vorfall zu überbringen und zugleich nach den entlaufenen Tieren zu suchen, denen zwei weitere Patrouillen des Detachements und später noch einzelne



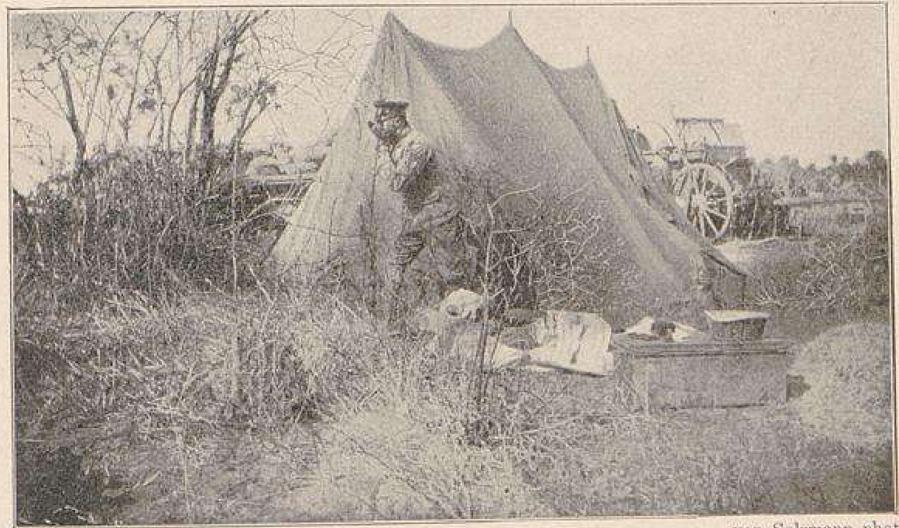
St. A. Dr. Eggel phot.

Gelände bei Owikokorero.

Witbois nachgesandt wurden. Leider stellte sich durch diese Patrouillen, die den Spuren folgten, heraus, daß sich die ganze Herde bald in kleine Gruppen aufgelöst hatte, also genau wie damals in Swakopmund, wo man die Tiere auch meist einzeln, höchstens zu zweien oder dreien fangen mußte. Ein großer Teil hatte sich zum Glück nach den von uns passierten Wasserstellen gewandt und wurde von den Patrouillen hereingebracht.

Bei dieser Patrouille konnte man so recht den Wildreichtum dieser Gegend beobachten. Zuerst hatten wir mehrmals kleine Deuker, kaum $\frac{1}{2}$ m hohe Antilopen, einzeln vor uns, dann einmal sechs Springböcke in einem Sprung, bald darauf drei Strauße, die zu schießen bei 400 Mk. Strafe

verboten ist; als wir uns der Wasserstelle Katjeru zuwandten, um dort zu tränken, sahen wir Hunderte von Perlhühnern, dann viele Aasgeier und je näher wir der Wasserstelle kamen, desto reicher wurde die Vogelwelt. Unzählige Wildtauben, Webervögel, Finken, entzückende kleine bunte Papageien, große graue Kakadus mit aufrecht stehendem Schopf, dann Pfefferfresser mit einem riesigen krummen Schnabel, Kibitze, vereinzelte Raben mit grauer Brust, und unzählige andere Arten, deren Namen ich nich kenne, bevölkerten den Busch. Sie sind stets das untrügliche Zeichen, daß Wasser in der Nähe ist; mit um so größerer Freude begrüßt man daher die Tiere. Die Antilopen halten sich bis auf den Deuker stets auf der sogenannten „Fläche" auf, da ihnen der Busch des vielen Raub-



von Salzmann phot.

Leutnant Zwicke.

zeuges halber zu gefährlich ist. Wir schossen ein Perlhuhn mit dem Karabiner und brieten dieses am offenen Feuer, was einen delikaten Braten gab.

Von 12 bis 3 Uhr warteten wir an der Wasserstelle auf den Rest des Detachements von Glasenapp, um dem Führer die Meldung zu übergeben; kurz vor 3 Uhr, als wir gerade unsere weidenden Pferde einfingen, um zu satteln, kam ein Reiter mit einem Eingeborenen von der Patrouille Graf Stillfried, der eine Meldung zu überbringen hatte. Diesem gaben wir unsere Meldung im Duplikat mit und machten uns auf den Weg nach Okatjeru, passierten dabei die Unglücksstelle, an der uns die Pferde weggelaufen waren, und hörten bei dem dort zurückgebliebenen Ochsenwagen daß schon eine ganze Anzahl Pferde eingebracht sei. Drei Witbois auf unseren Pferden waren noch unterwegs, anscheinend waren sie aber nur auf die Jagd gegangen, denn sie hatten kein Pferd oder Maultier eingebracht, dafür aber einen Springbock geschossen.

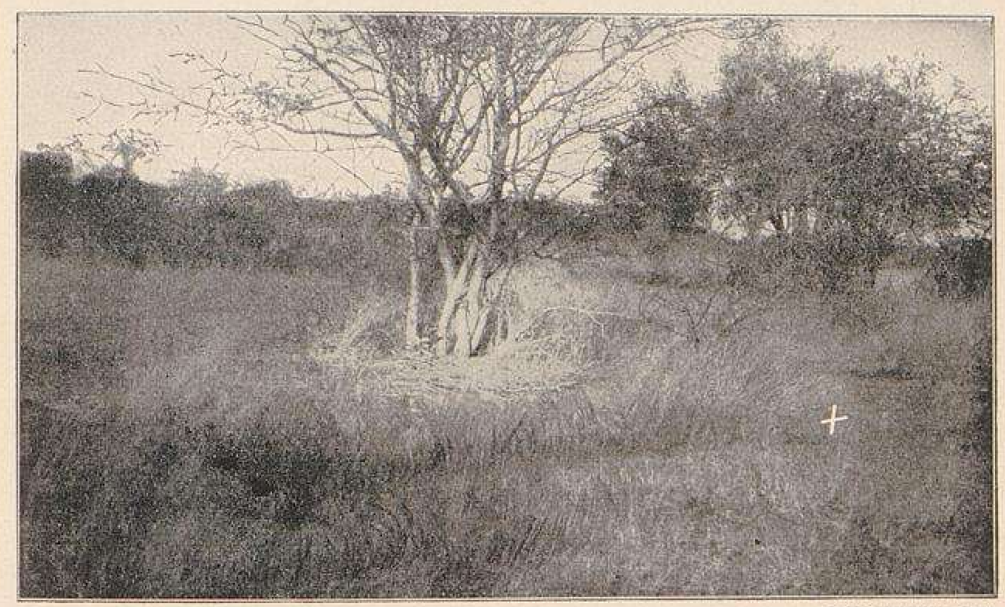
Gleich am nächsten Morgen, dem 5. Juli, ging ich mit einer Patrouille von zwei Unteroffizieren, drei Reitern und zwei Eingeborenen nach Osten heraus, um festzustellen, ob die Tiere etwa weiter nach Norden gelaufen und somit den Herero in die Hände gefallen seien. Wir ritten zuerst bis zu einer 6 km östlich liegenden Wasserstelle Otjire, wo wir tränkten. Viele Pontoks ließen darauf schließen, daß hier eine große Werft gewesen sei. Mehrfach trafen wir auf frische Spuren von Kaffern, ohne einen solchen zu Gesicht zu bekommen. Ungefähr 3 Meilen östlich Otjire hatten wir noch keine nach Norden führende Pferdespur gekreuzt, was uns eine gewisse Beruhigung war, denn es war damit ziemlich sicher bewiesen, daß sich kein Pferd nach Norden gewandt hatte, um dort sicher den Herero in die Hände zu fallen, die diesen Zuwachs natürlich sofort hohnlächelnd einkassiert hätten. Wir wendeten daher nach Süden, und um 11 Uhr machte ich Halt, um abzukochen und die Pferde grasen zu lassen.

Kurz vor 1¾ Uhr, als wir gerade anfingen zu satteln, sagte der neben mir stehende Unteroffizier: „Herr Oberleutnant, dort drüben flammt gerade ein Signal auf", und richtig sah man anscheinend gar nicht weit von unserem Lagerplatz eine dicke Rauchsäule emporsteigen. Von menschlicher Hand mußte das Feuer angezündet sein, denn von selbst entzündet sich das Gras nicht, wahrscheinlich waren es wieder von den Herero abgesandte Kaffernspäher, die damit irgendein Signal gaben. Das Satteln wurde beschleunigt, dann ging's in mehreren Treffen auf das Rauchsignal los. Im ersten rechts und links von mir mit 200 Schritt Zwischenraum die beiden Unteroffiziere, dann mit 100 Schritt Abstand ebenso die Reiter, im dritten Treffen das Packpferd von unserer „Perle", dem Klippkaffern Gobias, geführt. Parole war: bekommen wir ein starkes Feuer, dann wird ausgerissen, da wir zu schwach sind. Sehen wir dagegen einzelne Schwarze, so geht es drauf, was die Pferde laufen können. In jedem Falle sollten die Leute auf mich sehen, da ich die Richtung angeben würde.

Kaum war alles in Schritt, um die Pferdekräfte zu schonen, in Bewegung, als vor uns eine mächtige Hyäne aufging. Schießen konnte man nicht, um sich nicht zu verraten. Doch es kam noch besser, zuerst rannte sich ein Klippbock so fest, daß man ihn hätte bequem mit der Pistole vom Pferde aus schießen können, dann gingen in einem Sprung sieben Hartebeeste auf, wundervolle Antilopen, wie Pferde so groß, trotteten in kurzem Trabe die ganze Front entlang und ästen dann eine Weile dicht vor uns, um dann erst abzuspringen. Mir schlug mein Jägerherz in der Brust, ich mußte mich überwinden, um nicht nach der Büchse zu greifen und zu schießen. Aber ein edleres Wild wartete unserer, und doch sollte es später umsonst sein.

Wir waren schon ganz dicht heran und hatten ganz frisch verlassene Lager passiert, als rechts ein Kaffer im Busch verschwand. Umsonst war es,

daß wir in schärfster Gangart hinterher preschten, der Busch wurde immer dichter, der Kaffer war verschwunden. Wir mußten nun eine lange Zeit am sich allmählich nach Westen zu verbreitenden Feuer entlang und gerieten immer mehr in den Busch, in dem ich einmal einen Klippbock krank schoß, ohne ihn zu bekommen. Wenn man diese Tiere nicht sofort tödlich trifft, entkommen sie stets, eine Erfahrung, die ich übrigens ebenso schon in Central-Asien machte. Wir nahmen uns als Marschrichtungspunkt den Omatakoberg, der in bläulichem Schimmer deutlich am westlichen Horizonte sichtbar war. Pferdespuren hatten wir nicht mehr gekreuzt, es war somit erwiesen, daß sich die Tiere sämtlich nach Süden zu gewandt hatten.



von Salzmann phot.

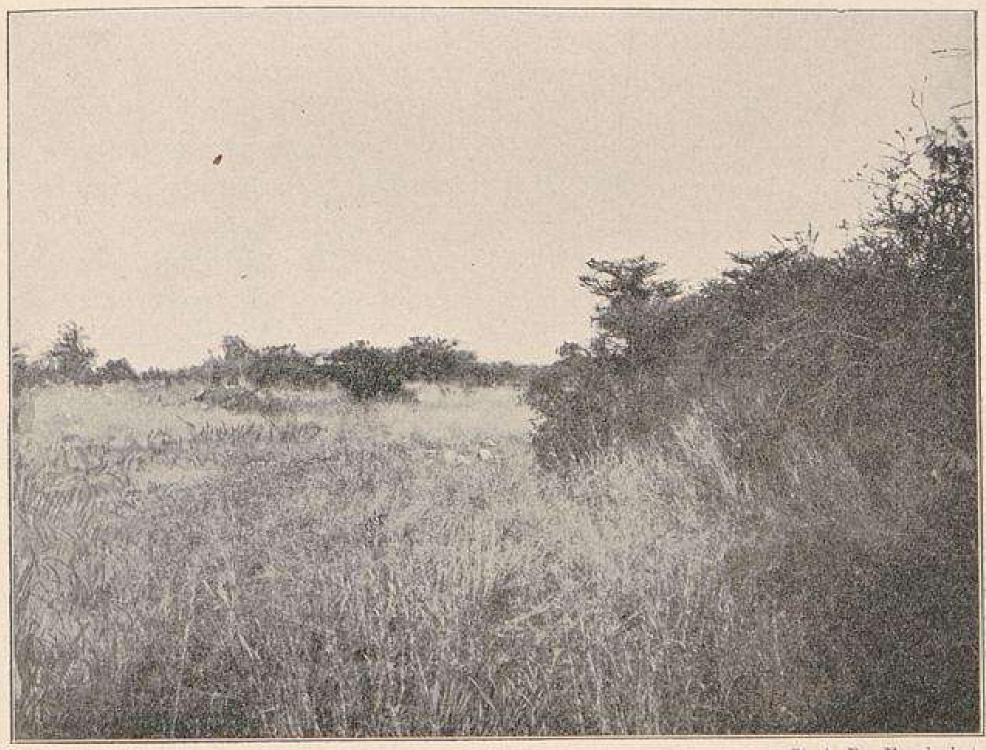
+ Stelle, wo Eggers bei Owikokorero fiel.

Die Sonne sank tiefer und tiefer, es wurde dunkler und dunkler, und noch hatten wir die große Straße nicht erreicht. Es wurde schließlich ganz dunkel; wir mußten die Pferde führen, um nicht alle paar Schritte in eins der hier zahlreichen Schakal- und Erdmännchenlöcher zu fallen. Als Orientierung diente das Kreuz des Südens, das wir stets zur linken Hand behielten. Endlich gegen $7\frac{1}{2}$ Uhr hatten wir den Weg erreicht, den wir durch Ableuchten mit Streichhölzern an den Wagenspuren feststellten. Nun ging's mit einem Eingeborenen an der Tete im schlanken Trabe nach Okatjeru zu. Plötzlich hielt der Witboi und rief angstvoll: „Da, da liegt was!" Wir mußten über die Ängstlichkeit des Schwarzen lachen und konstatierten bald, daß das im Wege liegende Etwas ein eingehendes Pferd war, dem ich den Gnadenschuß gab. Bald hatten wir in der Dunkelheit

eine Ochsenwagenkolonne vor uns, die uns anrief. Man muß schnell antworten, damit man nicht womöglich noch von den eigenen Leuten eins auf den Pelz gebrannt bekommt. Gegen 9½ Uhr abends waren wir im Biwak hungrig, durstig und müde, aber leider ohne Pferde.

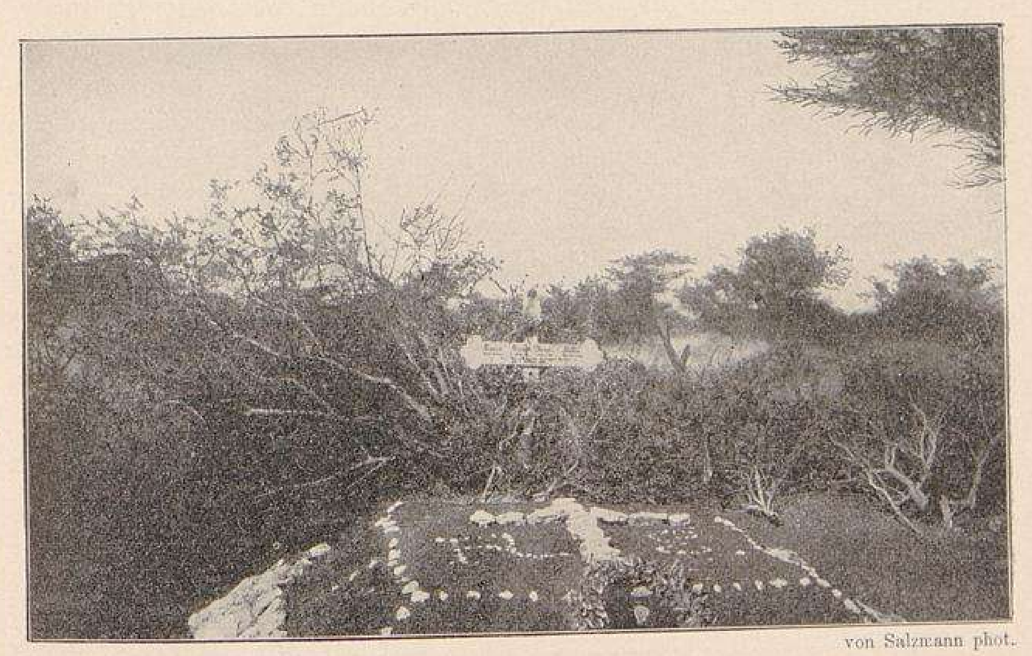
Gleich am nächsten Morgen, dem 7. Juli, ging ich mit einer frischen Patrouille nach Süden. Im Busch fingen wir im Laufe des Tages fünf Maultiere und drei Pferde, die wir in Otupanda einem nach Otjire zurückmarschierenden Infanterietransport übergaben. Ich hatte heute meine ganze Patrouille in vier Partien geteilt, um so den Busch recht gründlich absuchen zu können. Zwei Mann sollten direkt nach der Wasserstelle reiten, um dort ein großes Feuer anzuzünden, das uns als Marschrichtungspunkt beim Sammeln dienen sollte. Der Wind hielt jedoch den Rauch derartig nieder, daß man ihn kaum sah und erst, als ich nach meinem Eintreffen die Eingeborenen-Hütten in der Nähe anstecken ließ, wurde das Rauchsignal weithin sichtbar. Auch Signalschüsse, die wir verabredet hatten, waren nicht gehört worden. In Otupanda wurde abgekocht und gefüttert, dann ging es nach Owikokorero zu, immer abwechselnd 20 Minuten Trab und 20 Minuten die Pferde an der Hand führend. Der Weg markierte sich in der Dunkelheit kaum, man mußte scharf aufpassen, um nicht abzuirren. Ab und zu machte sich als Wegweiser ein verendetes Tier durch seinen Aasgeruch bemerkbar. Schakale und Aasgeier sorgen jedoch als gute Sanitätspolizei stets für deren baldige Beseitigung. Unsere Pferde schnoben jedesmal ängstlich, wenn sie an einer derartigen Stelle vorbei mußten. An vier verschiedenen Stellen waren große Grasbrände sichtbar.

Gegen 8 Uhr abends ritten wir in der wohlbekannten Etappe Owikokorero ein, deren Kommandant, Oberleutnant Paschen, ein alter Bekannter von mir aus dem Kadettenkorps und späterhin aus dem Chinafeldzuge ist. So trifft man sich wieder im fernen Afrika. Viel gab's nicht auf der Etappe, unsere Pferde mußten sich mit etwas Brot begnügen, Hafer war nicht vorhanden. Die Nacht war kalt, ich hatte außer dem Woilach nur eine alte Zeltplan zum Zudecken und fror schauderhaft. Am nächsten Morgen suchten wir die uns gehörigen Tiere zusammen, es waren immerhin zehn Pferde und acht Maultiere, also ein sehr willkommener Zuwachs. Die Etappe ist jetzt fertig ausgebaut. Mit einem starken Schützengraben beherrscht sie die große Vley mit den Wasserlöchern vollkommen. In ihr befindet sich ein Proviantzelt, ein Krankenzelt, in dessen einem Ende der Fernsprecher ist, ferner liegt die Bäckerei noch innerhalb des Walles. Es sieht öde und leer aus, seitdem die Truppen aus ihren Biwaks abgezogen sind, und wir konnten uns über die verdutzte Frage der Offiziere einer gerade ankommenden Munitionskolonne amüsieren: „Wo ist denn nun eigentlich Owikokorero?" Wahrscheinlich hatten sie



St. A. Dr. Eggel phot.

Gebeine von Gefallenen im Busch von Owikokorero, die erst später aufgefunden wurden.



von Salzmann phot.

Massengrab. Owikokorero.

sich eine Großstadt darunter vorgestellt und waren nun reichlich enttäuscht, nur die drei Zelte innerhalb der Umwallung vorzufinden.

Unser Rückmarsch mit den 18 Handtieren, die wir in einer Herde trieben, war nicht ganz leicht, da die Tiere sich anscheinend ungern von Owikokorero trennten. Schließlich hatten wir sie aber doch im Gange und erreichten gegen 4 Uhr nachmittags wieder Otupanda, wo uns eine Patrouille der Batterie, zur Hilfe beim Treiben bestimmt, erwartete. Unterwegs hatten wir viele, viele Aasgeier gesehen, die sich hier zu sammeln beginnen. Man schießt diese Tiere ihrer Nützlichkeit halber nicht, in der Kapkolonie z. B. ist es sogar bei Strafe verboten. Ein Maultier hatten wir unterwegs erschießen müssen, da es anscheinend mit Herzkrämpfen umfiel und doch nicht mehr zu retten war. An der Wasserstelle war gerade ein Treckochse in eins der Löcher gefallen und dabei ertrunken; er mußte nun von den anderen Tieren herausgezogen werden. Ein zweiter Ochse war entlaufen. Wir bezogen im Busch ein Biwak und hatten bis zum Einbruch der Dunkelheit mit Grasschneiden und Kralbauen ein gutes Stück Arbeit zu bewältigen. Eine Patrouille, die zum Wasserloch herunterging, fing dabei den entlaufenen Treckochsen und brachte ihn im Triumph angeschleppt, leider streikte er am nächsten Tage, als wir ihn weiter mitnehmen wollten.

Die Posten meldeten mir gegen 9 Uhr, daß im Westen ein Laternensignal stünde, richtig sah man von einem hohen Baum aus ganz deutlich auf immerhin weite Entfernung vier Laternen in einer schrägen Linie aufwärts in einer Reihe. Außen zwei weiße, innen zwei rote. Es mußte wieder irgendein Signal der Schwarzen sein, da wir in dieser Gegend keine Truppen haben. Gegen 9½ Uhr sah man vom Okongawa-Berg aus heliographieren mit Blitzlicht. Ununterbrochen arbeitete der Heliograph, es mußte irgend etwas ganz Besonderes los sein, denn sonst wird der Heliograph nachts fast nie benutzt. Ich beschloß daher, noch nachts weiter zu marschieren, da wir doch der Kälte halber nicht schlafen konnten. An der Feuerseite wurde man geröstet, an der anderen zitterte man vor Frost, alle halben Stunden mußte man aufstehen, um sich durch Herumlaufen etwas zu erwärmen. Gegen 12 Uhr erlosch das Laternensignal im Westen, der Heliograph arbeitete zeitweilig noch. Um 1 Uhr ließ ich satteln und marschierte gegen 2 Uhr ab.

Es ging verhältnismäßig langsam, zwei Pferde und ein Maultier spannten uns unterwegs noch aus und mußten am Wege stehen bleiben in der Hoffnung, daß sie ein späterer Transport einmal mitbringen werde. Es wurde Morgen, endlos zog sich der Weg hin, und als wir gegen 10 Uhr 30 Min. uns Okatjeru in der Hoffnung auf einen guten Braten näherten, fanden wir zu unserem höchsten Erstaunen das ganze Nest leer, das Detachement war gegen den Omuramba vormarschiert. Also hatte das nächtliche Helio-



St. A. Dr. Eggel phot.

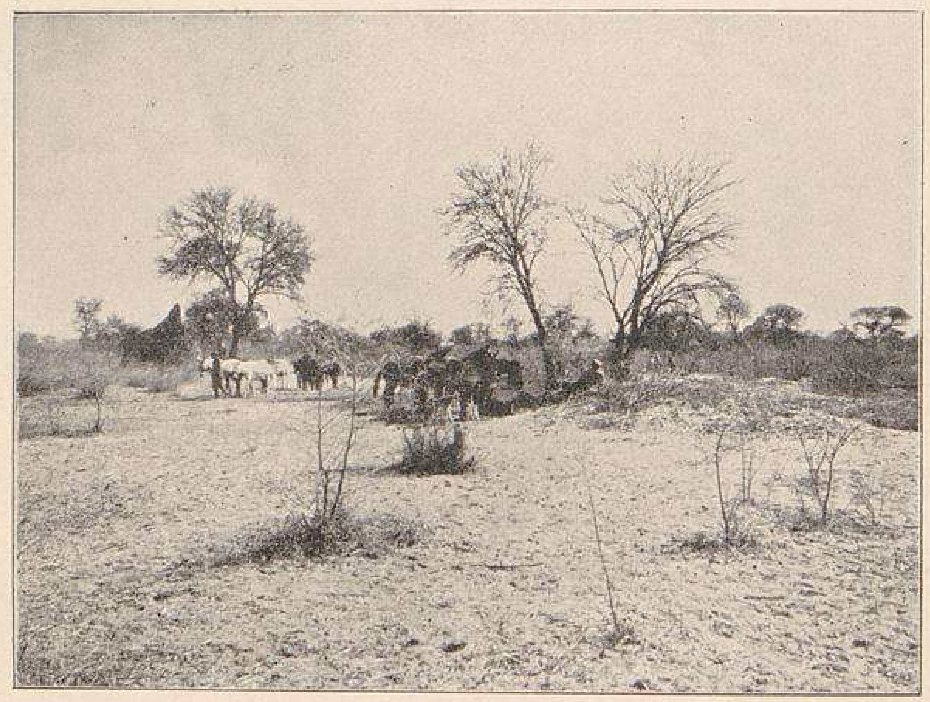
Stabs-Ochsenkarre des Bataillons von Mühlenfels.



St. A. Dr. Eggel phot.

5. Batterie (Vorratswagen) im Marsch.

graphieren doch seine Bedeutung gehabt. Unser Erstaunen verwandelte sich bald in eine gewisse Besorgnis, womöglich zu einem Gefecht zu spät zu kommen. Also es gab nur eine Parole und die hieß, so schnell wie möglich der Truppe nach. Wir fanden noch unseren Vorratswagen vor, der mangels Bespannung nicht mehr vorwärts gekommen war, auf ihm war noch Hafer, so daß ich unsere sehr müden Tiere, nachdem sie im Katjeru-Teich getränkt waren, füttern konnte. Die Maultiere gab ich zur Bespannung des Vorratswagens ab.



St. A. Dr. Eggel phot.

Am Omuramba ua Matako. Pferde gehen zur Weide.

Was eigentlich los war, wußten weder die Telegraphisten noch der Führer des Vorratswagens, es waren Funkentelegramme von der Abteilung Estorff und Heyde gekommen, die den sofortigen Vormarschbefehl zur Folge hatten. Wahrscheinlich war also der Feind schon im Abzuge vom Omuramba-Abschnitt. Doch hier hieß es nur schnell handeln. Schon um 11 Uhr, nach einer halben Stunde, konnte ich mit zwei Unteroffizieren, sieben Mann und 17 Pferden weiterziehen auf den Wagenspuren des abmarschierten Detachements. Der Weg wäre auch so nicht allzu schwer zu finden gewesen. Denn fast jeden zweiten Kilometer lag oder stand ein verendendes Pferd, von der jedenfalls schnell marschierenden Kolonne zurückgelassen. Nach einer Stunde hatten wir die Ochsenwagen, die am Wege Mittagsrast machten, eingeholt, nach einer weiteren Stunde hatten

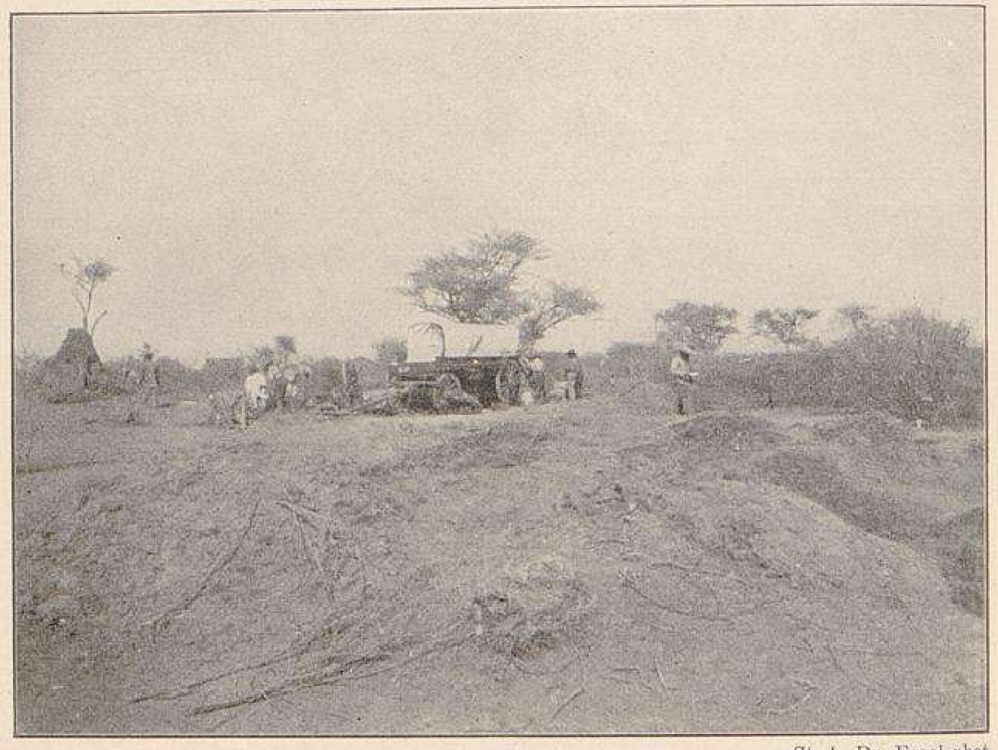
wir die Truppen und unsere Batterie erreicht, der der Zuwachs an Tieren hochwillkommen war.

Wie ich vermutet hatte, war der Grund des plötzlichen Aufbruches der, daß die Herero vom Omuramba-Abschnitt nach Norden zu abzogen. Von der Batterie war seit zwei Tagen noch eine Patrouille von einem Offizier, Frhr. v. Watter, mit acht Reitern am Feinde, dieselbe war eigentlich schon zurückerwartet worden, und man fing an, ihrethalben Besorgnisse zu haben. Wir biwakierten diesen Abend, den 9. Juli, an der Wasserstelle Okawitumbika, an der noch vor allerkürzester Zeit Herero gesessen hatten. Am Abend traf die Patrouille der Batterie wieder ein, sie hatte festgestellt, daß das Gelände bis zum Omuramba bis auf einzelne Späher vom Feinde frei sei, mit dem sie überhaupt nicht in Berührung gekommen war. Die Fühlung mit dem Feinde war so ziemlich verloren gegangen, er mußte eben unter dem Schutze weit vorgeschobener Posten sein Vieh schon vor längerer Zeit zurückgezogen haben. Am nächsten Morgen trafen unsere Ochsenwagen und der Vorratswagen ein, sie waren unterwegs liegen geblieben, so daß wir wiederum ohne Decken gewesen waren. Wir hatten am 10. einen Ruhetag, am 11. ging's weiter nach Otjurutjondju, das nach der hier recht ungenauen Karte schon am Omua Matako oder Omuramba, wie er wohl meist genannt wird, liegen soll.

Der Weg war wie stets tiefer Sand im dichten Busch. Ab und zu stand wieder ein zurückgelassenes Pferd am Wege, das vor Schwäche nicht mehr mit konnte. Auf dem Biwaksplatz wehte auf einem hohen Baume eine von den Witbois aufgezogene rote Fahne; der Platz liegt auf einer geringen, sandigen Anhöhe. Das Flußbett des auf der Karte als breiter Strom gezeichneten Omuramba war nicht so einfach zu finden. Es markierte sich als ein ungefähr sechs bis acht Meter breiter sandiger Streifen, an dem die Uferlinie nur teilweise deutlich erkennbar war. Im Flußbett selbst kamen wir trotz eifrigsten Grabens auch bei fünf bis sechs Meter tiefen Löchern nicht auf Wasser, dagegen gaben die einige hundert Meter neben dem Flusse gelegenen, von den Herero zum Viehtränken benutzten Löcher noch etwas Wasser, das ein trübes, milchiges Aussehen hatte und von unseren Tieren nur ungern genommen wurde. Wir vertieften die Löcher und verstärkten die seitlichen Wände durch Faschinen, um ein Nachrutschen des lockeren Sandes zu verhindern. Trotzdem war auch an diesem Platze die Wasserkalamität eine dauernde zu nennen. Nicht nur, daß das vorhandene keineswegs zum Satttränken der vielen Tiere ausreichte, nein auch zu Koch- und Waschzwecken war es ohne Klären mittels Alaun und nochmaliges Filtrieren durch Berkefeld-Trichter kaum zu gebrauchen. Einen Beigeschmack behielt es stets.

Der Biwaksplatz an sich war verhältnismäßig hoch auf sandigem Untergrund gelegen und daher als gesund zu bezeichnen. Eine entsetzliche

Plage an diesem Platz blieben stets die in Millionen und Abermillionen vorhandenen Fliegen, die von einer Zudringlichkeit waren, wie ich sie kaum je erlebt habe. Bei einer Umschau in der weiteren Umgebung des Lagers erkannte man, daß hier eben Zehntausende von Köpfen Rindvieh der Herero gestanden haben müssen. Es war fast alles Gras, besonders an den günstiger gelegenen Stellen, bis auf den kahlen Boden abgeweidet und niedergetreten, außerdem stieß man allenthalben auf die verlassenen Pontoks der Schwarzen. Aus den Spuren und dem Mist konnte man er-

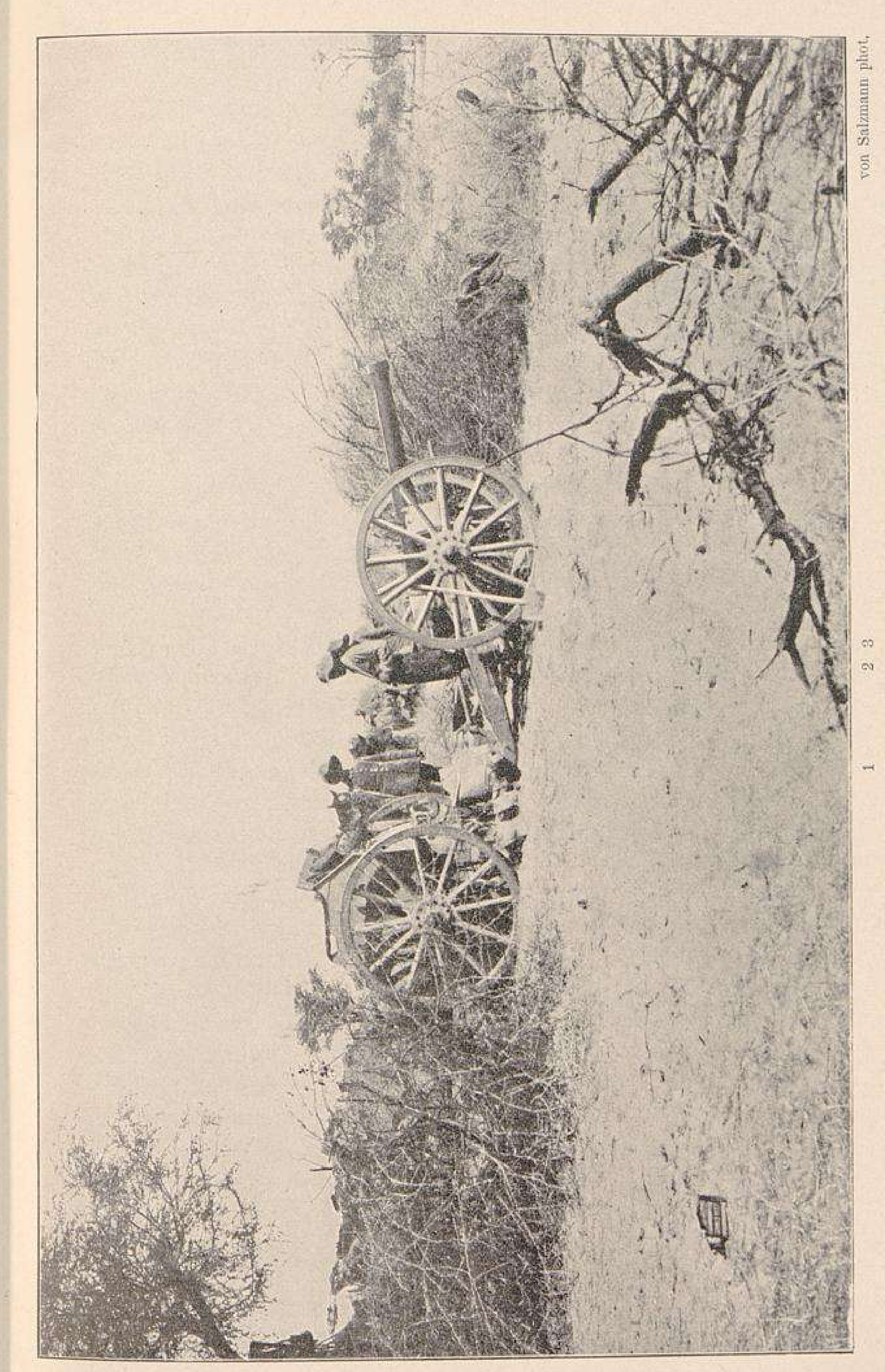


St. A. Dr. Eggel phot.

Otjurutjondju.

kennen, daß dieses Rindvieh schon vor Wochen weggetrieben worden war, ohne daß es von uns rechtzeitig bemerkt worden ist.

Am 12. Juli gingen zwei starke Patrouillen feindwärts ab. Die eine soll westlich herumgreifend auf Omuweroumwe am westlichen Ende des Waterberg-Plateaus aufklären, die andere auf Hamakari südlich des Ortes Waterberg reiten, um sich dort ostwärts nach Okakarara zu wenden und vielleicht Fühlung mit der vom Detachement Estorff jedenfalls auch vorn befindlichen Bastardabteilung zu bekommen. Die westliche Patrouille, bestehend aus Witbois, hatte zuerst Fühlung mit dem Feinde. Nachdem sie zuerst am Abend des 12. eine Werft bei Ombuatjipiro überrascht und dem Feind einenV erlust von 8 Toten zugefügt hatte, war sie, Fühlung



von Salzmann phot.

1 2 3

Im Biwak. Otjurutjondju. Erstes Geschütz der fünften Feldbatterie.
1. Unteroffizier Preußer. 2. Vorderreiter Rüdiger (früher im Feldartillerie-Regiment 5).
3. Stangenreiter Starzinski (früher im Feldartillerie-Regiment 5).

mit dem Feinde haltend, nordwärts auf Hamakari zu geritten, hatte noch weit vor diesem Ort im dichten Busch starkes Feuer erhalten und war, da sie umzingelt zu werden drohte, umgekehrt. Das Gefecht hatte der Patrouille außer zwei Handpferden keinen Verlust zugefügt, trotzdem sie eigentlich mit dem Feinde ins Handgemenge gekommen war. Der Führer, Leutnant Müller von Berneck, hatte selbst einen auf ihn mit einer alten Donnerbüchse losgehenden Schwarzen auf wenige Schritte mit der Browning-Pistole erschießen müssen. Aus diesem Patrouillengefecht ersieht man recht deutlich, welche enorme Schwierigkeiten das Buschgelände für den Kampf bietet, wenn eine so kriegsgewohnte Truppe, wie es unsere Witboi-Reiter sind, unter einem in vielen Gefechten bewährten Führer derartig ins Gedränge kommen kann, denn die Absicht, ein Gefecht zu liefern, hat wohl kaum vorgelegen.

Am 13. nachmittags traf die Patrouille hier wieder ein und danach kam etwas mehr Klarheit in die Lage. Gefangene hatten übereinstimmend ausgesagt, daß die Hauptmasse des Viehes der Herero bereits nördlich des Waterbergplateaus bei Otjenga und Omarasu stände, also die schwierigen Gebirgsdefileen bei Otjahewita und Omuwerumwe bereits passiert habe. Aus der großen Entfernung des Viehes ersieht man, wie frühzeitig sie es bereits von der Omuramba-Linie weggetrieben haben müssen, ohne daß wir es gemerkt haben, wohl schon vor zwei bis drei Wochen, und daß sie schlau genug sind, es nicht erst südlich des Waterbergplateaus, wo auch viel Wasser sein soll, stehen zu lassen.*) Das Vieh repräsentiert das Nationalvermögen des ganzen Stammes, von ihm und mit ihm lebt und stirbt der Herero, der wie kein Schwarzer sonst an seinem Vieh hängt und nur im allerdringendsten Notfalle ein Tier schlachtet. Mit dem geraubten Vieh geht er allerdings weniger schonend um, denn an all den Orten, wo sie längere Zeit gesessen haben, wie z. B. Owikokorero, kann man auf Haufen von Knochenresten, von großen Schmausereien herrührend, stoßen. Andererseits war durch Aussagen der leider bei dem Gefecht wieder entkommenen Gefangenen und durch eigene Anschauung festgestellt, daß die ganze Flußbettlinie östlich und westlich Hamakari noch besetzt ist und daß die Herero wohl beabsichtigen, vor ihrem Abzug nördlich des Waterbergplateaus hier noch einmal Widerstand zu leisten, natürlich nur, falls wir in der nächsten Zeit vormarschieren. Wenn wir aus Stärke-, Verpflegungs- usw. Rücksichten wieder so lange warten müssen wie seinerzeit in Owikokorero, dann werden wir wohl beim Vormarsch die Herero ebensowenig noch vorfinden wie jetzt an der Omurambalinie, wo wir doch ganz sicher einen ernsten Widerstand erwarteten. Ein Widerstand der Herero ist anscheinend nur dann zu erwarten, wenn sie dem abziehenden Vieh genügend Zeit zum

*) All dies erwies sich später als falsche Annahme.

Abzuge schaffen wollen, sie nehmen dann eine Arrieregardenstellung ein, wie es in Oviumbo war. Haben sie wie dort ihren Zweck erreicht, so ziehen sie selbst ab, ohne daran zu denken, dem etwa abziehenden Gegner noch tagelang zu folgen. Besonders dieses für uns gerade nicht glückliche Gefecht zeigt, wie sehr die Herero ihre Schwäche gegenüber unserer Artillerie in bergigem Gelände wie bei Onganjira erkannt hatten. Wir Artilleristen rechnen uns auch nicht umsonst diesen Tag als besonderen Ehrentag, denn wir hatten dort vorzügliche, deutlich erkennbare Wirkung. Bei Oviumbo legten sie ihre Schützenlöcher in den Busch in der flachen Ebene und hatten eine vorzügliche Wirkung, um so unheimlicher für den Angreifer, da er den Verteidiger fast nie zu Gesicht bekam.

Die am 15. Juli zurückkehrende zweite Patrouille konnte nur genau dasselbe berichten wie die Witboiabteilung, auch sie war in dichtem Busch auf Herero gestoßen, hatte, ohne einen Schuß zu tun, um sich nicht zu verraten, einige Gefangene gemacht und war mit diesen zurückgekehrt. Die gefangenen männlichen Herero waren unbewaffnet und wohl nur Viehhirten gewesen, anscheinend waren doch noch größere Viehmengen südlich des Waterberges. Tatsache ist leider, daß bis an den Feind heran auch nicht ein Halm Gras zu finden ist; was nicht abgefressen ist, haben die Herero durch Grasbrand vernichtet, um jedenfalls nach afrikanischen Begriffen eine neutrale Zone zu schaffen, die einem nur auf Weide angewiesenen Gegner zu überwinden immerhin Schwierigkeiten verursachen dürfte. Und damit komme ich zu etwas anderem, nämlich nochmals zum Zustand unserer Pferde.

Über dieses Kapitel könnte man nur drei Worte setzen: „Wir brauchen Hafer.“ Ich halte den Versuch, die deutschen Pferde nur von dem Weidegang zu ernähren, für mißglückt. Man sehe sich nur einmal unsere armen Tiere an, meist sind sie sehr stark abgemagert, haben dabei aber dicke Heubäuche. Wie ich schon früher schrieb, haben viele infolge der scharfen Gräser Wunden im Maul, können also nicht ordentlich fressen bzw. kauen. Dieses sind die ersten Todeskandidaten, von denen wir noch eine ganze Anzahl haben. Auf jeden Fall haben wir bereits die Erfahrung gemacht, daß das so vielgerühmte Gras, das sich einem unbefangenen Auge als vollkommen vertrocknet, kraft- und saftlos präsentiert, auch nicht im entferntesten den Nährwert hat, der ihm von alten Afrikanern zugeschrieben wird. Es ist eben höchstens Magen füllend, aber niemals Kraft gebend und kann am allerwenigsten, besonders im jetzigen ausgetrockneten Winterzustande, eine Haferfütterung ersetzen. Im übrigen erzählt man sich, daß sogar die alten Afrikaner in Friedenszeiten für ihre Tiere ganz ansehnliche Haferzulagen aus privaten Mitteln zugekauft hätten. Der berühmte mongolische Pony, wohl das genügsamste Reittier der Welt, leistet nach meinen Erfahrungen bei Körnerfutter das Dreifache von dem, was er nur mit

Weidefutter leistet. Man beobachte nur den durch die Wüste Gobi ziehenden chinesischen Kaufmann. Trotz stellenweise schönster Weide futtert er stets nebenbei reichlich Körnerfutter, und dieser sparsame, mit geringen Bruchteilen eines Pfennigs rechnende Jünger Merkurs tut dies gewiß nicht umsonst. Er weiß genau, daß ihm sein Tier nicht nur das Doppelte leistet, sondern auch doppelt so lange hält mit dem Körnerfutter, als ohne dieses. Hier kommt nun noch die Schwierigkeit hinzu, daß fast alles bereits abgeweidet ist und daß dasjenige, was stehen geblieben ist, sicherlich nicht gerade das Beste ist. So lange wir unseren Tieren Hafer geben konnten, sahen sie prachtvoll aus, es war eine Freude, die Truppe zu sehen, und jetzt sehe ich tränenden Auges unsere schönen Pferde langsam sterben. Es ist ein Jammer. Nochmals alles zusammenfassend komme ich zu dem Schluß: Klimatische Verhältnisse, wie starke Nachtkälte bei hoher Tageshitze, die dünne Höhenluft machen unser ausgewachsen importiertes deutsches Pferd nur dann in der hiesigen Kolonie zu einem allen Anstrengungen eines Feldzuges gewachsenen Reit- bezw. Zugtier, wenn es eine genügende Haferernährung dauernd erhält. Als Beispiel möchte ich die englische Betschuana-Polizeitruppe anführen, die unter denkbar schwierigsten Transportverhältnissen doch ein tägliches Quantum von 14 Pfund Hafer futtert, wie mir von einem Augenzeugen und Kenner dortiger Verhältnisse mehrfach versichert wurde und die dabei reiterlich Hervorragendes leistet. Wir hoffen jetzt täglich, den Hafertransport, der unterwegs ist, ankommen zu sehen; die Haferfütterung hat nebenbei auch noch den Vorteil, daß man unabhängig von der Lage der Weideplätze wird. Vergleicht man die Kosten der zwecks Hafertransports anzuschaffenden Ochsenwagen mit dem Wert der mangels genügender Ernährung eingegangenen oder zeitweise unbrauchbar gewordenen Tiere, so würde, glaube ich, das Ergebnis für die Ochsenwagen sprechen, wobei ich noch ganz von der erhöhten Leistungsfähigkeit der Truppe im Vergleich zur augenblicklichen absehe. Nicht ganz so schlimm steht es mit den Muli, die sich trotz der mangelhaften Ernährung immer noch in leidlichem Zustande befinden und ihre Kanonen sehr brav durch den tiefsten Sand schleppen. Im äußersten Notfalle müßte man eben auf Berittenmachung der Geschützbedienung verzichten und diese zu Fuß gehen lassen.

Sonst gibt's wenig Neues aus dem Biwak zu erzählen. Die heliographische Verbindung mit Detachement von der Heyde und von Estorff ist noch nicht hergestellt. Die heliographische Abteilung baut augenblicklich einen Turm aus Faschinen und Erde, um von diesem aus via Okongawa-Berg heliographieren zu können. Der Funkentelegraphie fehlt es am nötigen Benzin, das auch täglich mit Ochsenkarren erwartet wird; nur das Kabel ist merkwürdigerweise noch ganz intakt. Wenn die Schwarzen nur ahnten, wie sie uns durch geringe Unterbrechungen an demselben schädigen

könnten, es wäre ihnen ja ein leichtes, in dem dicken Busch dies zu tun. Gefährlich sind dem Kabel jetzt stets die irgendwo wütenden Grasbrände, die es vor einiger Zeit auch südlich Otjikuoko auf 200 Meter zerstört hatten.

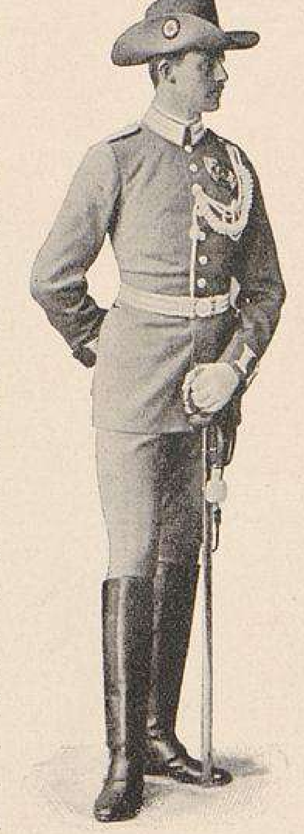
Am 16. Juli übernahm der neu heraufgekommene Kommandeur des ersten Feldregiments, Oberstleutnant Müller, für den nach dem Süden des Schutzgebiets gehenden Major von Glasenapp die Führung des Detachements. Es gab daher beim alten, allgemein beliebten Führer am 15. abends einen etwas verlängerten Abschiedspunsch. Ich erhielt am 16. abends den Befehl zu einer größeren Patrouille um den feindlichen rechten Flügel herum, den eventuellen Abmarsch des Feindes auf Otjenga festzustellen. Was kann dem Soldaten willkommener sein als der Befehl, Patrouille zu reiten, nebenbei noch eine derartig wichtige, weit ausgreifende! Nichts konnte mir daher erwünschter kommen als dieser Auftrag. Mit mir ging noch Leutnant Graf Arnim, ferner unser Reserveunteroffizier Freiherr von Khaynach, dann neun Reiter, der Landeskundige Melchior, ein Frachtfahrer, der früher viel in dieser Gegend mit Ochsenwagen gefahren war und dessen Landeskenntnis und besonders Kenntnis der einzelnen Wasserstellen von höchstem Werte sein konnte, und vier Witbois. Also eine ganz stattliche Truppe, im ganzen 17 Gewehre und 20 Pferde, darunter drei vollständig ausgerüstete Handpferde für eventuelle Ausfälle.



von Salzmann phot.

Von links nach rechts: Oberstleutnant Müller. Oberleutnant v. Kriegsheim. Unteroffizier Jakobs.

Als Gefechtskraft kann man allerdings von vornherein die Witbois abrechnen, denn mit ziemlicher Sicherheit ist darauf zu rechnen, daß sie, sowie auch nur ein Schuß fällt, auskneifen; sie haben das allzuoft schon gezeigt, als daß man sich über ihre Tapferkeit, von der man früher so viel erzählte, Illusionen machen könnte. Diese zeigt sich eben nur, wenn sie um ihren eigenen Besitz kämpfen, am fremden haben sie kein Interesse. Der alte Hendrick Witboi wird auch nicht gerade die Besten seines Stammes hier herauf geschickt haben, denn man sieht nur wenige ältere in der Witboiabteilung. Die Jungen sollen eben den Krieg lernen, und dazu ist ja jetzt die beste Gelegenheit. Man glaube nur nicht, daß die Leute Passion oder Liebe zur Sache zeigen; ganz im Gegenteil, Faulenzen und und Trinken ist ihnen jederzeit lieber, als gegen den Feind zu reiten, höchstens kommt noch die Aussicht auf Beutevieh in Frage, die sie herauslocken könnte. Interesse zeigen sie nur am eigenen weißen oder eingeborenen Führer, der Patrouillenführer ist ihnen gänzlich gleichgültig, und ich habe es erlebt daß sie sich im dichten Busch einfach drückten, um auf Jagd zu gehen. Zu gebrauchen sind sie in der Aufklärung nur zum Spurenfinden, Verfolgen oder Beurteilen derselben auf Alter, Anzahl usw.; darin sind sie allerdings unübertrefflich, und man ist auf sie angewiesen, obwohl sich mancher unserer Leute und Offiziere auch schon eine recht hübsche Fertigkeit darin angeeignet hat. Gefürchtet sind sie bei allen Kompagnie- und Batteriechefs insofern, als sie jedes ihnen zur Patrouille gestellte Pferd mit tödlicher Sicherheit drücken oder lahm reiten, während ihre eigenen Pferde stets bis zur Unbrauchbarkeit abgetrieben sind. Sie haben auch nicht das geringste Herz für ihre Tiere, ob dasselbe zu fressen oder zu saufen bekommt, ist ihnen anscheinend völlig gleichgültig; ich habe z. B. nie gesehen, daß sich einer einmal aus Interesse für sein Tier bemühte, etwas mehr Hafer herauszuschlagen, nein, im Gegenteil, mir kam es neulich vor, daß der eine Witboi den ihm mitgegebenen Hafer wieder zurückgab, also hatte er seinem Tiere überhaupt nichts gereicht. Man sieht sie niemals gerade auf den Pferden sitzen, stets schief, daher drücken sie dieselben. Ferner treiben sie im Schritt und Trab das Pferd andauernd, so daß dieses stets leicht in Schweiß kommt und leicht ermüdet. Daß sie nebenbei vor-

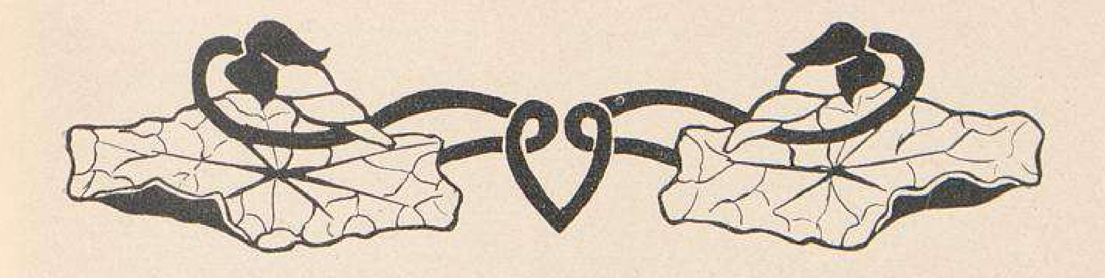


H. Noack phot.
Graf von Arnim.
† 11. 8. 04 b. Otjiwarongo

treffliche Schützen sind, hatte ich Gelegenheit zu beobachten, als sie auf Wild schossen. Übrigens sollen die Herero noch viel schonungsloser mit ihren Pferden verfahren; diese sollen, wie Gefangene aussagten, geradezu in erbärmlichem Zustande sein. Das ist so ein kleiner Teil meiner eigenen Erfahrungen mit der Witboitruppe. Beim Viehstehlen habe ich sie noch nicht gesehen, sie sollen darin Hervorragendes leisten; da das Vieh im afrikanischen Kriege eigentlich die Hauptrolle spielt, denn um seinen Besitz oder Nichtbesitz dreht sich für den Herero ja der ganze Krieg, mag die Witboitruppe unentbehrlich sein. Hoffentlich entspricht sie später auch tatsächlich den in sie gesetzten Hoffnungen in dieser Beziehung.



von Salzmann phot. Unsere Schwarzen, rechts Gobias.



Siebentes Kapitel.

Schwere Wochen.

Am 17. Juli früh 6 Uhr trat meine Truppe zusammen und marschierte bald darauf in nordwestlicher Richtung ab. Unter den vier mitgegebenen Witbois befand sich ein Enkel des alten Hendrick, der sich ganz besonders durch Schmierigkeit auszeichnete. Wir ritten quer durch den Busch, uns als Marschrichtung die linke Kante des nach Süden zu ganz schroff abfallenden kleinen Waterberges nehmend. Das Gelände war wechselnd, teils offene Grassteppe, teils ganz dichter Busch, zuweilen mit größeren Bäumen, meist dem Kameldornbaum, untermischt. Mehrfach sahen wir verlassene Eingeborenenwerften, in deren Umgebung die Erde überall nach der sogenannten „Feldkost“ durchwühlt war. Ein Zeichen, daß die Schwarzen hungern, denn ohne Not graben sie nicht nach den nicht allzu schmackhaften Wurzeln und Zwiebeln. Gegen 10 Uhr kamen wir an eine mächtige verlassene Werft; nach den vielen Kralen zu schließen, mußte hier sehr viel Vieh, und zwar längere Zeit gestanden haben. Also mußte auch Wasser da sein, das wir denn schließlich auch in einer langgestreckten Vley in etwa hundert Löchern in reichlicher Menge antrafen. Es war schon ziemlich warm, und der Magen knurrte, daher beschloß ich Mittagspause zu machen.

Die Witbois suchten die Gegend nach Spuren ab, fanden aber nur alte; wir tränkten die Pferde und lagerten uns dann einige Kilometer vom Wasser entfernt auf gutem Weidegrunde. Einige Posten wurden ausgestellt, und während die Pferde grasten, kochten wir uns die mit Recht so beliebte Erbswurstsuppe und hinterher Kaffee; da wir noch ziemlich weit vom Gegner entfernt waren, konnte man es ruhig wagen, Feuer anzumachen, außerdem hätte ein auf einem hohen Baum postierter Witboi sicher jede feindliche Annäherung gemeldet. In dieser unbequemen Stel-

---

Kopfleiste von Anita Peters.

lung war der Hottentott gezwungen aufzupassen, denn im Grase unten hätte er sich sicher hingelegt und geschlafen. Um 2½ Uhr ritten wir noch einmal zum Wasser, um zu tränken, denn wer wußte, wie lange unsere Tiere kein Wasser würden bekommen können, da die nächsten Wasserstellen mit ziemlicher Sicherheit in Feindeshand waren. Alle Wassersäcke wurden gefüllt, ebenso die Feldflaschen. Das Wasser war prachtvoll, so schön, wie wir es schon lange nicht mehr gehabt hatten. Unser Landeskundiger glaubte, daß diese Wasserstelle in diesem Jahre zum ersten Male von den im Rückzuge befindlichen Herero aufgemacht worden sei und daher auch die einzelnen Wasserlöcher noch nicht so verschmutzt wären, wie es im allgemeinen bei den jahraus jahrein von den Herero benutzten Wasserlöchern der Fall ist. Dann ging's feindwärts mit vorgeschobener Spitze und Seitenpatrouillen. Das Gelände blieb offen, wir sahen viele Spuren von Hartebeesten, auch von nordwärts getriebenem Vieh, jedoch waren die letzteren schon mehrere Tage alt. Zum Teile war das Gras abgebrannt; die Herero machen dieses alljährlich, da dann das Gras später besser wächst. In diesem Jahre werden sie es wohl mit um so größerer Liebe und Sorgfalt tun, da sie uns damit die unentbehrliche Weide vernichten. Ab und zu zeigte sich ein Deuker, einige Aasgeier zogen hoch in der Luft, und von Zeit zu Zeit flog einer der beim Jäger und Soldaten gleichmäßig unbeliebten Kurrhähne auf, um mit seinem mißtönenden Geschrei weithin zu alarmieren; man nennt ihn nicht mit Unrecht den „Warner".

Gegen 5 Uhr passierten wir die große Straße von Osire nach Waterberg, die wenig frische Spuren zeigte. Es wurde dunkler und dunkler, die Seitenpatrouillen wurden näher herangezogen, der Abstand zur Spitze verringert, und als wir schließlich in dichten Busch kamen, wurden die Seitenpatrouillen ganz eingezogen und auf die Spitze aufgeschlossen. Es war ganz dunkel geworden, im schwachen Mondlichte konnte man noch den Marschrichtungspunkt, die linke Kante des kleinen Waterberges, an lichteren Stellen erkennen, sonst diente uns der Sternhimmel als Wegzeiger. Der Dornbusch zerriß Gesicht und Hände; die Cordsachen halten gut stand gegen die Dornen, dagegen werden Stiefel und Sattelzeug mit der Zeit übel mitgenommen. Schweigend legten wir so Kilometer auf Kilometer zurück. Ab und zu wurde gehalten, um von hohen Bäumen aus Ausschau zu halten; mehrmals sahen wir hierbei im Norden, Nordwesten und Westen ziemlich weit entfernt Lagerfeuer glühen. Vor uns im Westen wütete deutlich erkennbar an zwei Stellen ein größerer Grasbrand, dessen Schein den nächtlichen Himmel rötete. Die Witbois unterschieden deutlich am Brandgeruch, ob er von einem Grasbrand oder vom Lagerfeuer herrührte. Diese Finessen hatte ich mir damals noch nicht angeeignet. Mit leiser Stimme teilten wir uns unsere gegenseitigen Beobachtungen mit; kreuzten wir Spuren, so wurden diese beim Schein eines Streich-

holzes untersucht. Je weiter wir vordrangen, desto frischer wurden die von Süden nach Norden führenden Spuren, und als wir gegen 11 Uhr die an der Ostseite der Berge entlang führende Straße kreuzten, erwies sich diese als vom vergangenen Tage her sehr stark von Vieh und Menschen begangen. Also waren wir dicht heran und Vorsicht in jedem Falle geboten.

Mein Plan war, im Dunkel der Nacht die Linien des Feindes zu passieren, um dann am frühen Morgen die feindlichen Stellungen und Werften zu erkunden. Bekanntlich liebt es der Herero lange zu schlafen, und er schätzt die Morgenkälte, die jezt ziemlich stark ist, gar nicht. Diesen Umstand wollten wir benutzen, und wir hatten richtig gerechnet. Der Busch wurde immer unpassierbarer, wir mußten von den schon recht müden Tieren herunter, um überhaupt noch vorwärts zu kommen; wir passierten eine Senke, und um 12 Uhr nachts ließ ich halten, um einige Stunden zu ruhen. Nördlich von uns war ein Lagerfeuer sichtbar, sonst zeigte sich nichts Verdächtiges;



Hauptmann Stahl phot.
Beobachtungsposten auf einem Baum.

meiner Berechnung nach mußten wir uns an der sich am Fuße des kleinen Watergebirges entlang ziehenden Reihe von Werften befinden. Natürlich blieben die Tiere gesattelt und gezäumt, an Schlafen war der Kälte wegen kaum zu denken, nach allen vier Himmelsrichtungen standen Posten mit aufgepflanztem Bajonett, einer dem Schwarzen bekanntlich sehr peinlichen Waffe. Feuer konnte nicht gemacht werden, wir aßen etwas trockenes Brot und legten uns auf die harte Erde, einer immer die Beine des anderen als Kopfkissen benutzend, ein Verfahren, das ich jedem in ähnlichem Falle nur empfehlen kann. Einer von uns blieb stets auf, um die Posten zu revidieren und Umschau zu halten; die Posten hatten einmal ein Fohlen wiehern und mehrmals ein kleines Kind schreien hören, also konnten wir uns nicht weit von einer besetzten Werft befinden. Gottlob verhielten sich unsere Pferde ruhig, was man im allgemeinen vom Preußen nicht sagen kann, denn er antwortet sonst auf jedes Wiehern. Die Pferde waren eben auch müde und froren, sie drängten sich dicht zusammen und standen ganz ruhig.

Bewunderungswürdig war der feste Schlaf unserer Witbois, die sich durch nichts stören ließen. In Gegenwart des Weißen verlassen sie sich nämlich fest auf diesen, nicht ganz mit Unrecht, denn in solcher Situation paßt eben jeder Posten doppelt auf, das wissen unsere lieben Bundesgenossen auch ganz genau.

Gegen $3\frac{1}{2}$ Uhr ließ ich eine Hand voll Hafer abwechselnd füttern, und um 4 Uhr ging's weiter, den Südhang des Berges entlang; bald kamen wir in dichten Aloewald mit übermannesdicken Stämmen und vielen Schlingpflanzen, die Passage wurde immer schwieriger, wir mußten mehrfach kehrt machen, um einen anderen Weg zu suchen, dazu knackten die trockenen Aloeblätter auf der Erde bei jedem Schritt, ein wenig angenehmes Geräusch. Alle Augenblicke hielten die Witbois an der Spitze, bald sahen sie am Berghang ein Feuer, bald hatten sie Stimmen gehört — wir waren eben mittendrin. Mich überkam ein frohes Gefühl, endlich mal heran an den Feind zu sein, mit der berechtigten Aussicht, eine gute Meldung nach Hause zu bringen. Punkt 6 Uhr, es dämmerte schon leicht, passierten wir die Südwestecke des Berges, an der auf kaum 200 Schritte Lagerfeuer sichtbar wurden. Jetzt mußten uns die Schwarzen auch bemerkt haben, denn allmählich verschwand Feuer auf Feuer, lautlos, jeden Augenblicke konnten Schüsse krachen, doch nichts regte sich, und einer hinter dem anderen zog die Patrouille still weiter. Mir juckte es bedenklich in den Fingern, eine Salve in die Werft hinein zu senden, aber ich dachte der Verantwortung als Führer der mir anvertrauten Leute und ließ es lieber sein, denn eine Patrouille soll nicht fechten, sondern sehen, und ich halte es für einen größeren Erfolg, ohne einen Mann oder ein Pferd zu verlieren und ohne einen Schuß getan zu haben, eine Meldung nach Hause zu bringen, als umgekehrt.

Der Morgen dämmerte herauf, man konnte weiter und weiter sehen; wir wendeten uns nach Norden, so den Berg allmählich zwischen uns und unsere Truppen bringend. Wir kamen in lichteren Busch und mit zunehmender Helligkeit bemerkten wir, daß wir in ein sich nach der Marschrichtung (Norden) zu verengendes Tal ritten, ein richtiger „Wurstkessel". Am Berghange rechts wurde Rauch sichtbar, und nach und nach erkannte man Werft an Werft. Das Tal verengerte sich, und die Wände waren rechts und links kaum noch 200 Meter entfernt. Der Landeskundige mahnte zur Umkehr, ehe es zu spät würde; ich konnte mich der Einsicht, daß wir in eine Art Trichter ritten, aus dem bei der bekannten Gewandtheit des Feindes im Umzingeln beim Angriffe kein Entrinnen mehr möglich war, nicht länger verschließen und gab traurig den Befehl kehrt zu machen. Unser Ziel, Omuveroumwe im Passe, zwischen dem kleinen und dem großen Watergebirge, lag dicht vor uns, deutlich hörte man das Vieh dort brüllen und die Hunde bellen. Wir wandten uns vielleicht ein Kilometer nach Südwesten,

dann ließ ich halten und erkletterte mit Graf Arnim und unserem Landeskundigen die niedrigen Berge im Westen. Erst von dem dritten nach Norden zu gelegenen Gipfel bekamen wir gute Aussicht und konnten in das Tal hineinsehen. Am Westhange des Berges kam Leben in die Werften, aus Omuveroumwe wurden große Herden zur Weide getrieben, und mit dem Glase konnte man an den fast senkrecht aufsteigenden Felswänden einzelne Späherposten erkennen, deren scharfem Auge keine, auch noch so kleine Bewegung auch nur eines einzelnen Reiters entgehen konnte. Für uns ein recht angenehmes Gefühl! Wir hatten den Eindruck, daß die gesamte Hererogesellschaft noch fest saß und gar nicht an Abzug dachte. Auch die weite Ebene nach Norden bis zu den Otjengabergen war gut zu übersehen, und außer den Staubwolken der auf die Weide gehenden Rindviehherden war keinerlei Bewegung zu entdecken.

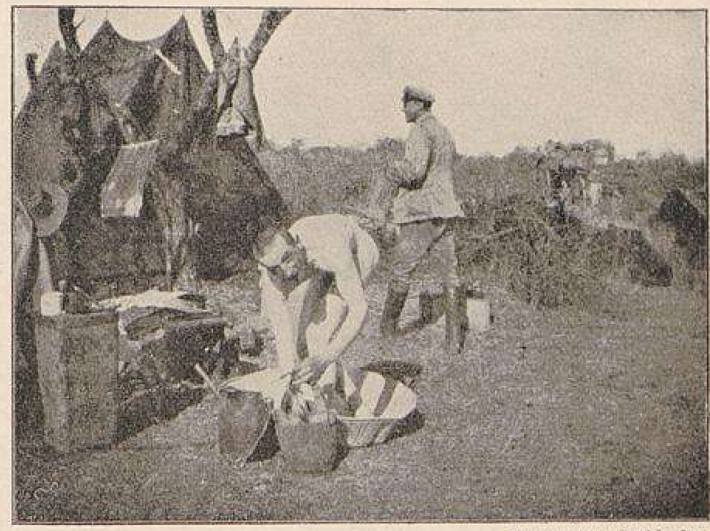
Die Patrouille hatte ihr Ziel erreicht; an Omuveroumwe selbst heran zu reiten, wäre zwecklos gewesen, mehr hätte sie doch nicht sehen können. Auf dem jenseitigen Hange machten sich Stimmen bemerkbar, kleine Steine hörte man rollen, anscheinend kamen Herero herauf; wir zogen es nun vor, schleunigst zu retirieren, denn zu Fuß in diesen von großen Felsblöcken besäten Hügeln hätten sie uns einfach mit dem Kirri totschlagen können. Bald hatten wir die Patrouille erreicht; es war übrigens höchste Zeit, denn auch diese hörte Herero von mehreren Seiten herannahen, jedenfalls hatten uns diese im dichten Busch noch nicht entdeckt. Wir trabten nach Südwesten zu ausbiegend ab und entdeckten bald auf einer offenen Fläche ein Weib, das nach einer kurzen Jagd gefangengenommen wurde; sie wollte absolut nicht mit und meinte, wir sollten nur wenige hundert Schritt weiterreiten, dort stände ein unbewaffneter Viehposten vom Häuptling Michael. Doch der Fang war zu wertvoll, das Weib mußte mit; ich hob drohend die Büchse, was sie schleunigst veranlaßte, auf das für sie bestimmte Handpferd zu klettern. Wenn sie geahnt hätte, daß wir Deutschen nie auf ein Weib schießen, so hätte sie sicher viel mehr gestreikt. Nun ging's im schlanken Trabe weiter; die Schwarze umklammerte krampfhaft den Hals ihres Pferdes und fiel alle paar Schritte herunter, es half ihr aber nichts, sie mußte immer wieder hinaufklettern. Nach weiteren zehn Minuten wurde gehalten, um mit Hilfe der Gefangenen die Namen der besetzten Werften festzustellen, was auch vollkommen gelang. Das Weib war ein Klippkaffernweib von Otjimbingue, die von den Herero mit noch vielen anderen ihresgleichen als Sklavin mitgeschleppt worden war. Sie erwies sich als sehr aufgeweckt und machte eine Menge Angaben, die mir diejenigen von in früherer Zeit gefangenen Kaffern bestätigten. Sie sagte unter anderem aus, die Herero hätten wohl genügend Gewehre, aber zu wenig Patronen. Bei Oviumbo und Okaharui hätten sie sehr viele Tote und Verwundete gehabt. Kleider

und Essen würden stets mangelhafter, dafür müßten alle Sklaven hart arbeiten. Kaffee, Reis, Zucker usw. seien schon gänzlich unbekannte Luxusartikel, und „Rum“, das beliebte Betäubungsmittel, fehle gänzlich. Die Herero, besonders die Orlogsleute, sonderten sich gänzlich ab und schlachteten tagaus tagein von dem gestohlenen Vieh, vom eigenen würde kein Stück angerührt.

Beim Weiterreiten sahen wir am Südende des Berges Staub- und Rauchwolken in der Gegend von Tjetjos Werft. Wir hatten gegen 10 Uhr die große Straße von Karibib nach Omuweroumwe passiert, und ich hatte einen Moment absitzen lassen, um nachzugurten, als ein Mann der linken Seitenpatrouille angaloppiert kam und meldete: „Links auf 1000 Meter Herero im Vorgehen“. Ich ließ aufsitzen und hielt nach einer Weile, um vom Pferde aus zu konstatieren, in welcher Stärke die Herero da waren. Man sah sie deutlich von Busch zu Busch schnell gedeckt vorspringen, und als sie auf 600 Meter heran waren, konnte man ungefähr zwanzig Schwarze, davon einige mit Gewehren, unterscheiden. Mir konnte nur daran liegen, meine wichtige Meldung schleunigst nach Hause zu bringen, daher gab ich Befehl zum Ändern der Marschrichtung und trabte ab. Bald kamen wir in dichten Busch, vor uns und links von uns zeigten sich starke Staubwolken, die die Befürchtung nahelegten, daß man am frühen Morgen unsere Spuren gefunden hatte und daß sie nun versuchten, sich der Patrouille im Busch vorzulegen, um uns abzufangen. Als wir nach zehn Minuten wieder in lichtes Gelände kamen, meldete wiederum die linke Seitenpatrouille: „Links Herero im Vorgehen“. Ich wich wiederum aus und trabte eine längere Strecke. Von da ab zeigte sich nichts Verdächtiges mehr. Uns kam die Strecke bis zu den Wasserlöchern endlos vor, da die Pferde zum Umfallen müde waren. Die Sonne war schon am Horizont, als wir endlich um sechs Uhr abends die Wasserlöcher erreichten. Die Tiere hatten 28 Stunden ohne Wasser eine lange Strecke zurückgelegt und soffen bis sieben Tränkeimer. Meine Stute „Lottemaus“ stöhnte ordentlich, so viel hatte sie zu sich genommen.

Eine Stunde wurde gerastet, dann ging's weiter in die schwach vom Monde erhellte Nacht hinein, quer durch den Busch. Die Witbois vorn an der Spitze schliefen alle Augenblicke auf ihren Tieren ein und kamen von der Richtung, die so wie so sehr schwer zu halten war, ab, bis es mir schließlich zu bunt wurde und ich sie nach hinten schickte. Gegen $11\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir an ein breites Flußbett, das nur der Omuramba sein konnte; ob wir aber nun oberhalb oder unterhalb des Lagers waren, war sehr schwer zu entscheiden. Feuerschein war auch von den höchsten Bäumen nicht zu entdecken. Die Witbois hatten anscheinend am Ende der Abteilung genau ebenso geschlafen wie an der Spitze, denn sie waren zurückgeblieben und nicht mehr nachgekommen. Um sie heranzudirigieren, ließ ich zweimal

je drei Signalschüsse abgeben, auf die auch weit entfernt Antwort kam, augenscheinlich von den abgekommenen Witbois, denn man hörte die 88er Geschosse heraus. Außerdem antwortete noch ein Ochse, dessen Gesang Musik für unsere Ohren war, denn, wie wir richtig taxierten, kam das Gebrüll aus dem Lager. Bald darauf hörte man eine Signalpfeife und lautes Sprechen. Wir waren, ohne es zu ahnen, dicht am Lager, vielleicht nur dreihundert Meter von demselben, gelandet. Mein Hauptmann hatte in richtiger Erkenntnis, daß die Patrouille zurückkam, auf seiner Signalpfeife gepfiffen. Bald rief uns der äußerste Posten an: „Halt, wer da?" „Victoria!" klang's schleunigst zurück von uns, denn das ist unser Feldgeschrei. Gegen 12 Uhr war alles bei seinem Truppenteil, und ich konnte unserem Führer über das Ergebnis der Patrouille Bericht erstatten, der dann sofort im Auszuge telegraphisch ans Hauptquartier ging.



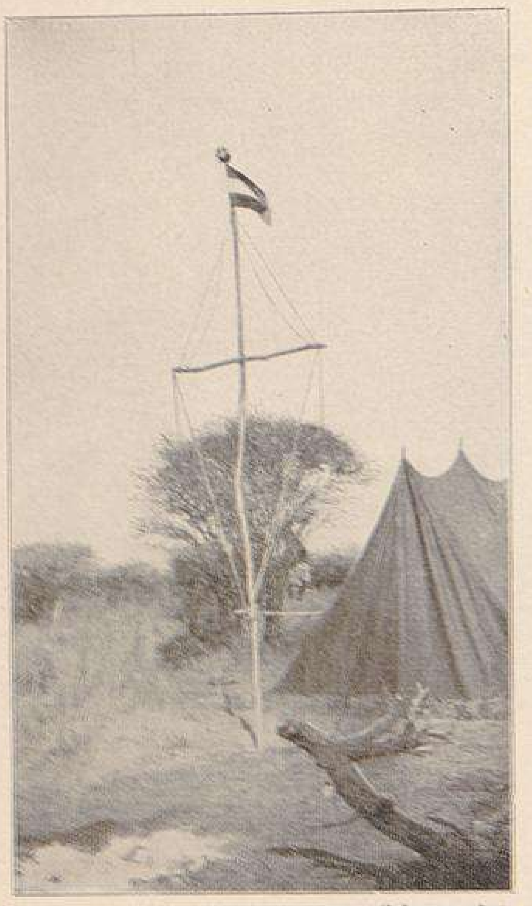
Hauptmann Stahl phot.

Im Bade.

Am nächsten Morgen sollte gerade vormarschiert werden an eine andere Wasserstelle, die sich später als mit der von uns gefundenen identisch erwies. Otjurutjondju mußte geräumt werden, da das vorhandene, nebenbei miserable Wasser bei weitem nicht ausreichte und auch die Weide schon spärlich wurde. Zurück konnten wir nicht mehr, also mußten wir vorwärts, obwohl dieses absolut nicht in den Absichten des Hauptquartiers lag, das darin eine Beunruhigung des Gegners erblickte. Erst am 19. Juli um 9 Uhr früh kam die Erlaubnis zum Vormarsch. Der Weg mußte zum Teil durch den dichten Busch geschlagen werden, so daß wir erst gegen 2 Uhr unser neues Biwak an der Wasserstelle Erindi Ongoahere beziehen konnten. Auch bei diesem Vormarsche war wieder eine ganze Anzahl Pferde am Wege liegen geblieben, ein Zeichen, wie gefährlich ein noch längeres Verbleiben der Truppe in Otjurutjondju ihrer Gefechtsfähigkeit geworden wäre.

Das jetzige Biwak wurde als Rechteck angelegt, das von Infanterie und Witbois auf der dem Feinde zugewendeten Seite, von den beiden

Batterien auf den beiden Flanken und von Infanterie und Maschinengewehrabteilung nebst Feldpost, Funkentelegraphie und Heliographentruppe auf der Rückseite gebildet wurde. Als Längsachse war die langgestreckte Linie der Wasserlöcher gedacht. Ringsherum erhob sich bald ein hoher Dornkral mit Schützengraben, durch den Kral streckten Geschütze und Maschinengewehre drohend ihre Mündungen. Das Vorfeld wurde abgeräumt, um genügend Schußfeld zu schaffen. Im Innern blieb ein großer Platz für das Biwak des wohl bald zu erwartenden Hauptquartiers frei, rechteckig zueinander angelegte Lagerstraßen mit Wegzeigern zu den einzelnen Truppenteilen gehen durch das Innere des Biwaks. Mit wahrem Behagen schlürften unsere Tiere das prachtvolle Wasser, auch die Weide sagte ihnen viel mehr zu, denn das Aussehen der Tiere besserte sich zusehends.



von Salzmann phot.
Unser Offizier-Zelt.

Schon am 21. war ich wiederum mit einer stärkeren Patrouille unterwegs, dieses Mal fast direkt nach Westen, um auf Okateitei, das an der Hauptvormarschstraße des von Omaruru her vormarschierenden zweiten Regiments liegt, aufzuklären. Wir fanden am Abend an einer Wasserstelle im dichten Busche frische Spuren und gingen mit aller Vorsicht vor, Hundegebell belehrte uns bald darüber, daß wir nicht weit von einer besetzten Werft seien. Ich schlich selbst mit noch einem Begleiter vor und sah bald in der Dunkelheit Feuer vor mir; nach einem kurzen Kriegsrat mit den anderen Offizieren, von denen einer in einer anderen Richtung, rechtwinklig zu dem von mir festgestellten Feuer, ebenfalls Lagerfeuer konstatiert hatte, beschlossen wir, eine kurze Strecke zurückzugehen, um bei Tagesanbruch die Werft zu überfallen. Auch bei dieser Gelegenheit konnte man wieder den geringen Mut der Witbois beobachten, denn wie hinterher einer unserer Leute erzählte, hatten sie sich, als sie zum Erkunden vorgeschickt wurden, auf höchstens zehn Schritte

von der Truppe entfernt hinter einen dichten Busch gekauert, erzählten aber bei der Rückkehr, daß alles dick voll Herero säße, die nur auf uns warteten. Die Nacht war wenig geruhsam, wir konnten natürlich nicht absatteln und froren, da auch kein Feuer angemacht werden konnte, ganz schauderhaft.

Am nächsten Morgen, am 22., meinem Geburtstage und ebenso demjenigen des anderen Patrouillenführers Leutnant von Asseburg, fanden wir dann das Nest ausgeflogen, die Herero waren mit Sack und Pack nach Nordwesten zu abgezogen. Wie geschickt die Schwarzen ihren Abzug bewerkstelligt hatten, ging daraus hervor, daß weder unsere Posten noch einer der stets Wache habenden Offiziere auch nur das allergeringste



von Salzmann phot.

Unsere Stabs-Eselkarre.

Geräusch bemerkt hatten. Es bestätigt dieser Vorfall wieder einmal die bekannte Tatsache, daß ein großer Hererohaufen auf kürzeste Distanz mit großen Viehmengen an einer europäischen Truppe nachts im dichten Busche vorbeiziehen kann, ohne daß diese auch das mindeste davon merkt. Es charakterisiert andererseits die Schwierigkeiten, die einer vollkommenen Einschließung des ganzen Stammes durch unsere dagegen immerhin sehr schwachen Streitkräfte entgegenstehen, und daß es eben ein hoher Glückzufall sein wird, wenn wir besonders die Rädelsführer, also die Grootleute, fangen. Diese Halunken werden es im kritischen Momente sicher verstehen, sich auf die Pferde zu werfen, um nach dem Sandfelde im Südosten und von dort aus über die englische Grenze oder nach dem Kaokofelde im Westen zu entkommen, um so der gerechten Strafe, nämlich dem Strange, zu entgehen.

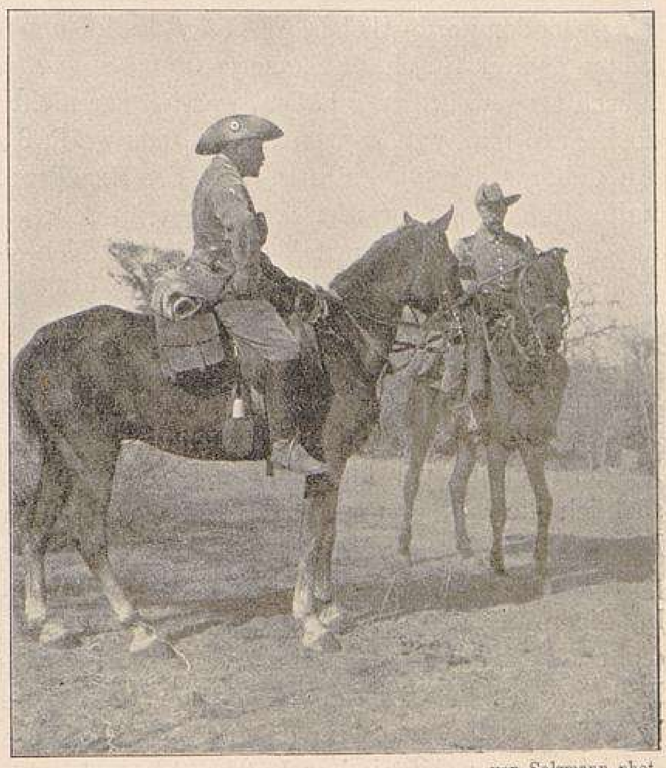
Der 22. Juli brachte sonst wenig Neues. Wir fanden noch eine ganze Anzahl Wasserlöcher und stellten ihre ungefähre Lage der sehr ungenauen Karte nach fest. Später wurde an den von meiner Patrouille aufgefundenen Wasserlöchern die Heliographenstation „Rückfortturm“ errichtet, die den Zweck hatte, die heliographische Verbindung der drei östlichen Abteilungen mit dem heranmarschierenden 2. Feldregimente sicherzustellen. Die Nacht zum 23. rasteten wir auf einer weiten Fläche, da das immerhin am sichersten vor Überfall schützt. Ich ließ, da es barbarisch kalt war, Feuer anmachen. Am 23. früh marschierten wir zurück, Graf Arnim schoß unterwegs noch einen Steinbock, dessen Leber uns köstlich mundete am Spieß über der glühenden Asche gebraten. Als Marschrichtungspunkt diente uns schon von weither der Ballon der Funkentelegraphie, beim Heranreiten ans Lager hörten wir plötzlich lebhaftes Gewehrfeuer; schon wollte ich beschleunigt vorrücken, als uns aus den regelmäßigen Pausen zwischen den einzelnen Schüssen und der Gleichmäßigkeit des Geschoßpfeifens klar wurde, daß nur mit Gewehren Modell 98, und zwar zu Übungszwecken, geschossen wurde. Ich konnte melden, daß das Gelände südlich einer bis Okateitei gehenden Linie frei vom Feinde sei.

von Salzmann phot.

Feldpost.

Andere Patrouillen hatten unterdessen festgestellt, daß der Osthang des kleinen Waterberges frei vom Feinde sei und daß dieser nahe um Hamakari festsitze.

Am 24. Juli verlor unsere Abteilung einen tüchtigen Mann, indem einer zum Detachement v. Heyde fahrenden Eselkarre der Vorderreiter hinterrücks am Abend aus dichtem Busch erschossen wurde. Eine Verfolgung der Schützen erwies sich als ergebnislos. Nachts in dem dichten Busch einzelne Herero zu verfolgen, ist von vornherein vergeblich. Der 28. Juli war ein Freudentag, denn er brachte uns die langersehnte Heimatspost. An diesem Tage traf unser neuer Abteilungskommandeur Maj. Freih. v. Reitzenstein mit seinem Adjutanten Oberleutnant Lautenschläger ein.



von Salzmann phot.

Major Freiherr von Reitzenstein. Oberleutnant Lautenschläger.

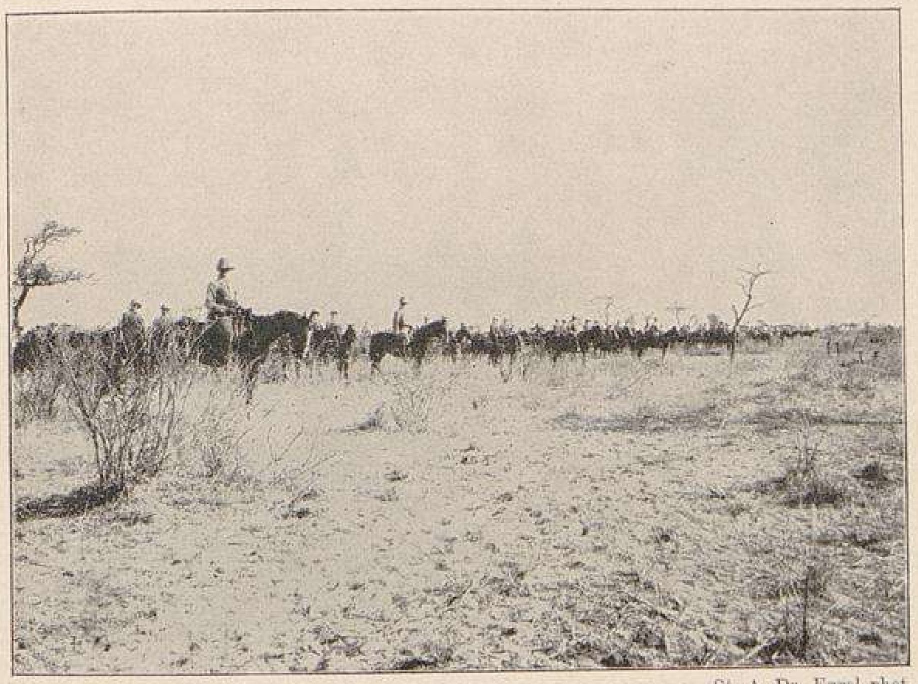
Am 29. Juli war ich wieder mit Leutnant Degenkolb auf Patrouille, zugleich wurde ich als Ordonnanzoffizier zum Detachementsstabe kommandiert. Diesmal ging es wieder feindwärts. Ich hatte den Auftrag, vom kleinen Waterberge an auf Hamakari zu erkunden. Hierzu ritt ich zuerst mit der Patrouille auf Ombuatjipiro, wo ich tränkte. Dann ging's weiter über Orusu Vley immer scharf auf die sich im hellen Mondschein deutlich markierende rechte Ecke des kleinen Waterberges zu. Unterwegs gab's nichts von Interesse. Vereinzelte frische Spuren findet man stets, sie rühren von Spähern oder von Feldkost suchenden Kaffern her, und wenn man oft auf Patrouille reitet, legt man ihnen bald nur geringe Bedeutung zu. Erst wenn sich die Spuren mehren oder Viehspuren dazu kommen, wird man aufmerksamer. Vorzügliche Dienste beim Aufsuchen der Spuren leistete mir eine vom Major von Mühlenfels in bekannter Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestellte kleine elektrische Patrouillenlampe.

Gegen 10 Uhr beobachteten wir über den Busch hinweg unseren Heliographen in der Arbeit. Einem in den telegraphischen Zeichen ausgebildeten Beobachter müßte es eigentlich gelingen, das Heliogramm glatt abzulesen, denn man konnte trotz der erheblichen Entfernung und des seitlichen Abstandes ganz deutlich kurz — kurz lang usw. unterscheiden. Kurz nach 11 Uhr kreuzten wir in ziemlich freiem Gelände die an den Bergen auf Omuweroumwe führende Straße. Jenseits derselben kam nur noch etwa 1000 Meter freies Gelände, dann erstreckte sich bis zu dem auf Otjikaru hinziehenden nordöstlichen Ausläufer des kleinen Waterberges etwa 4 Kilometer dichter Busch. Gelänge es, auf diesen Ausläufer eine Batterie und Maschinengewehre zu schaffen, was ich gar nicht für ausgeschlossen halte, so könnte man den ganzen Omuweroumwe-Paß glatt sperren. Auch für Aufstellung der Oberleitung, also Sr. Exzellenz, während der Schlacht halte ich diesen Ausläufer des Berges für sehr geeignet, da man von ihm aus das ganze Hamakarital, in dem sich doch sicher der Entscheidungskampf entwickeln wird, übersehen kann.

Wir gelangten schließlich bis an das Rivier, das wechselnd zwischen 30 bis 50 Meter breit war und 2 bis 3 Meter hohe Ufer hatte; der Nordrand war mit dichtem Busche besetzt, in dem besetzte Werften lagen, an den Feuern und dem Viehgebrüll erkennbar. Auffallend viele Spuren von Kindern fanden wir hier, ein Anzeichen, daß in diesen Werften hauptsächlich die Weiber und Kinder untergebracht waren. Es ging nun den Fluß entlang bis zur Werft Otjikaru, die sich als verlassen erwies. Hier passierte noch ein kleiner Zwischenfall. Ich ritt mit unserem Landeskundigen Melchior an der Spitze, und wir kamen gerade an einem Pontok dicht vorbei, als dieser mich am Ärmel anhielt und auf den Pontok zeigte. Richtig sah man durch das Dach hindurch die rote Glut des Lagerfeuers. Wie der Wind waren wir von den Pferden herunter und am Eingang, in den ich mit der elektrischen Laterne hinein leuchtete, in der anderen Hand die Mauserpistole schußbereit. Leider hatte der Inhaber wohl Lunte gerochen und es vorgezogen, seine Behausung schon etwas früher zu verlassen, und die zurückgelassenen Decken zeigten, wie eilig er es gehabt hatte. Wir ritten noch bis gegen 1½ Uhr etwas vom Rivier abwendend und rasteten dann bis 5½, um unsere müden Tiere etwas verpusten zu lassen und sie zu füttern. In dieser Zeit ist, wie ich wohl schon früher schrieb, ein Überfall kaum zu befürchten, an Schlaf war andererseits bei uns der Kälte halber nicht zu denken.

Um 5½ ging's weiter. Wir erreichten schon bei Tageslicht das Rivier bei Ombujomatemba und waren plötzlich mitten zwischen besetzten Werften, aus denen zuerst Kindergeschrei ertönte und dann Leute davon eilten. Es waren die ersten Werften südlich des Riviers, also vermutlich das linke Ende der feindlichen Stellung. Nun kam bald Werft an Werft,

bei keiner derselben stand Vieh, und der uns mitgegebene Bastard, ein Überläufer, der bis vor kurzer Zeit in einer Werft bei Waterberg als Gefangener gesessen hatte, konnte uns die den einzelnen Häuptlingen zugeteilten Abschnitte der feindlichen Stellung zeigen. Er behauptete, die Orlogsleute, und nur solche säßen hier in vorderster Linie, wären vollkommen organisiert; da auch nicht ein Stück Vieh bei den Werften stand, war anzunehmen, daß es nur Kriegswerften seien. Am Rauche konnte man ungefähr erkennen, daß die ganze Stellung in einem annähernden rechten

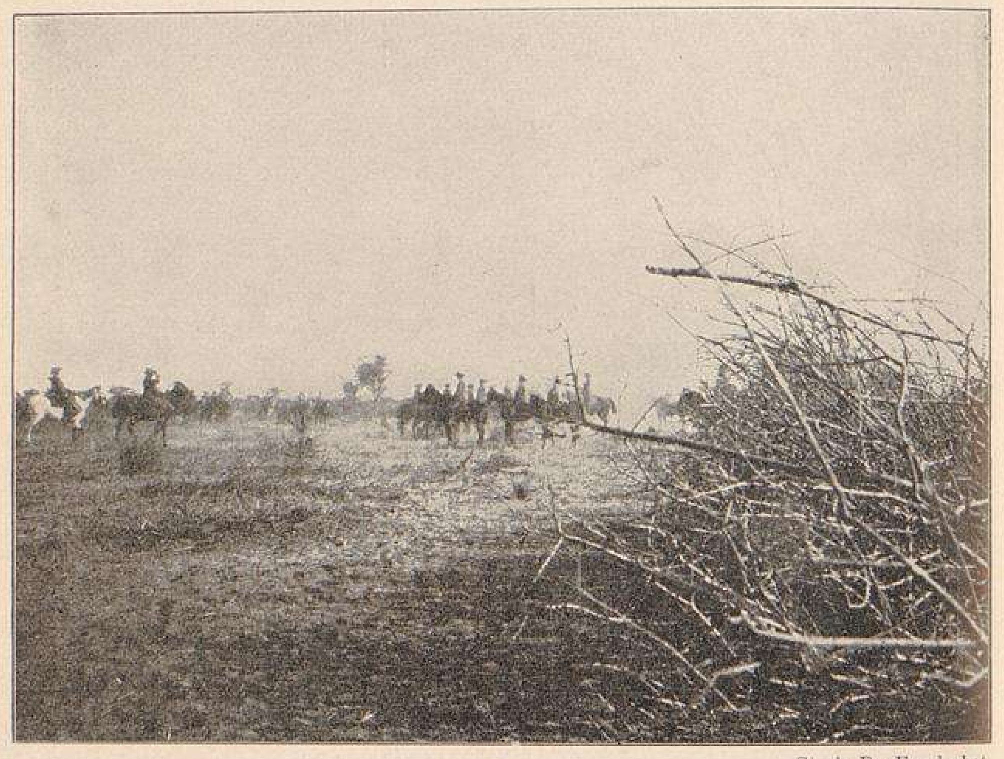


St. A. Dr. Eggel phot.

Exzellenz von Trotha kommt in Erindi Ongoahere an. Paradeaufstellung.

Winkel lag, dessen Ecke bei Hamakari war. Da saßen nebeneinander die Häuptlinge Zacharias, Michael, Paul, Asser, Gr. Barmen, dann Samuel selbst bei Hamakari und weiter auf Waterberg zu Tetjo, Kamererapo und Salatiel. Waterberg war augenscheinlich besetzt; anscheinend haben die Herero eben ihre Stellungen allmählich mehr östlich und südöstlich vorgeschoben, um neue Weideplätze für das hinter der Front befindliche Vieh zu gewinnen. Wir hatten genug gesehen und machten uns auf den Heimweg, unterwegs wieder in Ombuatjipiro tränkend. Im Biwak war gerade bei meiner Rückkehr Generalleutnant von Trotha angekommen, so daß ich in der Lage war, ihm die neuesten Nachrichten über die Aufstellung des Feindes persönlich zu überbringen. Am Nachmittage sah Se. Exzellenz die gesamte Abteilung in Parade.

Schon am 31. war ich wieder unterwegs, diesmal um mit Major von Reitzenstein das von mir noch nicht betretene Gelände östlich des Weges Osire—Waterberg bei Hamakari zu erkunden und um den Major zu begleiten; dieser wollte speziell nach einer Stellung für unsere Batterien suchen. Wir fanden das rechte feindliche Ende noch weit über Hamakari hinausreichend und weit nach Süden zu vorgebogen. Während der Busch bei Ombujomatemba noch ganz schmal war, verbreiterte er sich nach Osten zu andauernd. Schon an der großen Straße war er fünf Kilometer breit,



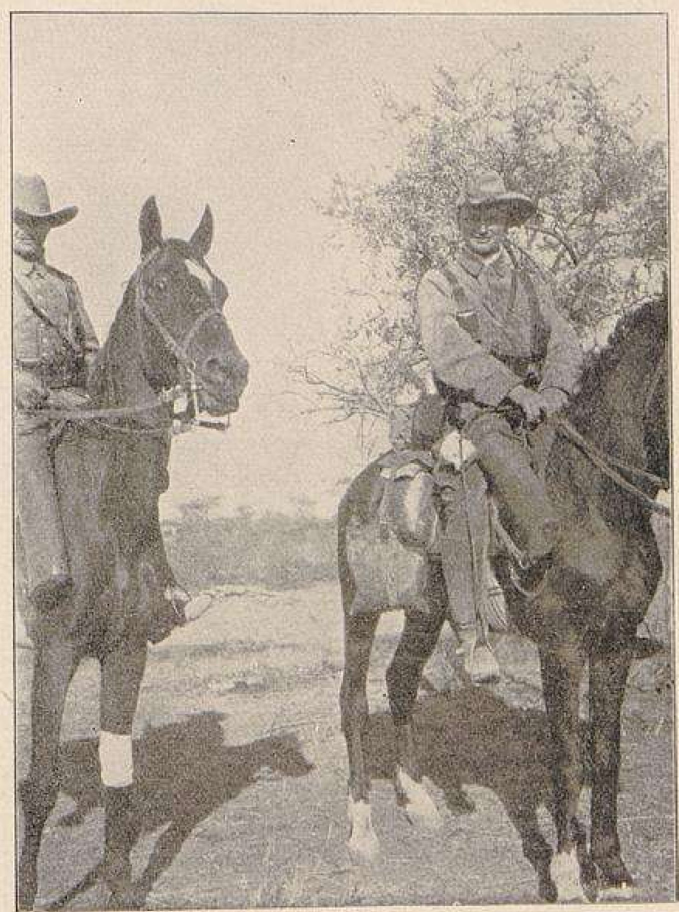
St. A. Dr. Eggel phot.

Parade vor Exz. v. Trotha. Erindi Ongoahere.

von da ab wurde er dauernd breiter. Ein Postengürtel schien sich weit nach Süden zu erstrecken. Am 2. August wurde die 2. Kompagnie des Regiments Deimling bei Okateitei angegriffen, was man augenscheinlich nicht erwartet hatte. Seitdem wird unsere Sicherung noch wesentlich verstärkt. Tagsüber sitzen auf hohen Bäumen in der Umgebung des Lagers Posten, und nachts umstreifen Witboipatrouillen das Lager, um rechtzeitig eine feindliche Annäherung melden zu können, außerdem wurden einzelne Kompagnien oder Batterien probeweise still alarmiert. Das Wasser in den Löchern nimmt rapide ab. Es ist nämlich kein Grundwasser, sondern nur Sickerwasser, das aus einer bestimmten Erdschicht hervorsickert. Gräbt man z. B. durch die unter dieser Erdschicht liegende

Tonschicht hindurch, so kann es einem passieren, daß das Wasser mit einem Mal ganz verschwunden ist. Ebenso geht es, wenn z. B. einzelne Löcher erheblich tiefer als in der Nähe liegende gegraben werden. Das tiefste hat dann alles Wasser, während die anderen schnell versiegen.

Die Wasserfrage ist stets eine brennende, nun ist sie wieder einmal ganz in den Vordergrund getreten, da wir unsere Tiere nicht mehr satt tränken können, somit also dasselbe Elend anfängt wie seinerzeit in Otjurutjondju. Wiederum muß das Biwak verlegt werden, und daher ritt ich am 4. August mit Oberstlt. Müller, unserem Detachementsführer, nach Ombuatjipiro, um die dortigen Wasserverhältnisse zu besichtigen. Wir fanden mehr als hundert Löcher, viele mit Wasser, viele ausgetrocknet, wieder andere unvollendet. Jedenfalls würde das vorhandene Wasser genügen, besonders wenn die Löcher noch tiefer ausgegraben würden. Weniger leicht erwies sich das Aussuchen eines neuen Biwakplatzes. Die Wasserlöcher liegen in dichtem Busch in einer langen Reihe. Weit um die Löcher herum ist jegliche Weide von dem Hererovieh bis auf den letzten Halm abgefressen. Südlich der Wasserstelle hört nach einem Kilometer der Busch auf, und die Weide wird besser. Dort wurde der neue Biwakplatz in Aussicht genommen. Beim Zurückreiten schoß der Oberstleutnant einen Steinbock krank. Das Tier verkroch sich in ein tiefes Schakalloch, und beinahe hätten wir es herausbuddeln müssen. Einer unserer Schwarzen kroch nach und zog den Bock an den Hinter-



von Salzmann phot.

Leutnants Zwicke und Strödel reiten auf Patrouille.

läufen heraus. Für Weidmänner gewiß ein seltener Anblick: ein Bock, der sich in der Erde verkriecht. Diese kleinen Antilopen sind unglaublich zäh, trifft man sie nicht sofort tödlich, so entkommen sie meist, z. B. bereitet ihnen ein zerschossener Vorderlauf gar keine Beschwerden beim Weglaufen, übrigens eine Beobachtung, die ich in Central-Asien bei den dortigen Antilopen auch schon gemacht habe. Die hiesigen Bezeichnungen der vielen verschiedenen Antilopenarten sind merkwürdig, so ist z. B. der Steinbock ein winzig kleines Tier, während der Gemsbock eine mächtige Antilopenart repräsentiert. Hartebeeste, Kudus und Springböcke, die größeren Arten, haben sich leider aus diesen sonst so wildreichen Distrikten fast ganz verzogen. Die vielen Durchzüge haben sie vertrieben.

von Salzmann, phot.

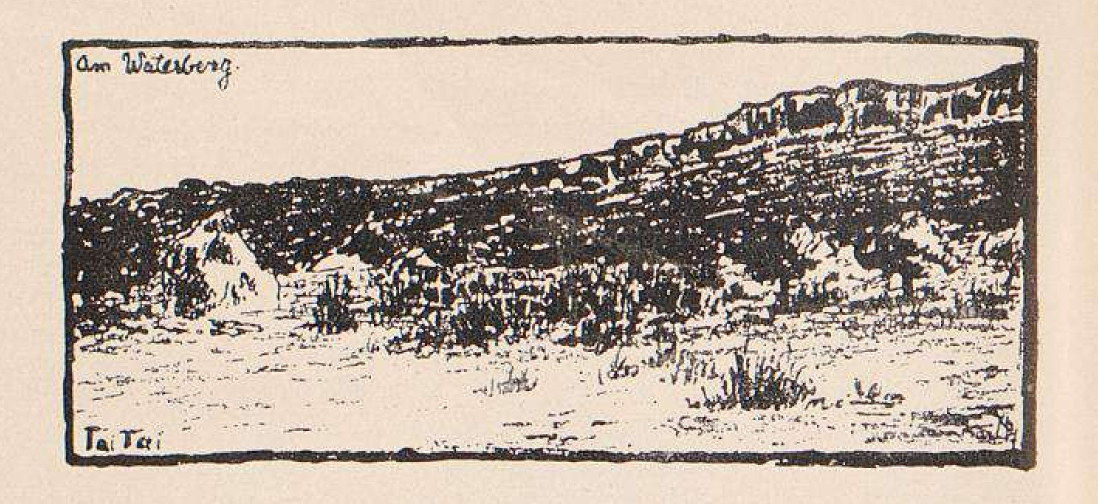
Meine schwarze Stute hat das Zeitliche gesegnet.

Am Abende kam schon der Befehl zum Vormarsch; die Witboiabteilung, die elfte Kompagnie, die fünfte Batterie und die Maschinengewehrabteilung traten ihn am 5. August an und bezogen ein neues Biwak an der von uns ausgesuchten Stelle. Es gab wieder harte Arbeit, bis genügend Wasserlöcher für den Bedarf der Truppen geöffnet waren; doch man war froh, wieder mal ein Stückchen näher an den Feind herangerückt und dem entsetzlichen Staube des letzten Biwaks entronnen zu sein. Das wird nun wohl unsere letzte Station vor dem

Angriff auf Hamakari sein; vielleicht statten uns die Schwarzen einmal einen Besuch ab, warm genug soll der Empfang sein, denn nach allen Seiten starren ihnen die Geschütze und Maschinengewehre entgegen. Sie mögen nur kommen, uns soll es freuen. Leider sind sie selbst klug genug, um zu wissen, daß sie bei uns mit blutigen Köpfen abgewiesen werden, denn sonst hätten sie es sicher schon einmal probiert. Übrigens wurde festgestellt, daß, als wir anlangten, gerade ungefähr elf Herero teils zu Pferde, teils zu Fuß an den Wasserlöchern getränkt hatten. Am Abende kam das Feldlazarett 2 hier an, es hatte den Weg von Okahandja über Otutundu und Osire in etwa sechs Tagen zurückgelegt; da seine europäischen Fahrzeuge nur mit vier Zugferden bespannt gewesen waren, ist damit etwas ganz Vorzügliches geleistet worden, was allem widerspricht, was sonst in Afrika geleistet wird. Ja ja, auch die ältesten Afrikaner können noch lernen, obwohl sie sonst von ihren meist mit apodiktischer Gewißheit ausgesprochenen Ansichten durch nichts abzubringen sind. Ich höre noch unseren sonst sehr brauchbaren Landeskundigen auf die Frage des Oberstleutnants Müller: „Ja, wer garantiert mir nun, daß diese ausgetrockneten Wasserlöcher genügend Wasser geben werden?“ mit einem höchst selbstbewußten „Ich“ antworten, und hinterher ergaben die meisten nicht einen Tropfen Wasser. Nun ist er nicht ganz wohl und will von der Wassergeschichte nichts hören.



von Salzmann phot. Noch einmal meine schwarze Stute.



Achtes Kapitel.

Schwer verwundet.

Waterberg, Oktober 1904.

Nun liege ich hier schon über zehn Wochen schwer verwundet fest im Bette, aber mein Zustand hat sich immerhin doch schon so gebessert, daß ich aufgerichtet im Bette schreiben kann, allerdings mit Unterbrechungen, wenn ich auch noch weit, sehr weit von wirklicher Genesung entfernt bin. Diese hoffe ich in der Heimat zu finden, aber es ist nun einmal sehr zweifelhaft und noch gar nicht vorauszusagen, ob es der Kunst unserer heimischen Ärzte überhaupt gelingen wird, mich, wenn auch nur notdürftig, wieder zusammenzuflicken. Rennreiten und Bergkraxeln werden wohl für mich für alle Zukunft dahin sein. . . .

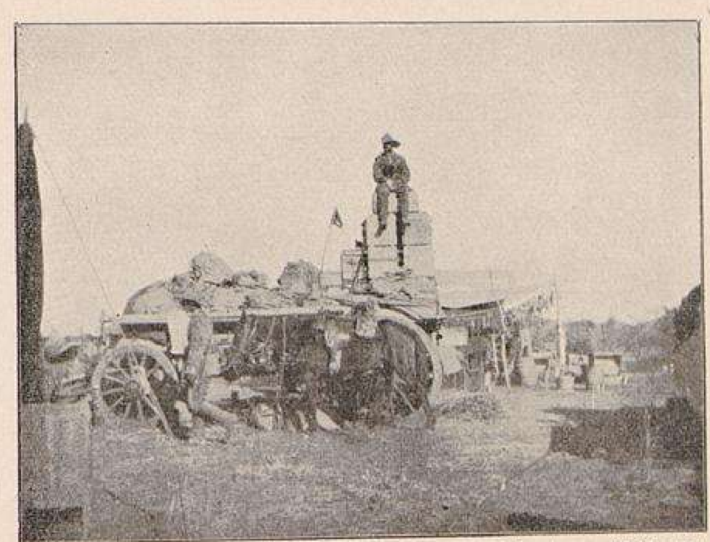
Doch ich will chronologisch verfahren. Wir befanden uns im Lager von Ombuatjipiro im ersten Drittel des August bei der Hauptabteilung, der jetzt wohl mehr nach ihrem Führer so genannten „Abteilung Müller", dem Kommandeur des 1. Feldregiments, der mich zu seinem Ordonnanzoffizier genommen hatte. Stets in meinem ferneren Leben werde ich mich mit großer Freude und Dankbarkeit dieses wirklich vornehm denkenden Vorgesetzten erinnern, unter dem mir leider nur kurze Wochen zu stehen vergönnt war. Es war weder ihm noch mir beschieden, mit der Truppe an den Feind zu kommen, statt dessen sahen wir uns im Lazarett in Waterberg wieder, wohin er nach seinem schweren Sturz am 11. August gebracht wurde. Mehrmals führten mich noch Patrouillenritte an den

---

Kopfleiste von Margarete Persson-Henning. Am Waterberg.

Feind, von denen ich stets meine gesamte Patrouille ohne Verluste zurückbrachte. In diesen Tagen waren viele Patrouillen am Feinde, um jede bei ihm eintretende Veränderung feststellen und dem noch in Erindi Ongoahere weilenden Hauptquartier rechtzeitig melden zu können. Die drei Abteilungen von Estorff, von der Heyde und Müller befanden sich so dicht am Feinde, daß ein Marsch sie in Berührung mit diesem, also zum Gefechte führen mußte. Die westlich des Waterberg-Plateaus befindlichen kleineren Abteilungen Fiedler und Volkmann standen auch fertig auf den für sie bestimmten Punkten, jedoch hatten sie wohl mehr defensive Aufträge. Alles wartete nur noch auf das gegen Omuweroumwe heranmarschierende zweite Feldregiment, das den Ring schließen sollte.

Aus allen Patrouillenmeldungen ging immer klarer hervor, daß der Feind seine Kräfte mehr und mehr nach Südosten, also nach Hamakari zu, konzentrierte, woraus schon damals deutlich zu erkennen war, daß die Abteilung von der Heyde der feindliche Hauptstoß treffen würde. Unsere Patrouillen fanden mehrfach Otjikaru am östlichen Eingange des Omuweroumwe-Engpasses unbesetzt und den ganzen östlichen Hang des sogenannten kleinen Waterberges vom Feinde frei, Punkte, die ich selbst auf früheren Patrouillen stark von den Herero besetzt gefunden hatte. Auch eine traurige Meldung erreichte uns in diesen Tagen: Leutnant von Bodenhausen mit acht Mann war auf einem Patrouillenritt gefallen. Näheres war nicht darüber zu erfahren, sie waren überfallen worden, als sie, bereits auf dem Rückwege begriffen, gerastet hatten. Nur zwei Mann waren entkommen, von denen der eine verwundet war. Wie stets in solchen Fällen hatten die Herero die Toten vollkommen entkleidet, so fand man später die Leichname vor. Endlich am 19. August war das 2. Feldregiment mit genügenden Kräften so weit heran, um rechtzeitig über Omuweroumwe in der Richtung auf die Station Waterberg in den Kampf eingreifen zu können. Am gleichen Tage verlegte Exzellenz

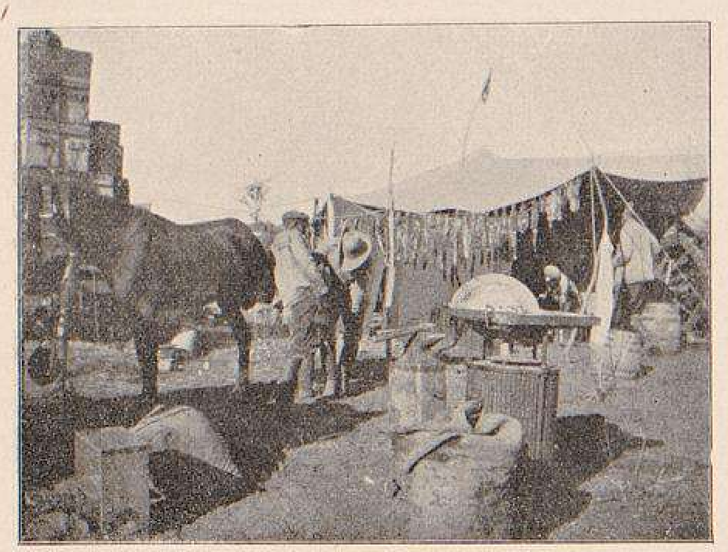


Hauptmann Stahl phot.

Beobachtungsposten auf einem Ochsenwagen. Biwak Ombuatjipiro.

von Trotha den Sitz des Hauptquartiers von Erindi Ongoahere nach Ombuatjipiro.

Wir freuten uns alle, nun nach vielen Monaten des Wartens an den Feind heranzukommen. Der Wassermangel hätte uns so wie so bald gezwungen, einen Wechsel des Platzes vorzunehmen, und ein solcher war nur nach dem Feinde zu möglich, denn gerade der Mangel des unentbehrlichen Lebenselixirs hatte uns schon früher hierher getrieben, als wohl eigentlich in den Absichten der Führung lag. Hier in Ombuatjipiro deckten wir unseren Bedarf aus den von den Herero gegrabenen Löchern, die zu vielen Hunderten, zum Teil von beträchtlicher Tiefe, in einer langen Vley d. h. Senke lagen. All dieses Wasser ist nur Sickerwasser, das sich in der obersten Sandschicht hält, um sich auf der nächsten Tonschicht anzusammeln. Es passierte uns mehrfach, daß das Wasser vor unseren Augen ganz verschwand, als wir die Löcher, um mehr Wasser zu schaffen, tiefer gruben. Wir hatten eben die Tonschicht durchgestoßen, und das Wasser hatte nun Luft, noch tiefer zu sickern. Diese Tonschicht schien in ihrer Höhenlage auch zu wechseln, denn es kam vor, daß z. B. eine Kompagnie der anderen durch Tiefergraben einfach das Wasser entzog. Andererseits passierte es im harten festen Sande, daß man neben einem gut und reichlich Wasser führenden Loche nur zwei Meter entfernt auch nicht einen Tropfen Wasser erhielt. Das sind so die Wasserkalamitäten in unserem Schutzgebiet. Daß dann das Wasser meist noch einer Flüssigkeit gleicht, die man zu Hause wohl kaum mit Wasser bezeichnen würde, störte uns gar nicht mehr. Man gewöhnt sich an alles! Am besten ist es immer noch, wenn man in sogenannten Kalkpfannen auf Wasser stößt; natürlich schöpft man es auch hier aus künstlich in den Kalkfelsen gesprengten tiefen Löchern mit am Strick hängenden Eimern, so z. B. in Owikokorero. In dieser Beziehung, ich meine im Ausbauen und Neuan-



Hauptmann Stahl phot.

Im Biwak. Ombuatjipiro.

Feldschmiede. — An den Zeltstangen hängt in Streifen geschnittenes und gedörrtes Ochsenfleisch.

legen von Brunnen, könnte im Schutzgebiete noch unendlich viel geschehen, was wohl auch nach Beendigung des Aufstandes eintreten wird. Hinzufügen muß ich noch, daß eines Tages auch das in den Boden gesickerte Wasser ein Ende hat; dann hat die liebe Seele Ruh, und das Loch gibt auch nicht einen Tropfen mehr her. Gerade in den ersten Tagen des August waren ein Lazarett und ein großer Provianttransport mit Hunderten von Ochsen eingetroffen, so daß unser Wasser schon stark auf die Neige ging, wobei die Tiere nicht einmal alle satt wurden; so ein richtiger Treckochse säuft allerdings nach einem heißen, anstrengenden Marsche seine 40 Liter Wasser.

Also Exzellenz war am 9. August nachmittags angekommen und äußerte die Absicht, sich am 10. früh das Gelände auf Hamakari zu anzusehen; natürlich ritten der Führer der Hauptabteilung und ich als sein Ordonnanzoffizier mit. Am Abend erhielt ich für eins meiner sehr abgetriebenen Pferde ein neues Tier, einen gerade fürs Hauptquartier aus Okahandja angekommenen schönen, kräftigen Schimmel, den ich gleich am nächsten Morgen ritt, d. h. eigentlich erhielt ihn mein Chef, Oberstleutnant Müller, der ihn mir zur Verfügung stellte. Gegen 5 Uhr am 10. August brachen Se. Exzellenz und mit ihm die meisten Herren seines Stabes zu der beabsichtigten Erkundung auf. Wir passierten den ungefähr 5 Kilometer breiten Busch, der dann in eine nur wenig mit Bäumen bestandene Fläche überging, kreuzten diese, um dann wieder in allmählich dichter werdenden Busch zu gelangen. Da ich gerade in dieser Gegend schon mehrfach gewesen war, wurde ich zur Spitze gerufen. Ich kannte hier fast jeden Baum; da war einer am Wege, der einen Ast über den Weg hinwegstreckte, von welchem zwei Webervögelnester herabhingen. Gerade dieser Baum war mir lebhaft in der Erinnerung, ungefähr 200 Meter von ihm befand sich ein hoher Termitenhaufen, von dem aus man eine leidliche Umschau auf Waterberg zu hatte. Nicht ein Kilometer weiter, hinter den ersten Wasserlöchern von Ombujomatemba, hatte ich früher die ersten besetzten Kriegswerften festgestellt.

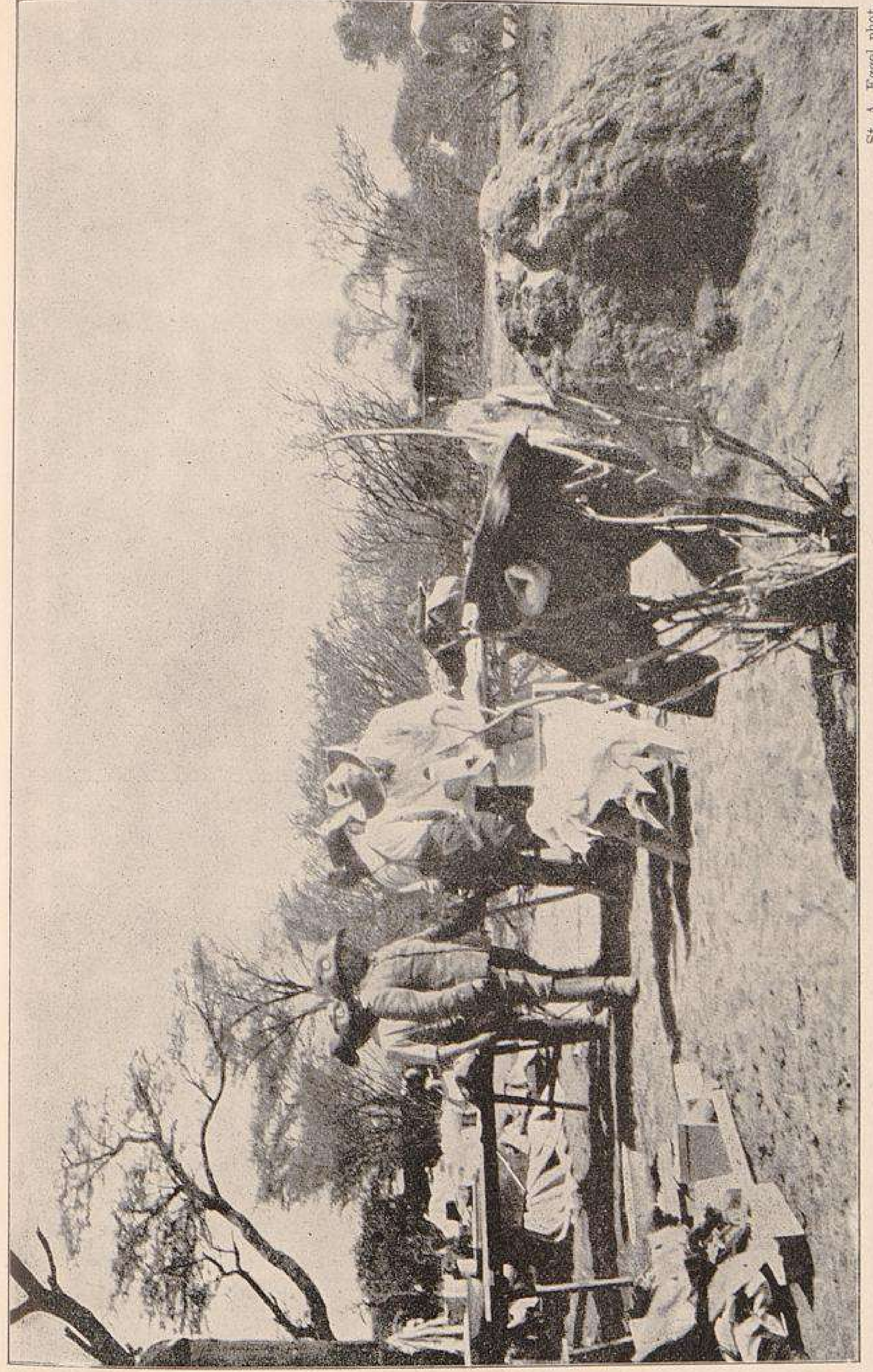
Wir waren noch nicht an dem eben erwähnten Baum angelangt, als sowohl dem bei der Spitze reitenden, zum Abteilungsstabe gehörigen Unteroffizier Jakobs, einem gewiegten alten Afrikaner, wie auch mir die vielen frischen, höchstens von vergangener Nacht herrührenden Spuren auffielen. Ebenso kam es uns mehrfach vor, als ob von rechts her Viehgebrüll hörbar würde, doch mochte es noch weit entfernt sein; aber verdoppelte Aufmerksamkeit und Vorsicht in Anbetracht des hinter uns befindlichen Stabes waren jedenfalls geboten. Ich ließ daher die Spitze den Abstand vergrößern, dann später am Termitenhaufen halten und Se. Exzellenz aufschließen. Vom Termitenhaufen aus war, wie überall hier, die Aussicht auch nicht besonders, der dichte Busch, der hier noch mit vielen

Kameldorn- und wilden Feigenbäumen durchsetzt war, erschwerte sie sehr wesentlich. Daher bat ich, bevor der gesamte Stab weiter vorritt, für meine Person erst einmal allein vorgehen zu dürfen, um einen geeigneteren Punkt zu finden und zugleich das Gelände selbst zu erkunden.

Nach rechts hin ritt kurz nach mir Oberstleutnant Müller selbst. Ich war sehr schnell allein zu Pferde und ritt im Galopp quer durch den Busch halb links vorwärts, bis ich an einer verlassenen Werft einen einzelnen hohen Feigenbaum antraf. Schnell war ich herunter vom Pferde, hatte dieses unten angebunden und den Baum erklettert. Doch wer beschreibt meinen Schrecken, als ich von oben ungefähr 60 Schritt entfernt bewaffnete Hereros auf mich zulaufen sah. Sie hatten mich jedenfalls auch erst im letzten Augenblick gesehen, denn noch schoß keiner. Wie der Wind war ich von dem Baume herunter und ohne Bügel auf meinem Schimmel. Mein Bestreben war, so schnell wie möglich zurückzureiten und zu warnen, denn im dichten Busch ist natürlich eine Überraschung leicht möglich. Schärfste Gangart reitend, erreichte ich die Straße vielleicht 300 Meter vor dem Termitenhaufen, an dem der Stab gehalten hatte. Zugleich erhielt ich von links und von hinten starkes Feuer. Gleich einer der ersten Schüsse traf mein Pferd hinten durch die Keulen. Es knickte einen Augenblick zusammen, ging aber sofort weiter. Das Feuer verstärkte sich noch. Ich sah bis auf den Pferdehals heruntergebeugt, links gar nicht weit einzelne Schützen stehen. Es ging nun ums Leben, das wußte ich genau. Denn fiel mein Pferd, so schlugen sie mich sofort mit dem Kirri tot. Ich ritt daher was ich konnte und, obwohl es nur wenige kurze Minuten waren, kam es mir wie eine Ewigkeit vor.

Mit einem Male fühle ich einen schweren Schlag am rechten Fuße, der Bügel flog mir bis zum Hut und der Fuß hing mir wie Blei herunter. Herunterblickend sah ich das Loch im Stiefel und daraus Blutstropfen hervorsickern, also Schuß durchs Fußgelenk. Einen Moment hatte ich etwas die Balance verloren, hielt mich aber an der Mähne fest und weiter ging's nun mit dem linken Fuß spornierend, denn der rechte war unbrauchbar. Noch zwei Kugeln erhielt mein guter Schimmel. Eine quer durch den Bauch gerade durch die Gurte und die andere ins Hochblatt. Es war ein bildschöner Blattschuß und daher ein Wunder, daß der Gaul immer noch ging. Die Kugel muß dicht am Herzen vorbeigegangen sein, das Blut spritzte im hohen Bogen heraus, und mein braver Schimmel sah bald mehr rot wie weiß aus. Er hat mir aber so das Leben gerettet.

Kurz hinter dem Termitenhaufen traf ich auf Oberstleutnant Müller mit Melchior und Jacobs. Ich parierte durch und Oberstleutnant Müller fragte: „Was ist denn los?“ Ich sagte nur kurz: „Schuß durchs Fußgelenk.“ Zu langem Besinnen war keine Zeit, denn von allen Seiten pfiffen die Kugeln. Oberstleutnant Müller rief nur schnell „na, dann vorwärts“,



St. A. Eggel phot.

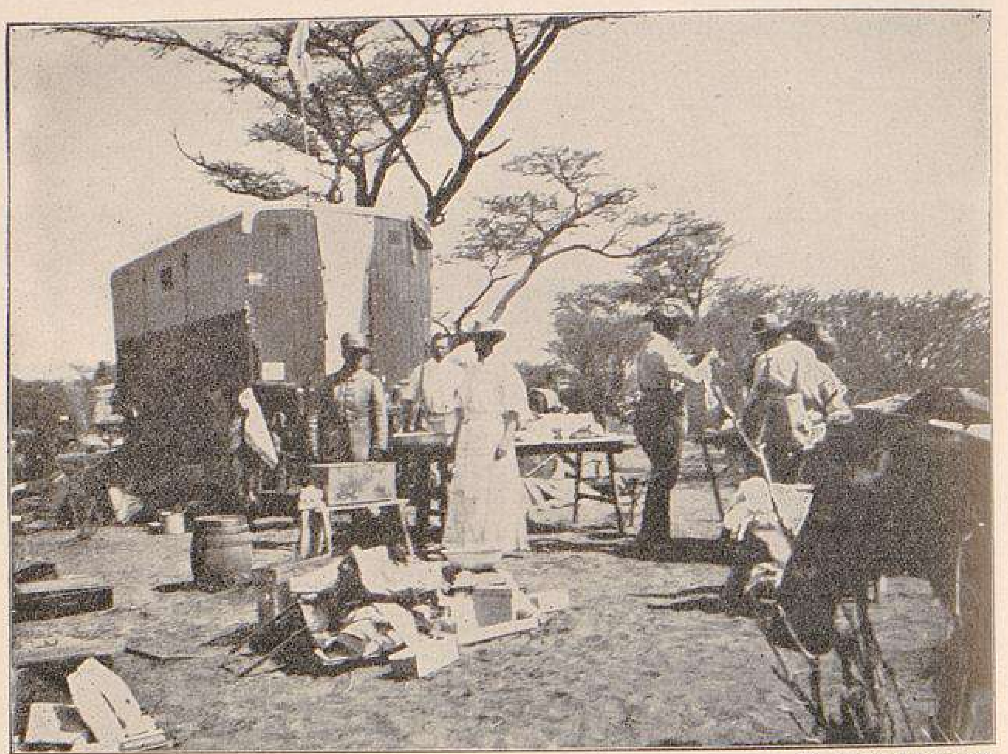
Marine-Stabsarzt Dr. Wiemann verbindet während des Gefechts am 11. August 1904 auf dem Verbandplatz der Abteilung von Mühlenfels.

und weiter ging's. Der Schimmel ging immer noch, obwohl sehr matt. Das Feuer hinter uns ließ nach, und kurze Zeit darauf trafen wir auf Oberstleutnant de Beaulieu, Major v. Reitzenstein und andere Herren, die auch ganz im unklaren über die Situation waren, da in dem dichten Busch nichts zu sehen ist. Es war ja absolut nicht Sache einer solchen Erkundung, sich in ein Gefecht einzulassen, hatten wir doch außerdem den äußersten besetzten Punkt festgestellt. Wieder ging's eine Weile rückwärts, bis mein Schimmel zusammenbrach. Wir waren gerade auf der vorerwähnten Fläche angelangt. Ich wurde vom Pferde gehoben und mir vom Oberstabsarzt Dr. Schian ein Notverband angelegt. Im dürftigen Schatten eines Baumes schnitt er mir den Stiefel herunter und untersuchte die Wunde. Man konnte schon erkennen, daß der innere Knöchel zerschmettert war, und als mir der Arzt einen Sublimatmullstreifen durch die Wunde zog, bekam ich den ersten Vorgeschmack der Schmerzen, die meiner noch warteten. Die Kameraden hatten unterdessen eine Schützenlinie gebildet zum Schutze des provisorischen Verbandplatzes. Oberstleutnant Müller ließ meinem braven Schimmel durch einen alten Schutztruppler den Gnadenschuß geben, und wie er mir später schrieb, vergaß er nie den letzten Blick dieses treuen Tieres, das mir das Leben gerettet hatte und ohne das ich jetzt wohl zusammen mit Oberstleutnant Müller, Melchior und Jacobs auf dem Felde der Ehre läge. Denn Oberstleutnant Müller und seine beiden braven Leute hätten mich sicher nicht im Stich gelassen, das weiß ich ganz genau.

Mein Verband war schnell beendigt, das Reservepferd wurde für mich gesattelt und ich hinaufgehoben. Gott sei Dank war es ein ruhiges Tier, denn allmählich stellten sich starke Schmerzen ein. Vom Traben war bald keine Rede mehr, wir mußten den langen Weg zum Lager, ungefähr noch 11 Kilometer, im sausenden Schritte zurücklegen, denn bei einem Versuch zum Traben steigerten sich meine Schmerzen bis zur Unerträglichkeit; im kurzen Galopp ging's noch eher, aber jede ungeschickte Bewegung war eine Folterqual für mich, darum zog ich den Schritt vor. Endlos zog sich der Weg in der glühenden Sonnenglut hin, bis wir endlich das Lager vor uns hatten. Kurz vor ihm kam uns ein Eselwagen, der mich aufnehmen sollte, entgegen. Vorausgerittene Reiter hatten von meiner Verwundung im Lager erzählt, es hatte sich sogar schon die Nachricht verbreitet, ich wäre gefallen. So schlimm war es gottlob noch nicht, und um unseren Leuten kein schlechtes Beispiel zu geben, ritt ich, gestützt von meinen ständigen Begleitern auf früheren Patrouillenritten, dem Frachtfahrer Melchior und dem Unteroffizier Jakobs, ins Lager, bis vor das für mich in der Nähe des Hauptquartiers aufgeschlagene Zelt. Nach einer weiteren Stunde war ich von mehreren Ärzten frisch verbunden und bekam sogar ein Feldbett aus dem am Tage vorher angelangten Feldlazarett, einen Genuß,

den ich seit Swakopmund nicht mehr gehabt hatte, denn stets war die blanke Erde oder höchstens einmal die Krankentrage mein hartes Lager gewesen. Nach dem Verbande fühlte ich mich ganz wohl, auch die Schmerzen waren nicht allzu schlimm.

Am nächsten Morgen in aller Frühe rückten die Truppen zum Angriff ab, während im Lager die zurückbleibenden Ochsenwagen zu einer Wagenburg zusammengefahren wurden. Schon gegen 6 Uhr konnte man sehr weit entfernten Kanonendonner vernehmen. Er rührte von der Abteilung



St. A. Dr. Eggel phot.

Verbandplatz. Gefecht Hamakari.

von Estorff her. Erst gegen 10 Uhr setzte der Kanonendonner bei der Abteilung Müller ein; die Herero hatten das am Tage vorher von uns als besetzt festgestellte Gelände verlassen, um sich sehr viel weiter nördlich davon festzusetzen. Wenn der Wind herüberstand, konnte man auch zuweilen das Geknatter des Maschinengewehres hören. Unsere Abteilung war in ein schweres, verlustreiches Gefecht verwickelt, bei dem mancher liebe Kamerad sein Leben für die Ehre des Vaterlandes lassen mußte. An sich sind ja die Verlustzahlen nicht so hoch, aber man bedenke nur, wie schwach die einzelnen Kompagnien an Kopfzahl ins Gefecht gingen. Die 11. Kompagnie, bisher stets unsere Nachbarin im Biwak, verlor fünfmal hintereinander den Führer, ein Beispiel, das in der Kriegsgeschichte

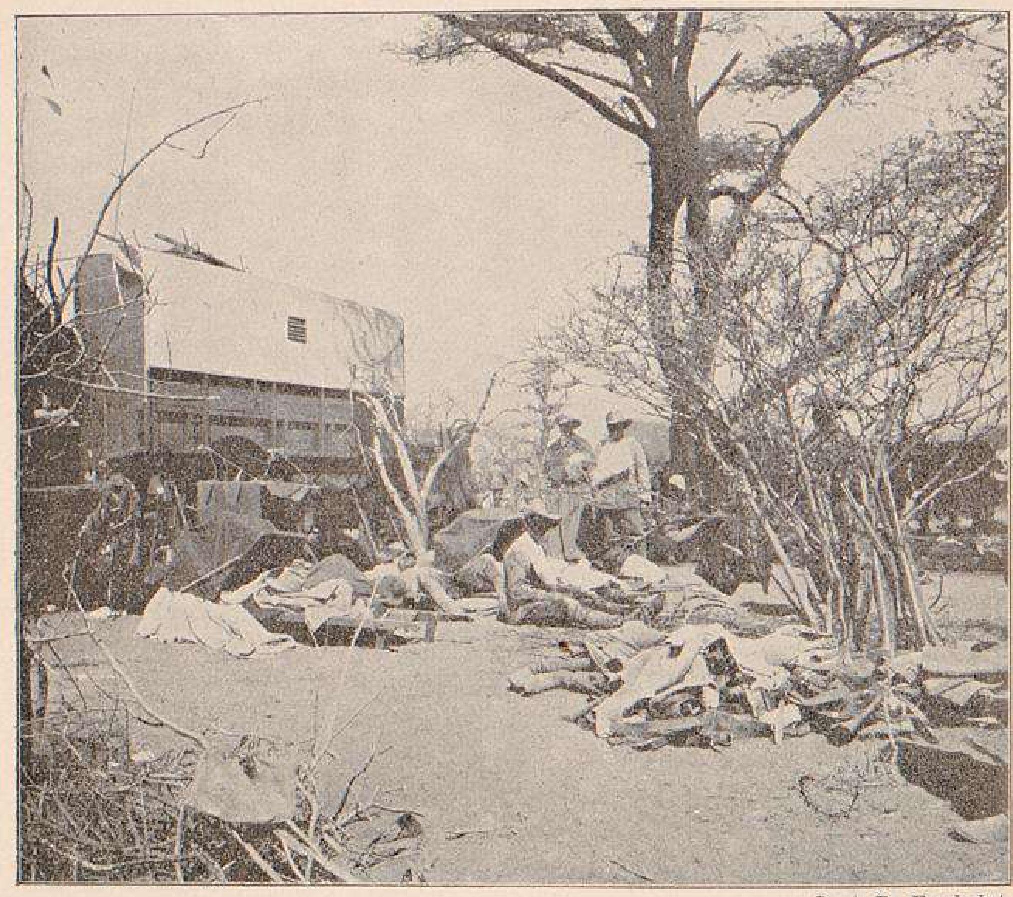
wohl selten sein mag. Mir blutete im Zelt das Herz — wie gern wäre ich mit dabei gewesen, aber es sollte eben nicht sein! Mein Kommandeur wurde durch einen schweren Sturz mit dem Pferde außer Gefecht gesetzt, sein Nachfolger Major von Mühlenfels auch durch einen Streifschuß am Halse verwundet, der für mich als Ordonnanzoffizier zum Stabe kommandierte Leutnant Freiherr von Watter durch drei Schüsse schwer verwundet. Es waren traurige Nachrichten, die uns nach und nach vereinzelt im Laufe des 11. August zukamen.

Mehrmals traf von der auf einem hohen Baum eingerichteten Heliographenstation die Meldung ein, daß sich dicke Staubwolken näherten, einmal waren diese so nahe, daß unsere Ochsentreiber, die man vorsichtshalber entwaffnet hatte, die Ochsen und Pferde in die Wagenburg hereintrieben und Oberleutnant Graf Stillfried, unser Kommandant, alles zur Verteidigung besetzen ließ. Es war auch gar nicht ausgeschlossen, daß ein zwischen den angreifenden Abteilungen durchgebrochener Hererotrupp gerade auf unser an der Wasserstelle befindliches Lager stieß und die Gelegenheit benutzen wollte, um das Vieh zu stehlen. Besonders östlich wurde andauernd eine größere Staubwolke beobachtet, es war die bei der Abteilung von der Heyde nach dem Sandfelde zu fliehende Hauptmasse der Herero, die, wie wir alle richtig vermutet hatten, dort durchzubrechen versucht hatte, was ihr auch zum Teil gelang. Am Abende blitzte dann die Lampe des auf dem Watergebirge oberhalb der Station am Tage vor dem Gefecht aufgestellten Heliographen herüber, deren Schein zuweilen in mein Zelt fiel. Was sich wohl die Tausende von Herero gedacht haben, als in den letzten Tagen vor dem Gefechte der blitzartige Schein des Heliographen über sie hinwegleuchtete? Die mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpfte Aufstellung der Lampe auf dem zerrissenen Felsmassiv des Waterberges war eine schneidige Reitertat des Leutnants von Auer von der Signalabteilung und des Oberleutnants von Reibnitz.



H. Noack phot.
Oberleutnant Leplow 11./1. Rgt.
Gefallen am 11. August bei Hamakari.

Bei mir stellte sich als ungebetener Gast allmählich das Fieber ein, das mich auch sobald nicht wieder verlassen sollte. Daher nahm der am 12. eingetroffene Stabsarzt Dr. Schlender am 13. früh einen Verbandwechsel vor, der mir ganz unsinnige Schmerzen verursachte. Schon bei dieser Gelegenheit wurden einige Knochensplitter entfernt. An den ernsten Gesichtern der beiden Ärzte merkte ich schon jetzt, daß meine Verwundung

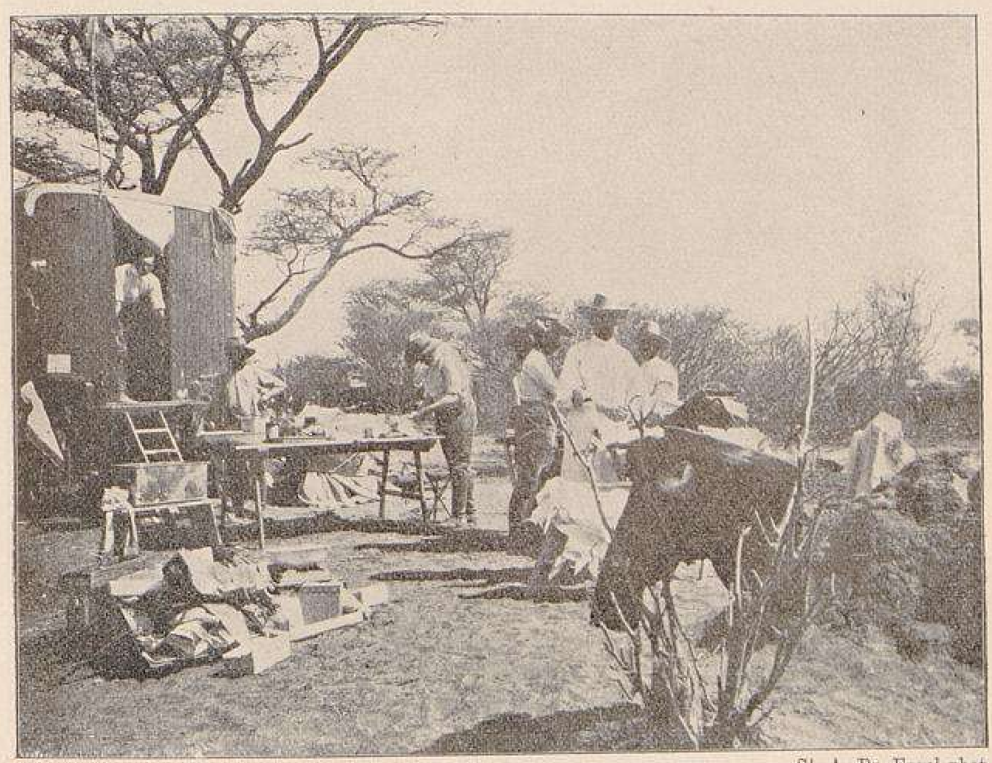


St. A. Dr. Eggel phot.
Verwundete der Abteilung von Mühlenfels auf dem Verbandplatz.
Hamakari.

nicht leicht sei, wie man mir anfangs versichert hatte. Die Ochsenwagen wurden an die nach Hamakari von der Verfolgung zurückkehrende Truppe heranbeordert, und auch ich mußte mit, denn allein konnte ich in Ombuatjipiro nicht zurückbleiben, sondern mußte an ein Feldlazarett abgegeben werden. Am Nachmittage wurde aufgepackt, mein Zelt abgebrochen, und um 6 Uhr abends setzte sich die lange Wagenkolonne, in die ich in einem Krankenwagen eingereiht war, unter dem üblichen Geschrei der Treiber in Bewegung. Bis Mitternacht fühlte ich mich, jedenfalls infolge des mir gegebenen Schlafmittels, ganz wohl, dann fingen die Schmerzen

an. Bei jedem kleinen Steinchen, jeder Baumwurzel fuhr ich auf. Wie oft habe ich wohl gefragt: „Sind wir denn nicht endlich bald da?“ Mir glühte der Kopf im Fieber. Es war die schlimmste Fahrt meines bisherigen Lebens.

Als der Morgen graute, hielt die Kolonne, niemand wußte, wo wir uns eigentlich befanden. Wir waren auf einem wenig befahrenen Wege mitten im dichten Busch; in der stockdunklen Nacht war die lange Wagenkolonne abgerissen; die landeskundigen Eingeborenen hatten sich nicht



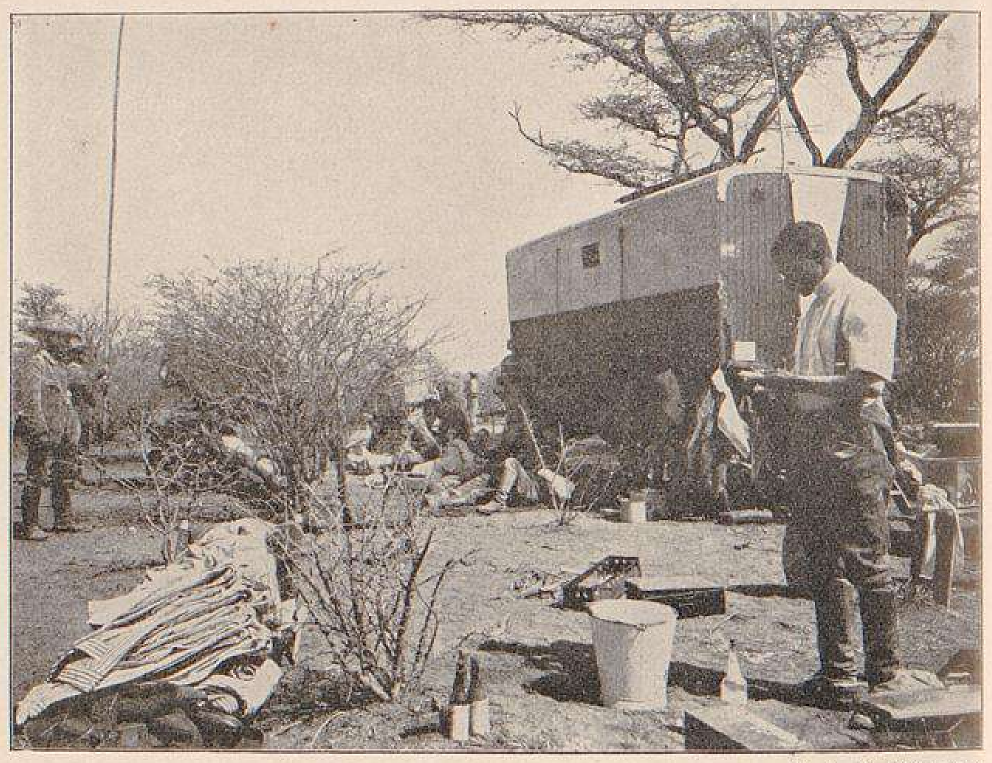
St. A. Dr. Eggel phot.

Verbandplatz. Abteilung Mühlenfels. Hamakari.

mehr zurecht gefunden, und wir waren weit hinter Hamakari, das wir gegen Mitternacht passiert haben mußten. Wir Offiziere hielten Kriegsrat, was nun zu machen sei, da die eingeborenen Führer vollkommen den Kopf verloren hatten und jeder unser Ziel als in einer anderen Richtung liegend angab. Ein breites Flußbett hatten wir passiert, und dicht hinter diesem mußte Hamakari an einem scharf nach Osten abbiegenden Wege liegen. Diesen Weg hatten wir jedenfalls verfehlt, er lag nun mindestens zwei deutsche Meilen hinter uns. In diesem Augenblick ertönte von der dicht vor uns befindlichen Spitze kurzes Schnellfeuer, ich wurde sofort zur ebenen Erde gebracht und machte Karabiner und Mauserpistole fertig, als auch schon ein Reiter mit der Meldung kam, die Spitze wäre

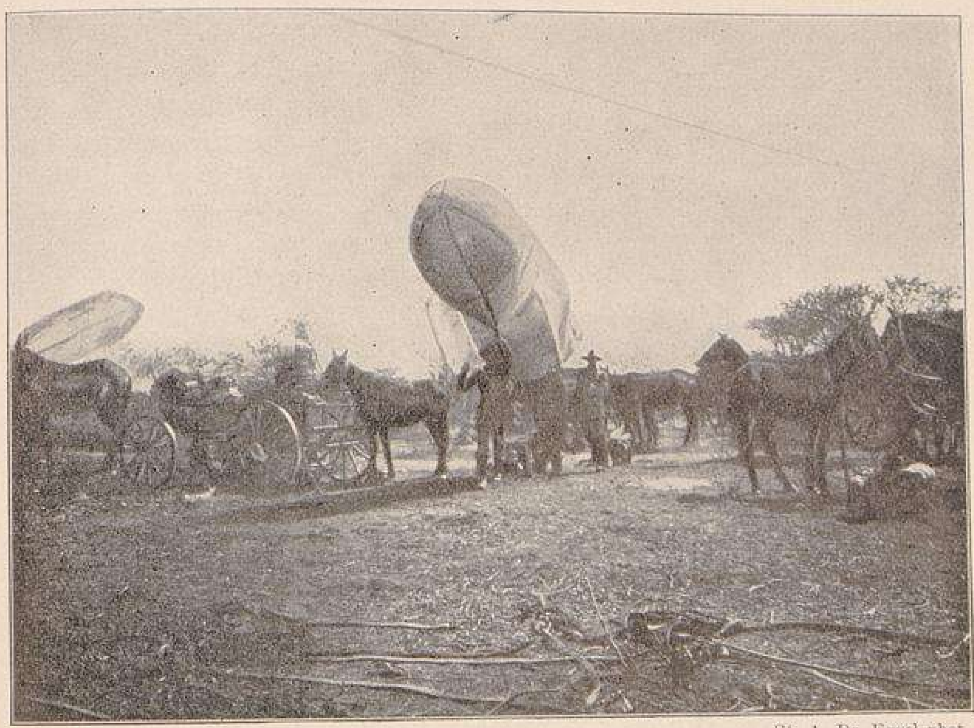
auf einen kleinen Trupp versprengter Herero gestoßen und hätte geschossen. Die Herero flohen bald unter Zurücklassung eines Toten, eines Schwerverwundeten und eines schrecklich heulenden Weibes mit zwei kleinen Kindern, die ihr nicht einmal gehörten, sondern von den Fliehenden zurückgelassen worden waren.

Wir machten nun kehrt, ich wurde wieder aufgeladen, und von neuem fing die Tortur auf dem ausgefahrenen, alle Augenblicke ein Loch oder eine Baumwurzel aufweisenden Wege an. Es wurde heißer und heißer,



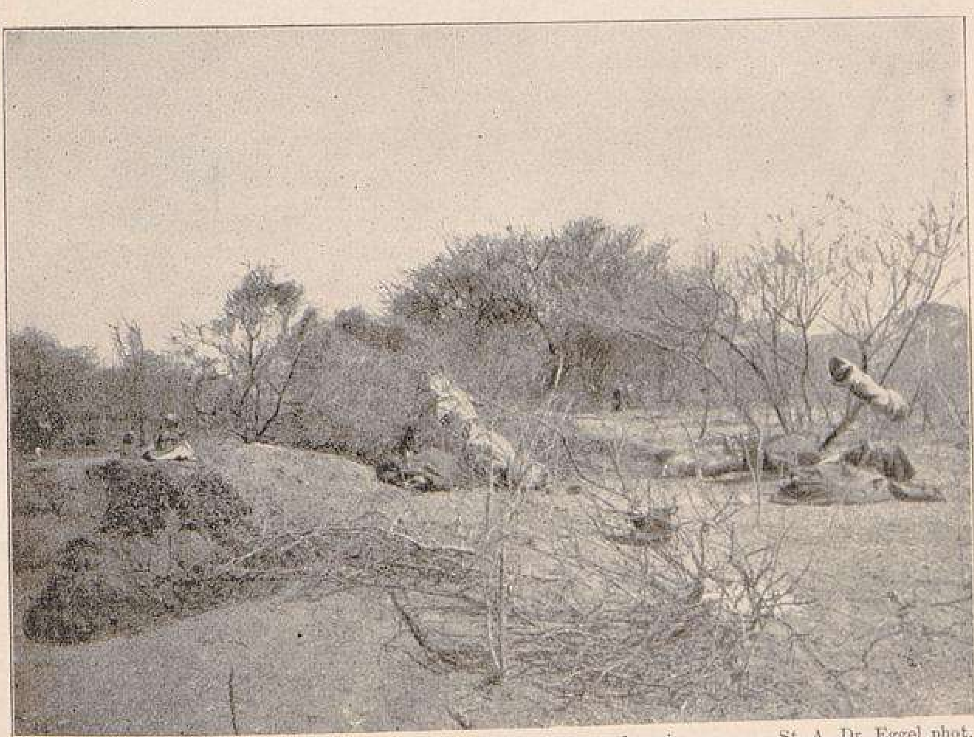
St. A. Dr. Eggel phot.
Verbandplatz. Hamakari. Stabsarzt Dr. Dannsauer.

in dem dichten Busche kam überall der blanke Erdboden zutage, auch das letzte Hälmchen Gras war von den Hereroherden weggefressen. Ab und zu standen vereinzelte Rinder oder mehrere Schafe im Busch; sie waren jedenfalls bei dem übereilten Rückzuge nach der Schlacht von ihren Herden abgekommen. Einzelne Wasserlöcher, an denen wir vorbeikamen, waren fast bis zum Rande mit Tierkadavern angefüllt. Die Tiere waren in ihrem entsetzlichen Durst und bei der Unmöglichkeit, selbst an das Wasser heranzukommen, hineingestürzt, um dann elend zu verenden. Allmählich hat man so nicht nur viele Hunderte von versprengten Tieren zusammengetrieben, sondern auch sehr viele verendet gefunden, denn die Wasserlöcher, deren es hier für den Bedarf des ganzen



St. A. Dr. Eggel phot.

Ballon der Funkentelegraphie
geht während des Gefechts am 11. August 1904 hoch.



St. A. Dr. Eggel phot.

Wasserlöcher bei Hamakari,
um die am 11. August 1904 die Abteilung von Mühlenfels schwer kämpfte.

Volkes wohl Tausende gegeben hat, lagen oft sehr versteckt im Busch und wurden nur durch einen Zufall gefunden. Gegen 2 Uhr näherten wir uns dem Gefechtsfelde vom 11. August, dort, wo die Abteilung Müller angegriffen hatte. Wir merkten es an den noch umherliegenden, durch Artilleriegeschosse schrecklich verstümmelten Hereroleichen und Pferdekadavern. Ich sah von meinem Wagen aus mehrfach stark aufgetriebene Leichen noch in derselben Stellung, in der sie das tödliche Geschoß ereilt hatte.

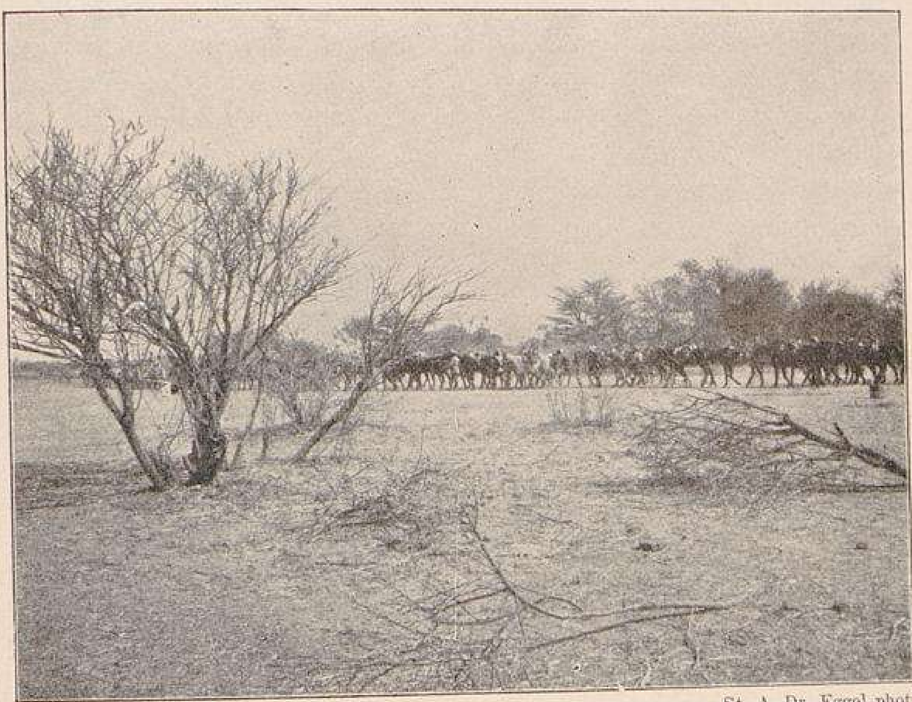


St. A. Dr. Eggel phot.

5. Batterie auf dem Verfolgungsmarsch bei Erindi Endecca am 13. August 1904.

Am 14. August gegen 3 Uhr nachmittags waren wir endlich an unserem Lagerplatz, auf dem gerade die von der Verfolgung todmüde zurückkehrenden Truppen eintrafen und sich einrichteten. Für unsere armen Pferde waren diese Tage besonders anstrengend, da hier kein Halm Gras wuchs, die Haferration nur zwei Pfund täglich betrug und das obendrein schlechte Wasser mehr als knapp war. Wir befanden uns gerade in der Gegend, in der die Orlogleute vor dem Gefechte gelagert hatten, was an den vielen kleinen Aschenhaufen kenntlich war; der Herero macht niemals wie wir ein großes hellbrennendes Wachtfeuer an, wie ich das übrigens auch schon bei anderen Naturvölkern zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Bei mir steigerten sich Fieber und Schmerzen andauernd, in dem Gipsverband brannte mir der verwundete Fuß wie Feuer. Jeden-

falls war vom Knochen noch mehr zertrümmert, als die Ärzte bisher erkannt hatten, und sie mußten daher zu einem größeren operativen Eingriff schreiten, zu dem ich schweren Herzens meine Einwilligung gab, denn wahrscheinlich wurde der ganze Fuß amputiert. Am 15. morgens wurden alle Vorbereitungen getroffen, für den Patienten übrigens kein angenehmer Anblick; all die schönen Instrumente wurden ausgepackt und vor meinem Zelte der Operationstisch aufgebaut, durch eine Wand aus Zeltbahnen gegen Wind und unberufene Zuschauer geschützt. End-



St. A. Dr. Eggel phot.

Infanterie der Abteilung von Mühlenfels auf dem Verfolgungsmarsch bei Erindi Endecca am 13. August 1904.

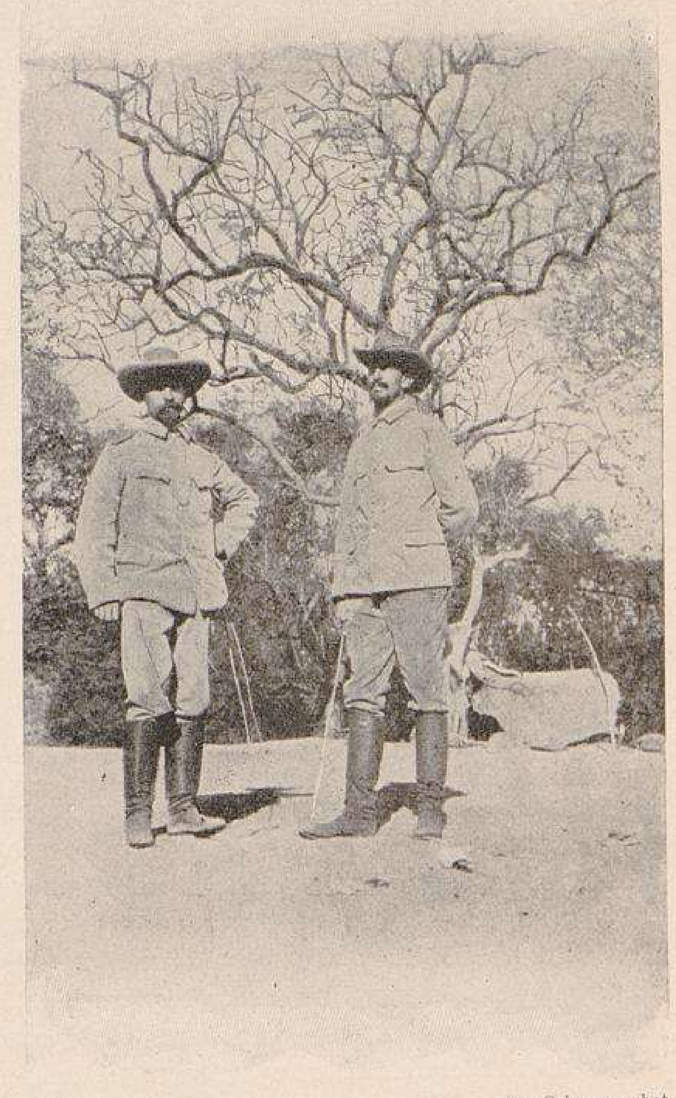
lich brachte einer der jüngeren Ärzte die Chloroformflasche, ich kam auf den Operationstisch und — $2\frac{1}{2}$ Stunden später erwachte ich wieder in meinem Bette. Mein erster Gedanke, nachdem ich mich etwas erholt hatte, war: Ist der Fuß noch da? Gott sei Dank, er war noch da und guckte oben mit den Zehen aus einem neuen Gipsverband heraus. Ich hatte nicht mehr so starke Schmerzen und fühlte mich momentan ganz wohl; die Chloroformnarkose verursachte bei mir nicht das bekannte Übelbefinden, wie bei so vielen anderen Patienten. Deshalb begriff auch der mich später behandelnde Arzt zuerst nicht recht, warum ich mich immer ganz gern chloroformieren ließ, denn die meisten anderen Patienten schätzten die Narkose gar nicht. Ich ließ mir das bald aufgetragene Mittag-

essen gut schmecken und konnte mich auch mit einigen mich besuchenden Bekannten unterhalten, was allerdings der Arzt in Anbetracht des wieder steigenden Fiebers bald auf das Äußerste beschränkte. Von diesem erfuhr ich dann auch wenigstens ungefähr das Ergebnis der Operation, das doch recht betrübend war. Der rechte innere Knöchel und das Schienbeinende waren völlig zerschmettert, und das Schienbein hatte daher um annähernd 3 Zentimeter abgemeißelt werden müssen. Damals sagte man mir noch, daß nun keine weitere Gefahr vorhanden sei, wahrscheinlich um mir Mut im Ertragen der Schmerzen zuzusprechen; ich ahnte nicht, daß ich jedoch dauernd der Gefahr ausgesetzt war, den ganzen Fuß zu verlieren, wie es leider manchem anderen Schwerverwundeten ergangen ist.

Das Fieber stieg wieder sehr hoch, trotzdem wurde ich am 16. mittags mit einem Krankenwagen nach dem im Waterberger Missionshause eingerichteten Feldlazarett transportiert. Wieder ging die schreckliche Fahrt los, ich lag mit dem am Typhus erkrankten Wachtmeister der 6. Batterie Weigelt, der aus meinem alten Regiment stammte, und einem an Lungenentzündung erkrankten Reiter in einem Wagen. Beide waren ganz ruhig, sie befanden sich noch im Anfangsstadium ihrer Erkrankung. Bei glühender Sonnenhitze, die mir einen quälenden Durst verursachte, ging es den rötlich schimmernden Felsen des Waterbergplateaus entgegen. Dem armen neben mir liegenden Wachtmeister sollte es nicht mehr vergönnt sein, die Heimat und seine noch bei Glogau lebenden alten Eltern wieder zu sehen. Nachdem er sich vom Typhus etwas erholt hatte, gab ihm die tückische Malaria, die er von seinem Aufenthalt in Kamerun mitgebracht hatte, den Rest. Er starb im Lazarett No. 4 in Waterberg am 23. Oktober und schläft nun auf dem dortigen Kirchhofe mit noch manchen anderen Kameraden in afrikanischer Erde den letzten Schlaf.

Mit sinkender Sonne näherten wir uns den Bergen, jedoch dauerte es noch zwei Stunden, ehe wir an den ersten, schon weithin sichtbaren Lagerfeuern angelangt waren. In der Dunkelheit sah ich ein Haus, dann Gruppen von Soldaten um die Lagerfeuer, und endlich hielt der Wagen — wir waren am Ziel. Nach kurzer Zeit kam der liebenswürdige Chefarzt des Verwundetenlazaretts Stabsarzt Dr. Wiemann heran, ich wurde ausgeladen und auf meiner Krankentrage einen ziemlich steilen Abhang hinaufgetragen; in der Dunkelheit war weiter nichts von der Gegend zu erkennen. Man brachte mich in ein steinernes Haus und setzte mich in einem der Zimmer ab, das seiner Türen und Fenster beraubt war. Dort fand ich vier am 11. August verwundete Kameraden vor, die sämtlich auf Decken auf dem festgestampften Lehmfußboden lagen und mich freundlich bewillkommneten; ich war der einzige Glückliche, der sogleich über ein Bett verfügen konnte, denn ich hatte das mir in Ombuatjipiro übergebene vorsichtshalber mitgenommen. Endlich nach langen Monaten lag ich wieder ein-

mal in einem bedeckten Raum, und dann war ich außerdem froh darüber, von nun an Ruhe zu haben und mich in den Händen eines vorzüglichen Ruf genießenden Arztes zu befinden. Schon allein das Wesen des Marinestabsarztes Wiemann flößte unbedingtes Vertrauen ein. Er hatte bei all seiner großen Liebenswürdigkeit eine energische Art und Weise, dem Patienten gegenüberzutreten und ihm zuzureden, die auf diesen, mochte er sich auch noch so elend fühlen, beruhigend wirken mußte. Ich habe es, als es mir recht schlecht ging, am eigenen Leibe erfahren und bedauerte es sehr, als er samt seinem Personal auf ein neues Feld der Tätigkeit, zu den am Feinde befindlichen Truppen, berufen wurde, und somit meine weitere Behandlung aufgeben mußte.



von Salzmann phot.

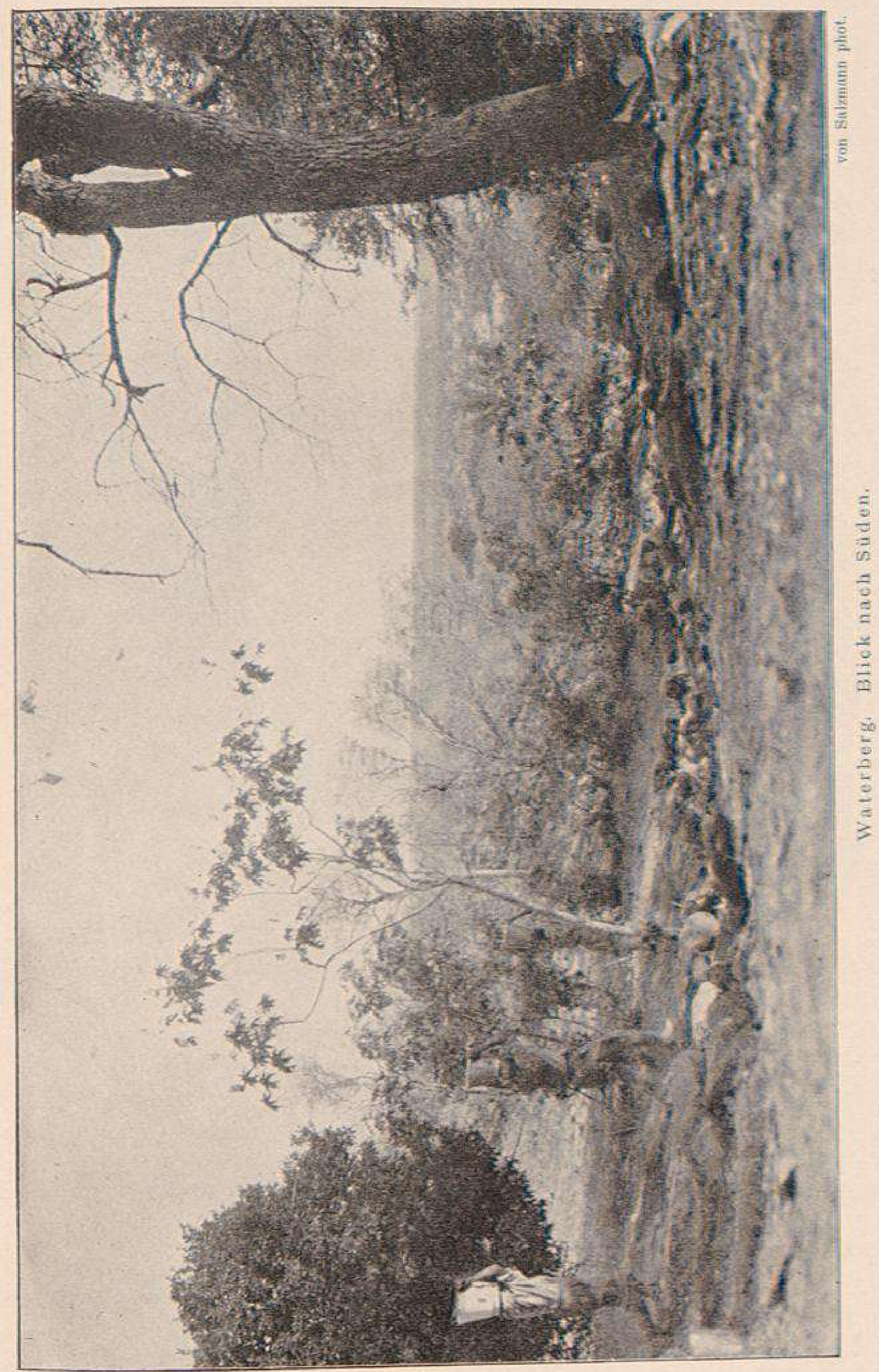
Meine Lebensretter.
Marine-St. A. Dr. Wiemann. Oberarzt Dr. Bremig.

Für mich waren die ersten Wochen hier in Waterberg recht schwere. Das Fieber wollte und wollte nicht heruntergehen und schwächte den Körper sehr, so daß das Allgemeinbefinden und die Stimmung recht viel zu wünschen übrig ließen. Ich mußte noch manches Mal in Chloroformnarkose verbunden werden, ehe die große Wunde und der abgemeißelte Knochen einen Verbandwechsel ohne Narkose gestatteten. Eine Operation um das Bein einigermaßen, wenn auch verkürzt, wiederherzustellen, war in den ersten sechs Wochen infolge meines schlechten Allgemeinbefindens

nicht möglich gewesen. Die Wunde heilte nun gut, aber der Arzt schritt auch jetzt nicht zur Operation, da bei anderen Verwundeten infolge klimatischer Einflüsse recht schlechte Erfahrungen gemacht worden waren. Lieber unterließ er die immerhin große Operation, um nicht womöglich hinterher zu einer Amputation des Fußes gezwungen zu sein. Nun soll diese Operation in der Heimat im nächsten Jahre ausgeführt werden, wenn hier nichts dazwischenkommt.

In meinem Lazarett wurde es im Laufe der Woche stiller und stiller, mit jedem nach Okahandja leer zurückgehenden Transporte verließen Rekonvaleszenten Waterberg. Von den sechs Offizieren blieb ich im Anfang Oktober allein zurück, drei sind wohl schon in der Heimat im schönen Wiesbaden, um dort volle Genesung zu finden, und den vierten — Major Osterhaus — deckt nach langem, schwerem Leiden, wie so manchen anderen bei Hamakari Verwundeten, die kühle Erde. Wir sind nun — Ende Oktober — nur noch sieben Verwundete hier. Allerdings alles „schwere", bei den meisten war eine Amputation notwendig und bis auf einen, der bei Hamakari, dem zwölften Gefecht, das er mitmachte, einen Schuß durch den Kehlkopf erhielt und trotzdem gerettet wurde, kann noch keiner von uns aufstehen. Dafür komme ich jetzt jeden Nachmittag zwei halbe Stunden mit der Tragbahre auf die Veranda, um die frische Luft zu genießen. Hier hat man Zeit und Muße, das für südafrikanische Verhältnisse hübsche Fleckchen Erde im Tale von Waterberg zu bewundern. Der hiesige Missionar hat es unbedingt gut verstanden, sich den schönsten Punkt zur Errichtung der Missionsstation auszusuchen, ob es allerdings auch der gesündeste ist, möchte ich sehr dahingestellt sein lassen. Man hört darüber die verschiedensten, meist ungünstigen Urteile, und ich bin froh, die Regenzeit hier nicht mehr verbringen zu müssen. Das Missionshaus liegt auf halber Höhe des Südabhanges des Waterberges, der in seinem obersten Teil in schroffen und fast senkrechten Felsen zu dem bekannten Omuweroumwe-Plateau übergeht. Dieses Felsmassiv hat hier nur einen Zugang, der für einen einzelnen Menschen immerhin schwierig zu erklettern ist. Das ermöglichte früher dem Leutnant von Auer, von der Nordseite kommend, noch vor dem Gefechte seinen Heliographen-Apparat verhältnismäßig dicht über den Köpfen der wohl jedenfalls sehr erstaunten Herero aufzustellen und über den gesamten, dicht versammelten Stamm hinweg seine wichtigen Meldungen zu blitzen, ohne daß die Schwarzen ihm etwas anhaben konnten, da er nur mit wenigen Gewehren den schmalen Zugang zur Hochfläche beherrschte.

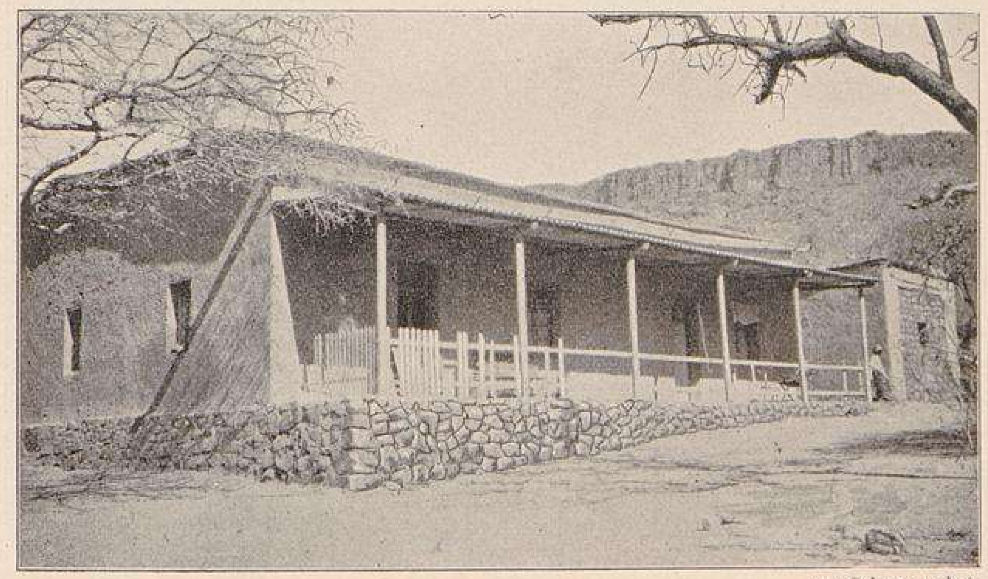
Der Waterberg bildet hier ein ziemlich scharf einspringendes Tal, das gegen die kalten Winde geschützt ist. Durch dieses Tal rauscht ein kleiner Bach, eine große Seltenheit hierzulande. Dank diesem Bächlein, das auch bei größter Trockenheit Wasser führt, ist man auf der Station



von Salzmann phot.

Waterberg. Blick nach Süden.

nie um frisches klares Wasser verlegen, und besonders hierdurch ist man wohl seinerzeit veranlaßt worden, das Lazarett hier einzurichten. Dem Bach ist in der Ebene kein langes Leben beschieden, er versiegt bald im Sande. Von unserer Veranda aus hat man talabwärts einen Blick in die weite, weite, überall mit Busch bedeckte Ebene, deren einförmiges Grau nur zuweilen von einer grünen Baumgruppe unterbrochen wird, denn wir haben jetzt hier Frühjahr. Das Tal selbst ist mit grünen Bäumen ausgefüllt, denen nach oben die roten Felsen einen wirkungsvollen Abschluß geben. Gegenüber dem Missionshause liegt der Garten des Missionars. Dank der geschützten Lage des Tales gedeihen hier im Freien Oleander und Bambus, Bananen und Feigen und andere an südliches Klima gewöhnte



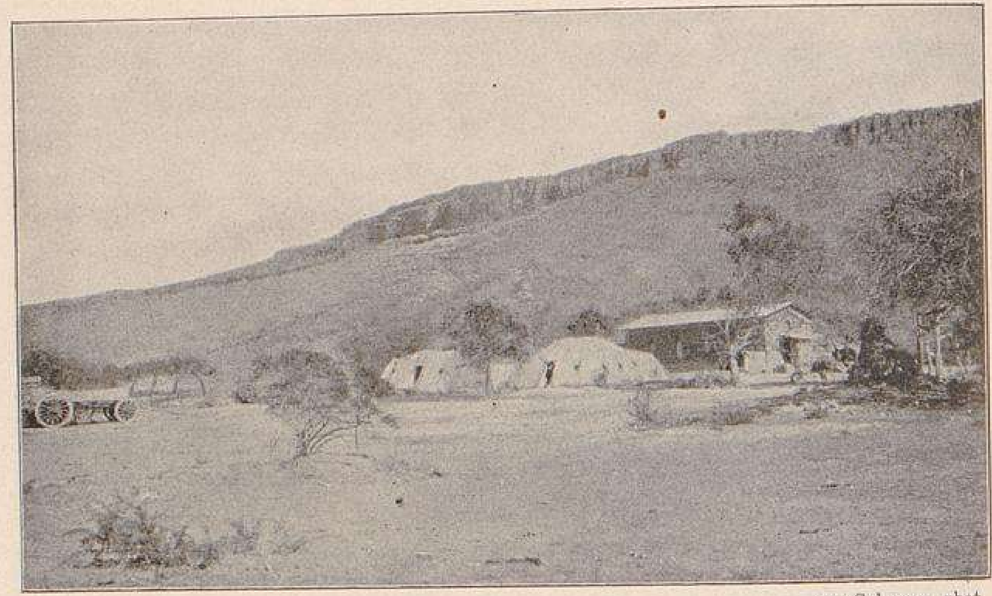
von Salzmann phot.

Verwundeten-Lazarett (F. L. 2, später 4) Waterberg im Missionshause.

Kinder der Flora. Oleander und der hier stark wuchernde Kaktus blühen jetzt und gewähren mit ihren roten und gelben Blüten einen sehr hübschen Anblick. Leider haben die Herero auch hier arg gehaust. Viel Edelholz ist unnötig als Brennholz heruntergeschlagen, das den Abschluß des Gartens nach Osten bildende Bambusdickicht stark gelichtet worden, und der Bach selbst ist sehr versumpft; seine Reinigung hat unseren Leuten viel Mühe gekostet. Unten im Tale lagen bisher die vor kurzer Zeit nach dem Süden abmarschierte Gebirgsbatterie, die sogenannte gemischte Abteilung und die Halbbatterie von Winterfeld. Oberhalb des Lazaretts liegt der noch hier verbliebene Teil der Kompagnie von Welck. In der Kirche sind die Typhuskranken untergebracht, deren es leider noch immer allzu viele gibt. Alle diese Truppenteile werden uns über kurz oder lang wieder verlassen, um die ihnen angewiesenen Standquartiere am Omuramba ua Matako zu

beziehen. Ihre sämtlichen Pferde stehen in anderen weiter östlich gelegenen Quertälern des Gebirges, z. B. in Ounjoka und Otjosongombe, da hier fast gar keine Weide mehr vorhanden ist. Zu ihrem Schutze liegt die Kompagnie von Wangenheim draußen.

So vergeht hier nun ein Tag wie der andere. Die Hauptfrage ist stets: Wann kommt der nächste Provianttransport? Denn dieser bringt meist Heimatspost mit. Leider habe ich nur einmal seit meinem bald vierteljährigen hiesigen Aufenthalt Briefe aus der Heimat bekommen. Wer weiß, wo sich die übrigen im Lande umhertreiben! Stets hofft man, daß der nächste Transport sie bringen möge, und wie oft ist unsere Hoffnung schon



von Salzmann phot.

Typhus-Lazarett in der Kirche Waterberg und zwei Zelten.

enttäuscht worden. Jeder berechnet die Tage, die er wohl bis hier herauf brauchen möchte; es ist beinahe wie auf einer einsamen Insel,auf der jeder zum Strande stürzt, um das ankommende Schiff zu empfangen, wenn der Transport mit seinen weißen Planwagen am Horizont sichtbar wird. Keiner kann es erwarten, ich beobachte dann von der Veranda aus mit dem Zeißglase das Herannahen, und die Ochsen scheinen uns wie die Schnecken zu kriechen. Man möchte ihnen Flügel geben; teilweise hätten sie diese übrigens auch dringend nötig, denn die armen Tiere sind derartig stark in Anspruch genommen durch die fast über die ganze Kolonie verteilten Truppen, daß sie manche Strecken jetzt in der dreifachen Zeit zurücklegen, die man im Frieden als Maßstab anzulegen gewohnt war. So brauchte der letzte hier angelangte Transport volle 36 Tage von Okahandja aus, außerdem sind seine Ochsen so abgetrieben, daß sie mindestens vierzehn

Tage Erholung nötig haben. Für uns Kranke ist dies alles von dem höchsten Interesse, nämlich aus folgendem Grunde. Seit Anfang Oktober sind alle Verwundeten transportfähig, und wir warten nun mit Sehnsucht auf den Befehl des Platzkommandos, der uns die zur Fahrt nach Okahandja nötigen Ochsenwagen zur Verfügung stellt. Seitdem der Aufstand im Süden ausgebrochen ist, werden aber die Wagen alle anderweitig gebraucht. Die Truppen liegen meist im Sandfelde, und wir hier oben sind wie auf einem verlorenen Posten. Daher ist unsere Sehnsucht nach dem endgültigen Abmarschbefehl zur Bahnlinie und damit nach der Möglichkeit, jederzeit



von Salzmann phot.

Proviantraum. Typhus-Lazarett. Waterberg.

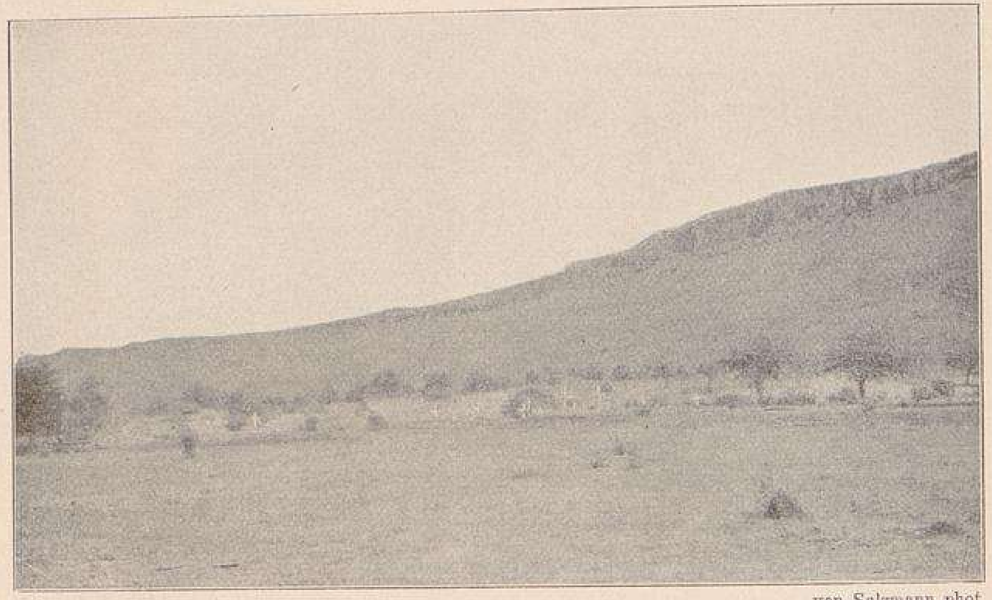
schnell das nach der Genesung bringenden Heimat gehende Schiff zu erreichen, wohl begreiflich.

* * *

Im November 1904.

Nun schlägt endlich bald die Abschiedsstunde für die letzten noch im hiesigen Lazarette liegenden Verwundeten aus den Tagen der Gefechte um Waterberg. Es sind nur noch sechs; der siebente muß noch hier bleiben, die Wunde am amputierten Beine machte einen neuen großen Eingriff nötig, da sie durchaus nicht heilen wollte. Er war auch einer von denjenigen, die zur Verwundung noch den Typhus bekamen, der hier schreckliche Ernte gehalten hat und dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist. Die 23 Gräber unten auf dem Soldatenfriedhofe können so manches Leid

erzählen. Die wenigsten beherbergen die Gebeine von Gefallenen oder an Wunden Gestorbenen, in den meisten ruhen vom Typhus Hingeraffte. Trat bei einem an den Gliedmaßen Verwundeten Typhus hinzu, so wurde fast stets die Amputation des betreffenden Gliedes notwendig und mancher hielt dann die Operation infolge der durch die Krankheit eingetretenen Schwächung des Herzens nicht mehr aus. Seit einigen Tagen ist eine Proviantkolonne hier, die nun, leer zurückkehrend, uns mitnehmen soll. Darüber herrscht natürlich allgemeine Freude, denn sind wir erst in Okahandja an der Bahn, so ist der Transport nach der Heimat mit jedem die Swakopmunder Reede verlassenden Dampfer möglich. Einigen von uns soll erst



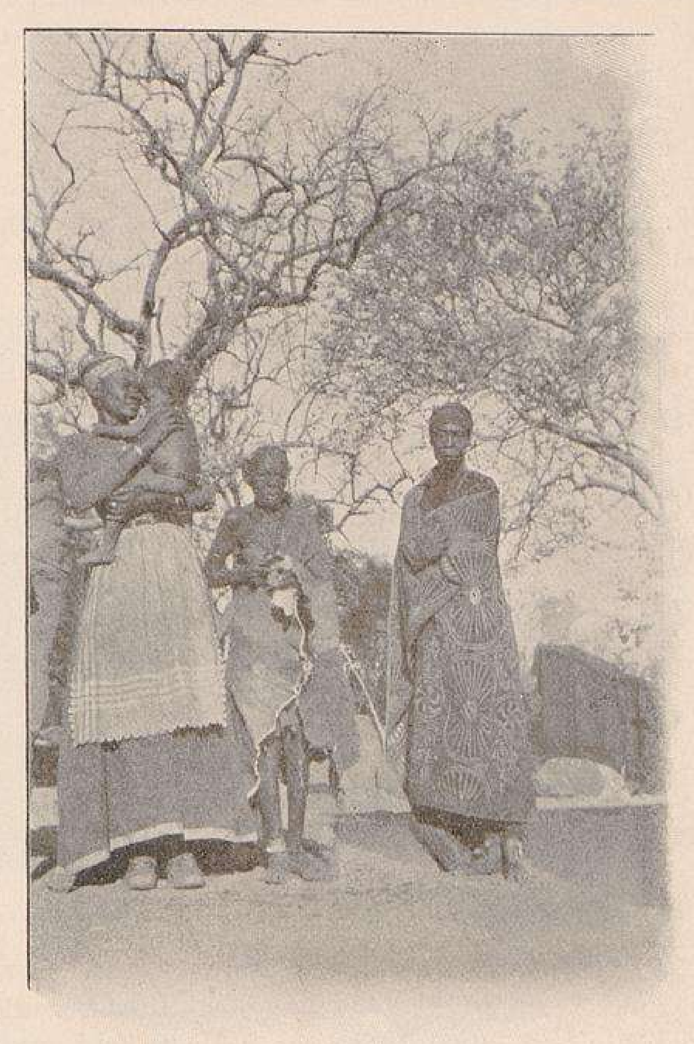
von Salzmann phot.

Kirchhof Waterberg.

die Heimat die erhoffte Genesung bringen, so auch mir, da ich in Berlin mich einer größeren Operation unterziehen muß, von deren Ausfall mein ferneres Schicksal abhängig ist. Bis dahin muß ich stilliegen, so schwer es mir auch fällt; ich darf nicht eher aufstehen, und Gott gebe, daß ich wenigstens leidlich wiederhergestellt werde, denn da ich nun den bunten Rock schon fast zwölf Jahre trage, würde ich ihn gerne noch länger tragen. Ganz der Alte kann ich ja leider nicht mehr werden, denn so ein fehlendes Stück Knochen, dazu noch am Gelenk, läßt sich eben nicht ersetzen.

Lange genug haben wir nun aber in Waterberg gewartet. Ich liege jetzt ein volles Vierteljahr hier und bin seit sechs Wochen schon transportfähig. Es war aber nicht eher möglich, mich von hier fortzubringen, da jeder Ochsenwagen zum Transport von Proviant oder Lazarettmaterial

nach dem Süden nötiger gebraucht wurde. Das ist eben der Krieg, und besonders so fern von der Heimat unter so völlig anderen Verhältnissen kann nicht alles so sich erledigen, wie es vielleicht schön schematisch für einen Krieg in Europa vorgezeichnet ist. Man bedenke nur die unendlichen Schwierigkeiten in der Beschaffung von Zugtieren! Auch die Kapkolonie wird wohl einmal mit der Lieferung der sowieso nicht gerade kräftigen Ochsen versagen, denn auch ihr Viehbestand ist durch den Boerenkrieg stark gelichtet worden, und vor Ausbruch des hiesigen Aufstandes wurde aus der Kolonie viel Vieh umgekehrt nach der Kapkolonie verkauft. Sämtliche Kolonnen kommen in ihren Leistungen bezüglich Schnelligkeit und Lademenge bei weitem nicht auf diejenigen im Frieden. Man war gewohnt, den Weg von Okahandja bis Waterberg in sieben bis neun Tagen zurückzulegen, und dabei mit einer Ladung auf jedem Wagen, die dem Doppelten der heutigen entspricht. Heute sind vierzehn bis fünfzehn Tage eine vorzügliche Leistung. Nun die Ursachen dieser Verschlechterung! Erstens „treckte“ kein Boere oder Kaufmann mit schlappen Ochsen, wozu man heute durch die Verhältnisse gezwungen ist, da die im Lande befindliche Anzahl der Wagen und ihre Leistungsfähigkeit nicht der geforderten Proviantmenge der Truppe usw. entsprechen. Daher müssen in Okahandja

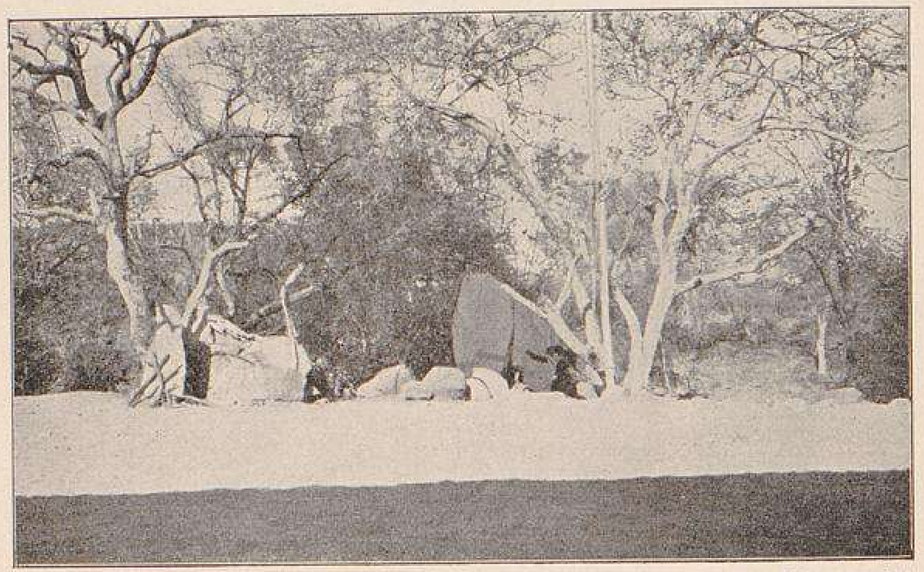


von Salzmann phot.

Waschweiber. Waterberg.

oder am Ziel eingetroffene Kolonnen fast sofort wieder umdrehen, um etweder neue Proviantmengen wegzubringen oder schleunigst nach Okahandja zurückzukehren. Nun ist auf allen Wegen durch die großen Mengen von Tieren bei den Truppen alles Futter abgefressen, und die Wasserstellen, die früher für die wenigen „treckenden“ Kaufleute vollauf genügten, sind versiegt. Hieraus erklärt sich zweitens die Schlappheit der Treckochsen, denn wenn der Ochse auch sicherlich ein sehr genügsames Tier ist, ohne Wasser und Gras kann er nicht leben.

Auf Hunger und Durst sich zu trainieren, ist wohl auf die Dauer noch niemand bei geforderten großen Leistungen gelungen, wie ich neulich in einem kleinen Reclamschen Buche sehr niedlich von einem „durch stete

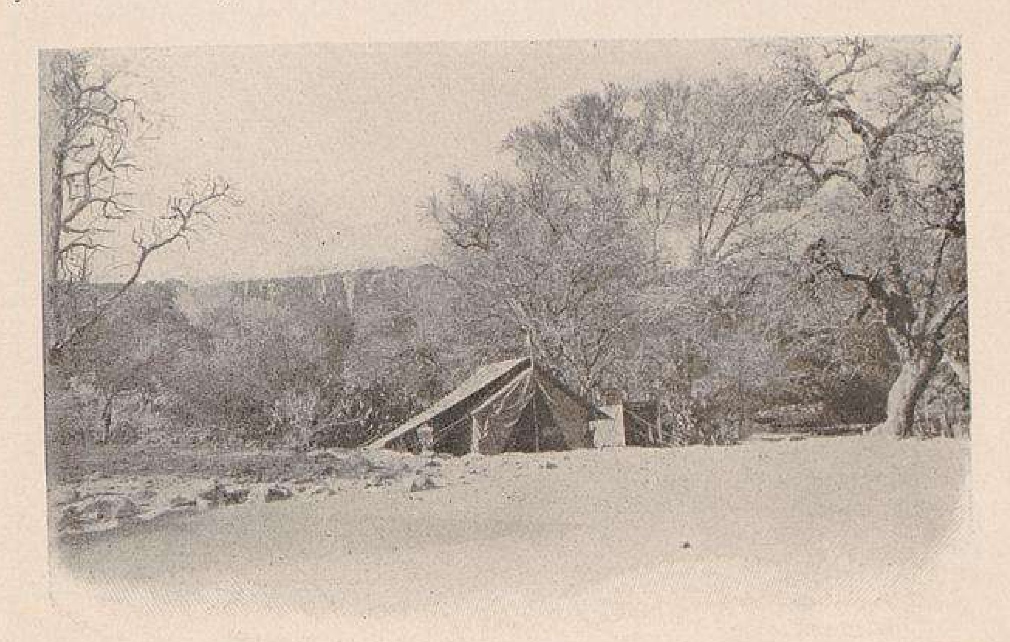


von Salzmann phot.

Blick vom Feldlazarett 2 nach Osten.

Entbehrungen und Strapazen gestählten Körper“ las — den gibt's wohl nur in der Phantasie eines zu Hause bei Muttern sitzenden Romanschreibers, der nie die Nase hinausgesteckt hat. Eine bekannte Tatsache ist hierzulande, daß auch nur einmal überangestrengte Ochsen für lange Zeit unbrauchbar sind; das haben wir zu unserem Schaden schon häufig gesehen. Der vorletzte hier angekommene Provianttransport hatte solche Tiere und brauchte deshalb für die nur 190 Kilometer lange Strecke von Okahandja nach Waterberg 36, sage und schreibe 36 Tage. Eine Strecke, die ein gut berittener Reiter auf trainiertem Pferde in 24 Stunden reitet. Ich ritt die 131 Kilometer von Tientsin nach Peking auf mongolischem Pony in 8 Stunden 48 Min. In einem späteren Distanzritte legte der beste Pony dieselbe Strecke sogar in 7 Stunden 37 Min. zurück. Man schraubt hier seine Ansprüche eben infolge der Eigenartigkeit des Landes sehr herab

und kommt allmählich darauf, ganz andere Maßstäbe anzulegen. Futtermangel, Wassermangel, Überanstrengung bedingen auch die große Sterblichkeit unter dem Zugtiermaterial, und manchem Leser werden nun die immer wieder eintreffenden Nachrichten über neue Ankäufe von Zugtieren einleuchten, zumal wenn man bedenkt, wie die gesamte Truppe gerade jetzt über einen enormen Flächenraum zerstreut ist. Zurzeit sind viele Maultierkolonnen unterwegs; teils bespannt man mit dem argentinischen Maultier zweirädrige Ochsenkarren, teils wird der Proviant auf Munitionswagen und den militärischen Kastenwagen transportiert. Letztere mögen ja in der Ebene ganz brauchbar sein, sind aber wohl eigentlich für chaussierte



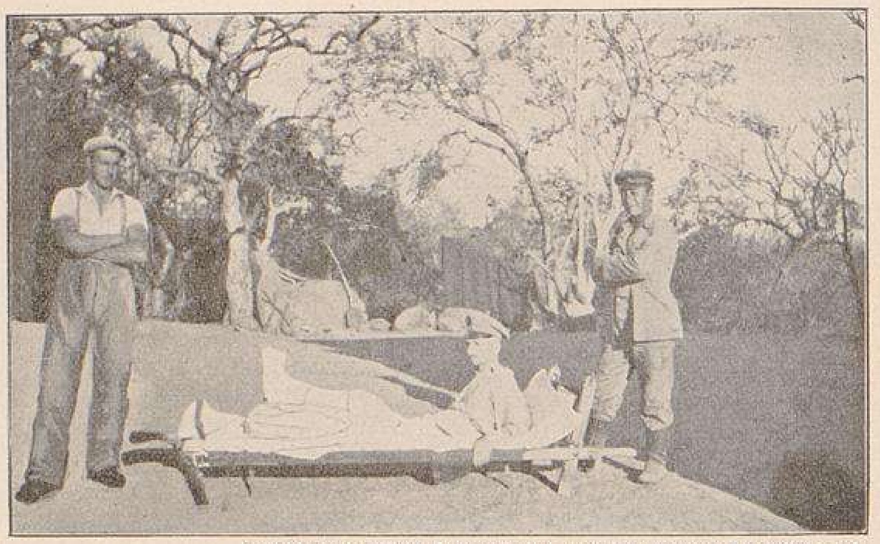
von Salzmann phot.

Dr. Bremigs Zelt, Waterberg.

Straßen berechnet; im steinigen Gebirge haben sie sich schon in China als unbrauchbar erwiesen. Man griff auf das landesübliche Material zurück, den mit zwei bis vier Ponies oder Mauleseln bespannten, für schlechte Wege recht praktischen, aber reichlich unschönen Karren. Ochsenkarren mit Maultieren und Munitionswagen sind wohl für Provianttransporte nur Notbehelfe. Hier wäre ein massiv gebauter deutscher Planwagen am Platze, wie ihn z. B. zu Hause unsere Müller, überhaupt alle Frachtfahrer benutzen. Den Zugochsen kann man natürlich vor jedes Gefährt spannen, nur gehört zu ihm stets die schwarze Begleitmannschaft, was ihn für Gefechtszwecke weniger brauchbar erscheinen läßt. Nebenbei ist das Treiben dieser Tiere eine überaus anstrengende Beschäftigung, die unsere Leute im hiesigen ungewohnten Klima nur sehr kurze Zeit aushalten

würden, dann würde wohl die gefürchtete Herzkrankheit eintreten. Das ist so einiges über die Schwierigkeiten der Proviantzufuhr — nebenbei gesagt, ein unerschöpfliches Thema.

Ich scheide doch sehr ungern aus der Kolonie, denn gerade meine Batterie geht mit nach dem Süden, um den Hottentottenaufstand mit niederwerfen zu helfen, und das hätte ich doch noch sehr gerne mitgemacht; wie ein Spaßvogel hier meinte, wäre das auch gar nicht so aussichtslos für mich gewesen, denn am Ende hätten sie mich in das andere Bein geschossen, und dann wäre ja die Sache ausgeglichen gewesen! Kleiner Schäker! Aber hier im Norden winkt auch neue Tätigkeit, denn nicht nur mit den sich verstreut im Lande umhertreibenden Hererobanden muß noch abgerechnet



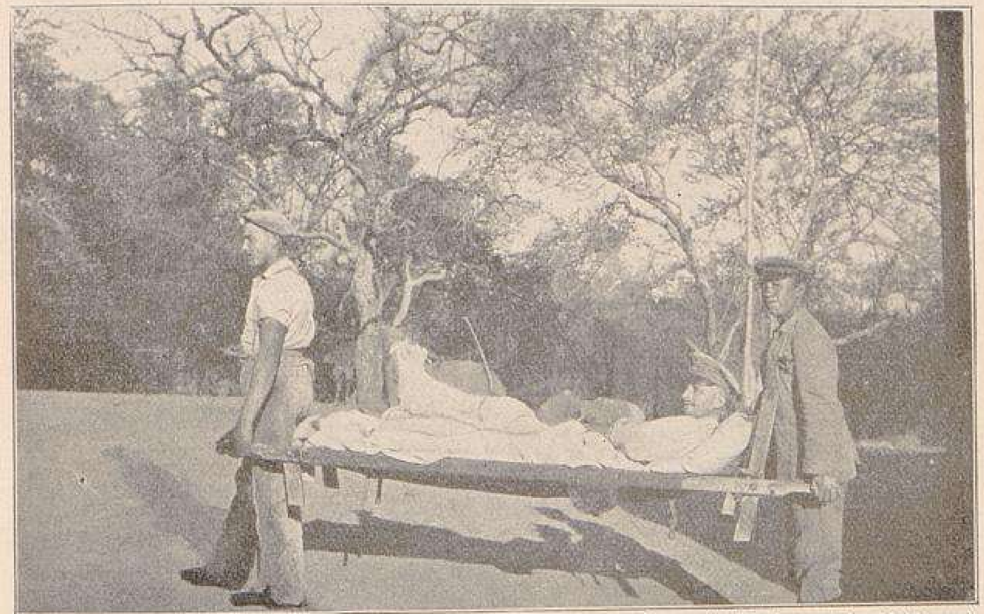
Sanitäts-Unteroffizier Ungerer phot. (mit dem Apparat des Verfassers).

Reiter Dehmer gest. an Typhus. — In Waterberg. Der Verfasser. — Reiter Treuter. gest. an Typhus.

werden, sondern bald kommen wohl auch die Ovambo daran, die die beiden Häuptlinge Zacharias von Otjimbingue und Salatiel von Waterberg aufgenommen haben. Wahrscheinlich sitzen die beiden bei dem alten Unruhstifter Nechale, der sich bei Namutoni seinerzeit einen blutigen Kopf holte, aber hinterher die verlassenen Stationen Namutoni und Okaukueja zerstörte. Er zeigte auch große Lust zu weiteren Taten, scheint dabei aber wenig Gegenliebe bei den anderen Häuptlingen gefunden zu haben, die erst einmal den Ausgang des Streites der Deutschen mit den Herero abwarten wollten, jedenfalls das Schlaueste, das sie tun konnten.

Die augenblicklich herrschende Hitze ist in keiner Weise geeignet, den hiesigen Aufenthalt besonders angenehm zu machen. Die Mittagshitze zeigte in den letzten Tagen mehrfach 55° C. in der Sonne, dazu regt sich kein Lüftchen, und auch die Nacht bringt keine Abkühlung. Ungeziefer

ist in Unmengen vorhanden; Ameisen, Termiten, Spinnen, Heuschrecken, die verschiedensten Fliegen und Käfer, die lieben Moskitos und andere angenehme Tiere bringen einem stündlich in Erinnerung, daß man nicht bei Muttern in der Heimat, sondern im fernen Afrika festliegt. Die Termiten haben sich meines Koffers liebevoll angenommen und den ganzen Boden aufgefressen. Wie diese abscheulichen Bestien in den mit festgestampftem Lehm bedeckten Fußboden gekommen sind, ist mir ganz unerklärlich. Vor einigen Monaten hatten schon einmal Termiten den Kofferboden angefressen, aber da stand er im Biwak auf der blanken Erde.



Sanitäts-Unteroffizier Ungerer phot. (mit dem Apparat des Verfassers).

Verfasser photographiert von der Tragbahre aus.

Ganz besonders zudringlich sind auch große schwarze Ameisen, deren ich morgens stets mehrere im Bette vorfinde. Nachts läßt man natürlich, um etwas Zugluft zur Kühlung zu haben, die Tür offen; das benutzen stets vier bis sechs Fledermäuse, um bei mir die anderen Ruhestörer zu fangen; deshalb sind sie willkommen, und man nimmt die Störung im sowieso mangelhaften Schlummer gerne hin.

Daß man nicht allzuviel und allzulange schläft, dafür sorgen auch die früher fast unzähligen Hereroköter, deren Reihen jetzt stark gelichtet sind. In den verlassenen Hererowerften waren diese Tiere zu Hunderten zurückgeblieben und zogen sich nun zu den bewohnten Plätzen, also zu uns, jeden Menschen durch das unaufhörliche Bellen und Heulen um das bißchen Schlaf bringend. Es war manchmal, besonders zur Vollmondzeit, geradezu um aus der Haut zu fahren; jeder Hund, der sich zeigte, verfiel

unbarmherzig dem tödlichen Blei, so daß sich diese wirkliche Kalamität etwas gebessert hat, aber ganz aufhören wird sie nie, denn manches alte Biest wagt sich nicht ans Lager heran, sondern schleicht nur in dunkler Nacht zu der Stelle, wo der Schlächter die Därme der Schlachttiere vergraben hat, um diese mit einer wahren Virtuosität auszubuddeln. In jedem Kriege sammeln sich wohl solche herrenlose Hundeherden an; ich erinnere mich, daß diese Hunde auch im Herbst 1900 bei Tientsin zur reinen Landplage wurden, und daß man sie rücksichtslos schoß, wo man sie traf. Bei Vollmond klangen an mein staunendes Ohr auch noch andere Geräusche: unsere Kaffern sangen den Mond an, soweit man dieses Geräusch mit Singen bezeichnen kann. Schließlich hatten sie sich vor Begeisterung ganz heiser gebrüllt, vielleicht hatte auch der an diesem Tage fällige „Suppi", der Rum, dazu beigetragen.

von Salzmann phot.
Lt. Ehrhardt (am Typhus verstorben) mit seinem „Kneisl".

Übrigens zeitigt die herrschende Hitze auch noch andere Unannehmlichkeiten. Abgesehen davon, daß Eis für medizinische Zwecke nicht vorhanden ist, ist es auch nicht möglich, Butter oder Schmalz zu kühlen. Alles befindet sich in gänzlich aufgelöstem Zustande, Fleisch verdirbt

binnen kürzester Zeit, so daß man stets frisch geschlachtetes bekommt, das natürlich zäh wie Schuhsohle ist. Eine Zeitlang kniffen mit einer rührenden Konsequenz die aus Otjosongombe hereingebrachten Schlachttiere aus, bis man die Kühe mit Pferdespannfesseln an den Vorder- und Hinterbeinen festband. Die Gesichter, die sie zu dieser ungewohnten Prozedur gemacht haben, sollen nicht gerade sehr intelligent gewesen sein. Schade, daß ich sie nicht „typen“ konnte! Auch sonst ist der Küchenzettel recht einförmig geworden. Morgens schwarzer Kaffee, mittags Reis mit Rindfleisch, abwechselnd mit Rindfleisch mit Reis, nachmittags Kakao, abends eine Suppe — keine Kartoffeln, keine Milch, kein Gemüse! Man entbehrt solche Genüsse auf die Dauer doch sehr, so leicht es einem vielleicht anfänglich auch vorkommt, darauf zu verzichten. Die Truppe hat es ja noch schlimmer, da an Stelle des frischen Fleisches recht oft amerikanisches Corned Beef oder Büchsenfleisch treten. Um so dankbarer war ich neulich, als ich ganz überraschend ein Gericht frischer Bohnen aus dem hier von der Kompagnie von Welck, besonders dem braven Leutnant Ehrhardt, der nun auch in Waterberg gestorben ist, neu angelegten Garten bekam. Die Herero haben natürlich jede vorher vorhanden gewesene Missionsgartenanlage vernichtet; es können aber auch die vielen darüber getriebenen Ochsen und Pferdeherden gewesen sein. Ebenso angenehm als Abwechselung ist eine zuweilen von Kameraden auf der Jagd erlegte Taube oder ein Perlhuhn; aber auch diese sind schon selten geworden, und Haarwild trifft man hier kaum noch an. Der dereinstige Stationschef von Waterberg wird ein weites Feld der Tätigkeit im Anlegen von Gärten, in Bachregulierungen und Häuserbauten haben, wofür übrigens von der Truppe schon etwas vorgearbeitet worden ist.

Schlußvignette von Margarete Persson-Henning. Missionsgarten in Waterberg.



Neuntes Kapitel.

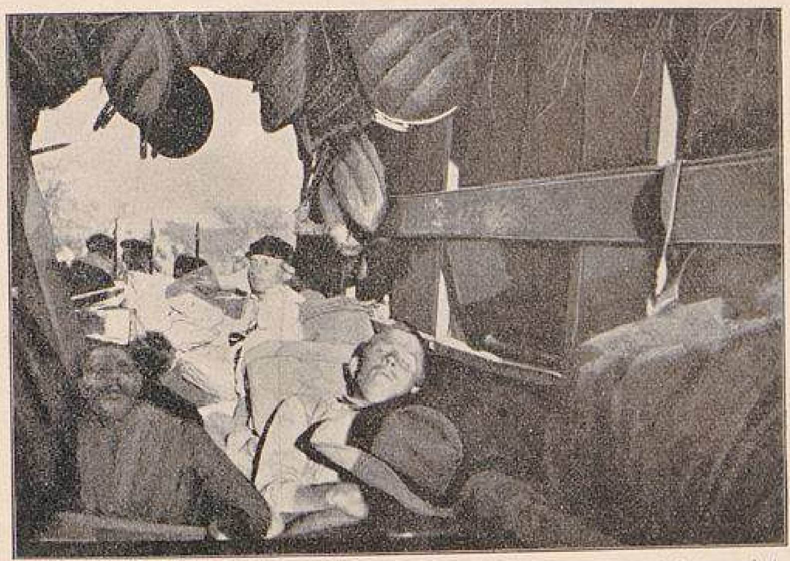
Zur Küste zurück.

Es war am 12. November abends 6 Uhr, als wir endlich den so lange ersehnten Marsch mit Ochsenwagen nach Okahandja antraten. Auf jedem der zu unserem Transport gehörigen vier Wagen lagen drei bis vier Kranke, ein fünfter Wagen führte Gepäck und den nötigen Proviant mit; jeder von uns Kranken war froh, endlich wegzukommen, wenn auch mancher stöhnend einsah, daß so ein gänzlich ungefederter Ochsenwagen nicht gerade mit dem Schlafwagen eines Luxuszuges zu vergleichen ist. Wir waren elf Kranke, davon fünf Verwundete aus den Kämpfen um Waterberg, in meinem Wagen waren wir drei mit schweren Beinschüssen. In so einem Ochsenwagen muß es sich unter normalen Verhältnissen trotz der ausgefahrenen Wege ganz gut fahren, aber mit zerschossenen Knochen ist es wie gesagt trotz einer dicken Schicht Heu und darüber liegender Matratze kein Vergnügen. Der Hitze halber wird nur nachts getreckt, am Tage rastet die Kolonne, nachts kann man des stoßenden Wagens halber nicht schlafen und am Tage sorgt die unerbittliche Sonne im Verein mit Fliegen, Ameisen und ähnlichem Gelichter ebenso dafür, daß man nicht zur Ruhe kommt. Im Wagen ist es tagsüber nicht auszuhalten, die Kranken werden unter aus zusammengeknüpften Zeltbahnen improvisierten Zelten, zwischen

Kopfleiste von Margarete Persson-Henning.

zwei Ochsenwagen ausgespannt, getragen, und das Ganze gibt ein einem fahrenden Zigeunerlager nicht gerade unähnliches Bild. Sogar die holde Weiblichkeit fehlt nicht, denn ein altes, verrunzeltes Hereroweib mit einer achtjährigen recht niedlichen Tochter, Fräulein „Oapani", gehört zur Kolonne, sie tragen Wasser und holen Holz zum Kochen, sind im übrigen harmlos und stets gefällig zu kleinen Dienstleistungen bereit. Seitdem ich sie kenne, hat sich auch ihre bis dahin recht mangelhafte Toilette wesentlich verbessert, Fräulein Oapani hat eine bunte Bluse und eine Wachsperlenschnur um den Hals, während die Alte, die „Aumama", einen alten Mehlsack als Hänger frisiert hat und sich darin sehr spaßig ausnimmt, Eine entfernte Ähnlichkeit mit einem richtigen Kleid ist unbedingt nicht

Der Verfasser.



von Salzmann phot.

Reiter Konitzer. Reiter Radtke.

Inneres des Ochsenwagens. Krankentransport.

zu verkennen; der ursprünglich weiße Mehlsack ist allmählich sandfarben geworden, „total verdreckt" nennt man es wohl im Militärjargon.

Am 13. früh passierten wir die Stelle, an der ich verwundet worden war, und rasteten dann dort, wo der Oberstabsarzt Schian mir den ersten Notverband angelegt hatte. Angenehme Erinnerungen und Bilder stiegen vor meinem geistigen Auge herauf, noch einmal sah ich mich auf meinem braven Schimmel dahinjagen und hörte die Kugeln um mich pfeifen, hoffentlich war es nicht das letzte Mal. Die Gegend hier ist doch wieder recht unsicher geworden; denn am Tage vorher war Rittmeister H. in der Nähe überfallen worden. Er selbst war noch mit heiler Haut davongekommen, aber seine Pferde nebst Packtaschen hatte der böse Feind mitgenommen. Eine uns nachgesandte Patrouille überbrachte unserem

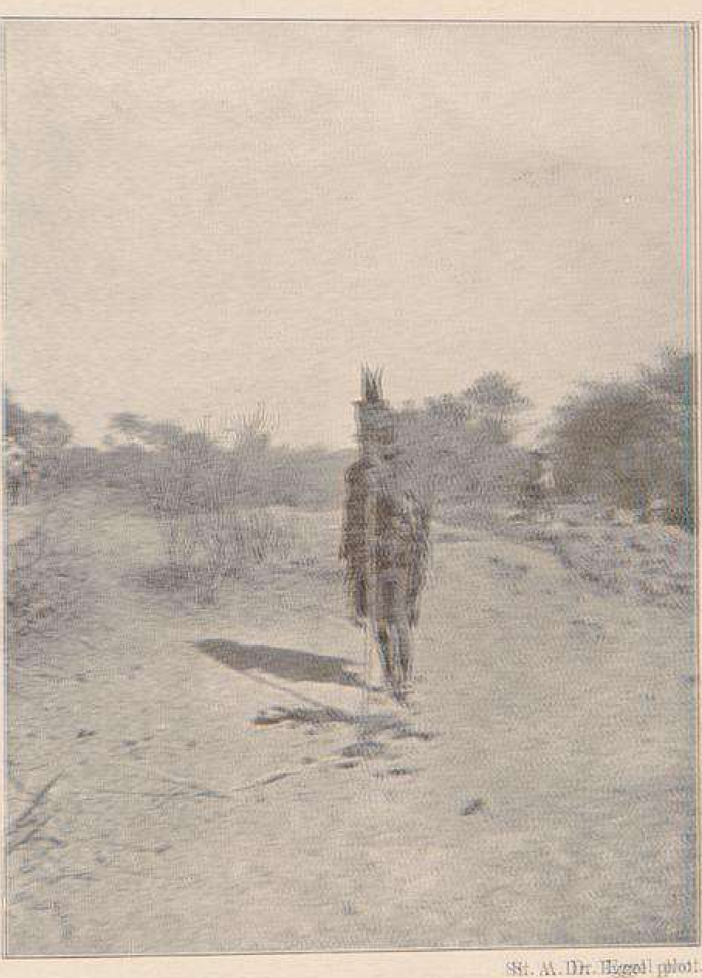
liebenswürdigen Führer, dem Leutnant Nolte von der Kolonnen-Abteilung, die gerade in Waterberg eingelaufene Kundschaftermeldung, daß 60 Herero, Orlog-Leute, sich mit Vieh in den Omboroko-Bergen bei Omike festgesetzt hätten, und daß sie sich bis auf den letzten Mann dort verteidigen würden. Das wird wohl bald nötig werden, unsere Leute freuen sich schon auf den Angriff, nur schade, daß ich nicht mithelfen kann, sie dort auszuräuchern. Am Nachmittag gings weiter, ringsum standen schwere Gewitter am Himmel, die uns etwas kühlenden Regen brachten. Gerade über meinem Kopf befand sich ein Loch in dem Plane des Wagens, durch das mit einer lächerlichen Konsequenz das Wasser auf mein Gesicht tropfte, jedesmal, wenn ich gerade am Einschlafen war. Bei Ombuatjipiro verfehlten wir in der stockdunklen Nacht beinahe den Weg, da die Tete der Kolonne den Anschluß an die vorausreitenden Reiter verloren hatte. Bei diesen Ochsenwagen läßt sich ein Auseinanderreißen der Kolonne zuweilen gar nicht vermeiden, besonders wenn es sehr dunkel ist und regnet. Wir hatten jedoch bald wieder die richtige „Pad“. Gegen Morgen passierten



von Salzmann phot.

Ungerer schenkt der kleinen Oapani eine Korallenkette.

wir einen Transport von fünf Wagen, nach Waterberg bestimmt. Die Ochsen waren bereits zum Tränken vorausgesandt. So kann es passieren, daß ein Transport noch 70—80 km von seinem Ziel entfernt ist und doch schon seine Bespannung nach diesem zum Tränken schickt, die dann unter Wiederholung dieses Verfahrens bei der jedesmaligen Rückkehr die schweren Wagen vielleicht 10 km weit ziehen, um so allmählich sicher, wenn auch recht langsam, ans Ziel zu gelangen. Unsere Tiere waren schon nach zweitägigem Dursten recht müde, so daß in Erindi Ongoahere, das wir am 14. November früh erreichten, ein Ruhetag nötig wurde.



St. A. Dr. Eggel phot.

Altes Herero-Weib.

Wie tief und schwer der Weg hier sein muß, ersah man aus den vielen Ochsenkadavern, denen sich auch recht oft solche von Pferden und Mulis, vom Vormarsch der Hauptabteilung herrührend, hinzugesellten. An die Geruchsnerven wurden hier die höchsten Anforderungen gestellt. Alle Verwundeten wurden frisch verbunden. Auch hier herrschte wieder der entsetzliche Wassermangel. Das Tränken unserer Ochsen und der wenigen bei der Kolonne befindlichen Pferde nahm viele Stunden in Anspruch. Auf diese Weise kommt das Treiberpersonal und die Begleitmannschaft nie recht zur Ruhe, und es kann nicht weiter wundernehmen, daß gerade die Kolonnenabteilung prozentual den größten Abgang an Kranken hat; der Dienst ist eben dort am anstrengendsten. Am 15. ging's weiter, der Zustand einiger Kranker, besonders des an den Folgen des Typhus leidenden

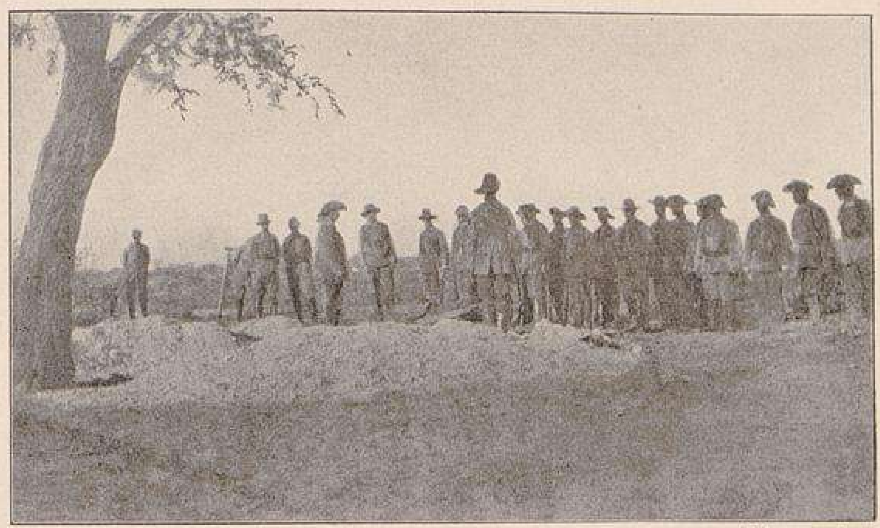
Assistenzarztes Dr. Meyer hatte sich leider verschlimmert, nachts traten Herzschwächen ein, die das Schlimmste erwarten ließen. Die uns bis jetzt beigegebene Abteilung der 6. Kompagnie, die eine größere Aufklärung nach Westen zu ausführen sollte, verließ uns hier. Es geht jetzt schon langsamer, man merkt den Tieren bereits die Strapaze an. Über Nacht hielten wir in dichtem Busch vor Otjurutjondju, da die Ochsen sehr müde waren. Einmal schoß einer der ausgestellten Posten und machte das Lager lebendig. Er behauptete, es hätte sich vor ihm im Busch etwas bewegt, das er für einen Schwarzen gehalten hätte. Wahrscheinlich hatte er sich selbst nur Mut geschossen. Es war ein Franzose, der mit irgendeinem Pferdetransport von Argentinien gekommen war und nun als Kriegsfreiwilliger diente. Anscheinend hatte er sich das Soldatenleben wohl etwas anders vorgestellt, denn er hatte schon keine Lust mehr mitzuspielen und wollte wieder austreten. Gott sei Dank lassen unsere Behörden so nicht mit sich spaßen. Mit gefangen, mit gehangen. Jetzt wurde er eindringlich über seine Pflichten als Posten belehrt, hinterher hatte er auch noch für den Spott seiner Kameraden nicht zu sorgen.



A. Klatt phot.
Assistenz-Arzt Dr. Meyer
† 17. Nov. 1904.

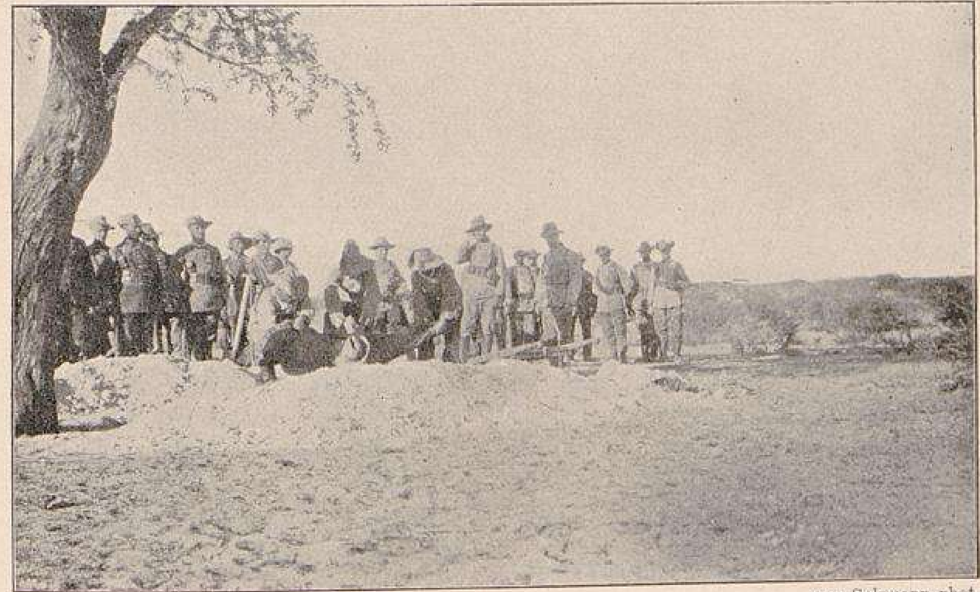
Die Nacht zum 16. passierten wir wieder mal eine nach Waterberg bestimmte Kolonne, am nächsten Nachmittag ging's durch Otjurutjondju, wo wir eine Stunde hielten. Es kamen noch fünf Kranke zu uns, so daß der Platz in den Wagen recht knapp wurde; unter ihnen befand sich ein Bastardsoldat, der in Okosongoho an Typhus gelegen hatte. Am 17. früh kamen wir in Okawitumbika an, wo zum ersten Male seit unserem Abmarsch gutes Wasser in genügender Menge vorhanden war und sich unsere halb verdursteten Ochsen endlich mal satt trinken konnten. Es kostet dabei große Mühe, die ungeduldigen Tiere davon abzuhalten, direkt in die Wasserlöcher hineinzurennen. So mancher Ochse ist auf diese Weise umgekommen. Auch hier stand eine Kolonne mit Proviant und Hafer für die Truppen in und bei Waterberg. Der führende Offizier, Leutnant Jäschke, war ein alter Bekannter aus dem China-Feldzuge, und wir saßen abends noch lange bei einer Flasche Bier, einem recht lange entbehrten Genuß, zusammen und tauschten gemeinsame Erinnerungen aus. Leider brachte uns der 17. November einen herben Verlust. Assistenzarzt Dr. Meyer starb gegen Mittag an Herzschwäche. Gegen 5 Uhr nachmittags begruben wir ihn mit militärischen Ehren unter einem einsamen Baum. Aus Kistenbrettern war ein

einfaches Holzkreuz gezimmert worden, eine Tafel am Baum bat alle Vorübermarschierenden, das Grab in Ordnung zu halten, denn leider war anzunehmen, daß die Schakale versuchen würden, es aufzugraben.



von Salzmann phot.

Ass.-Arzt Dr. Meyer wird begraben. Okawitumbika.
Lt. Nolte hält die Ansprache an die Leute.

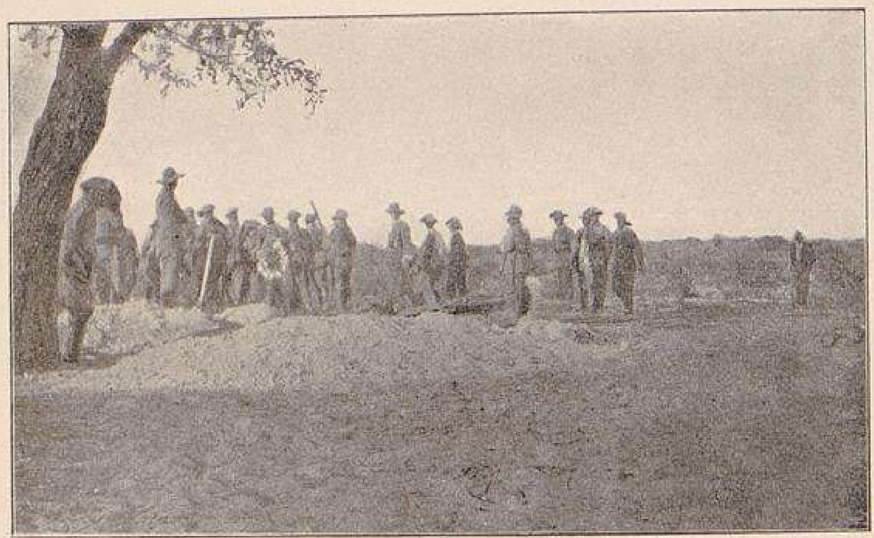


von Salzmann phot.

Begräbnis von Ass.-Arzt Dr. Meyer. Okawitumbika.

Einer unserer Leute schoß einen Bock, so daß es wieder mal frisches Fleisch gab. Am 18. mußte schon wieder der ermatteten Ochsen wegen ein Ruhetag eingelegt werden. Die Tiere sahen alle aus wie Haut und

Knochen; eins war am Wege liegen geblieben und eingegangen. Zwei weitere konnten nicht mehr aufstehen und mußten binnen Stunden tot sein; sie erhielten den Gnadenschuß. Ich erhielt bei dieser Gelegenheit wieder einmal einen Begriff von den enormen Schwierigkeiten, mit denen der Verpflegungsnachschub in der Kolonie zu kämpfen hatte und welche Verantwortung so ein Kolonnenführer auf sich nehmen mußte. Am Abend ging's weiter. Die Nacht wurde durchgetreckt, und morgens waren wir in Katjeru, das wir früher Otjire nannten, bekannt durch seinen See, der zwar jetzt nicht mehr sehr groß ist, aber immerhin doch noch ein Phänomen in dieser trostlosen Gegend bildet. Am Nachmittag war wieder einmal Verbandswechsel. Meine Wunde ist immer noch nicht ganz geschlossen



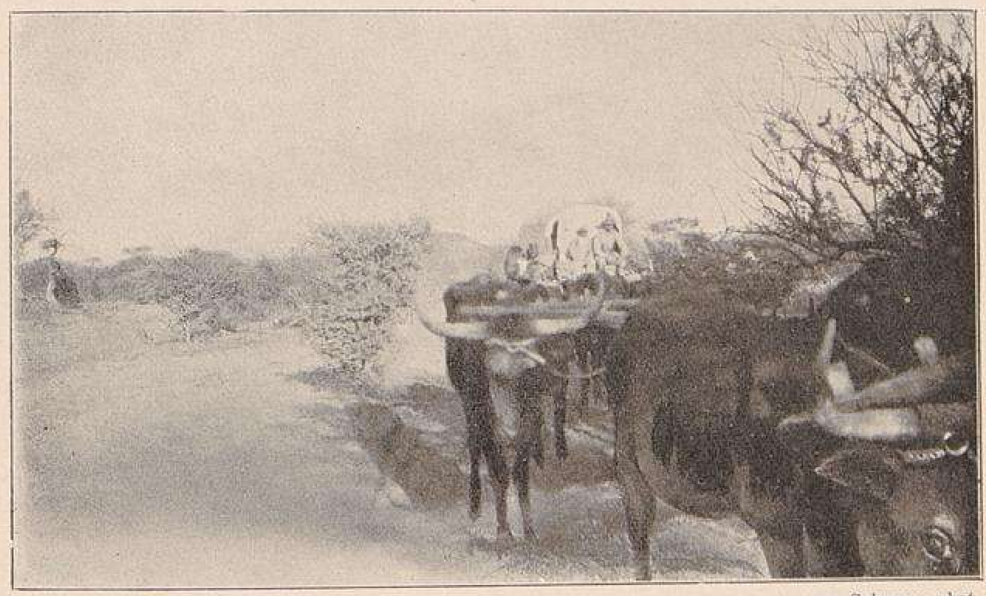
von Salzmann phot.

Ass.-Arzt Dr. Meyer wird begraben. Okawitumbika.

und hatte etwas stark abgesondert, im allgemeinen wohl nicht schlimmer als sonst, aber es war wohl auf das Stoßen des Wagens zurückzuführen. Auch hier lag wieder eine Kolonne, bei der ich den Sanitäts-Unteroffizier Schöttgen wiederfand, der mich in den ersten Tagen meiner Verwundung so sorgsam gepflegt hatte. — Mein Bursche schoß wieder einen Deuker, was uns als frisches Fleisch stets willkommen war. Am Abend um ½8 Uhr treckten wir weiter und passierten in der Nacht wiederum eine Kolonne, die nach Waterberg marschierte. Waterberg wird wohl zu einem Hauptplatz für die Verproviantierung werden, und gerade jetzt, noch vor Einsetzen der großen Regenzeit, marschieren so viele Kolonnen mit Proviant herauf, da während der Regenzeit das Passieren der Flußbette fast zur Unmöglichkeit wird.

Am 20. früh, ungefähr gegen 4 Uhr, waren wir annähernd an demselben Platz, auf dem uns in der denkwürdigen Nacht zwischen dem 4. und 5. Juli

die sämtlichen Pferde weggelaufen waren. Um 6 Uhr abends ging es weiter. In der Nacht kam plötzlich von vorne her das Signal zum Halten. Der Bastard Diergard, ein Neffe des bekannten Hans Diergard, der uns im Witboi-Kriege 1896 treu zur Seite gestanden hatte, war plötzlich an Herzschwäche gestorben. Die Leiche wurde noch bis zur Wasserstelle zwischen Otupanda und Katjeru mitgenommen, und dort begruben wir ihn; es war nachts 12 Uhr. Am 21. kamen wir mit unseren sehr müden Ochsen bloß bis ungefähr drei Kilometer vor Otupanda. Dort blieben wir liegen. Das Essen wird jeden Tag knapper. Wir haben sogar nicht mal mehr Reis, und Brot kann nicht gebacken werden, da kein Mehl mehr vorhanden ist.



von Salzmann phot.

Ochsenwagen von vorn.

Unser braver Kaffer Gleofas behauptete sogar, „banja sick in die pens" zu sein infolge zu wenigen Essens.

In Waterberg konnten wir auch nur infolge der geringen vorhandenen Vorräte knapp versorgt werden, und unser Führer hatte nicht geglaubt, daß wir derartig langsam vorwärtskommen würden. Am Nachmittag sollte es weitergehen, als die Ochsenwächter hereingelaufen kamen mit der wenig erfreulichen Nachricht, daß 35 Ochsen weggelaufen waren. Natürlich großes Hallo im Lager, aber was half's? Wir mußten uns mit Geduld fassen. Für die Transporte ist es bei der geringen Anzahl der mitgegebenen Bedeckungsmannschaften natürlich eine sehr große Schwierigkeit, genügende Wachen zu stellen. In der Nacht, während marschiert wird, können die Leute nicht schlafen, da sie auf die Treiber aufpassen müssen und am Tage sollen sie während der Ochsenweide auch noch die Wache

für das Vieh stellen. Die Ochsen weideten gerade an dieser Stelle im dichtesten Busch, wodurch jede Möglichkeit einer scharfen Aufsicht unterbunden ist. Gegen Abend starb wieder einer unserer Leute, der Seesoldat Strickstrock, an Herzschwäche infolge Typhus. Nächsten Morgen fuhren wir noch bis zur Wasserstelle selbst und blieben halten, um die weggelaufenen Ochsen wiederzusuchen. Gegen 4 Uhr nachm. wurde Strickstrock begraben, um 6 Uhr marschierten wir weiter; einige Ochsen waren hereingebracht worden, der größere Teil fehlte noch und mit ihnen die Treiber, die natürlich Angst hatten, ohne Ochsen zurückzukommen. Es erwies

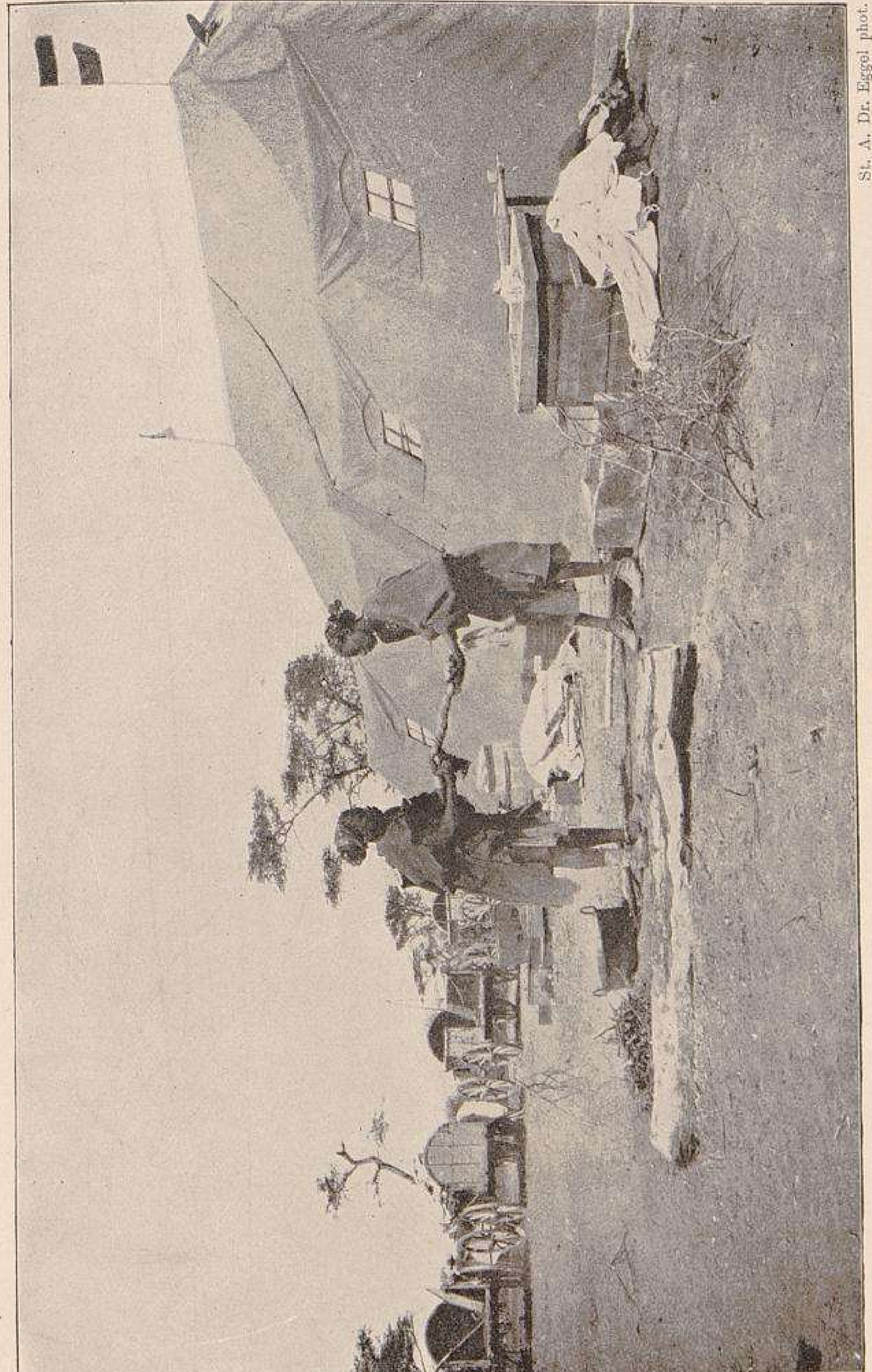


von Salzmann phot.

Unser Koch Karthäuser — Unteroffizier Grzegorz — Mein Bursche König
mit ihren jungen Hunden.

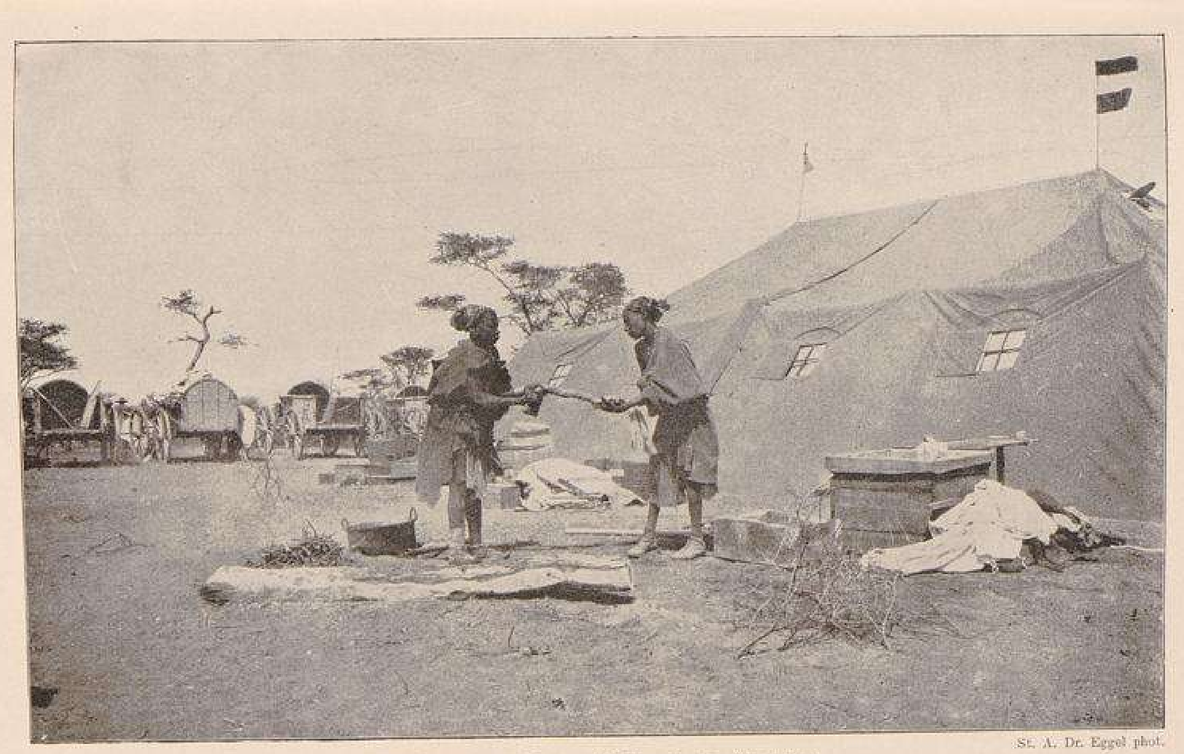
sich übrigens klar aus Spuren, daß Hereros die Ochsen weggetrieben hatten, sie sind ja lächerlich gewandt im Ochsenstehlen.

Alle zwei Stunden wurde gehalten und eine zweistündige Pause eingelegt, denn ohne die gewohnten Treiber und mit der stark verminderten Bespannung ging die Geschichte nicht vorwärts. Vielleicht waren auch einige Ochsen nicht an die richtige Stelle gespannt, und der Ochse ist darin ein lächerlich konservatives Tier; er zieht nur an der Stelle, an der er gewohnt ist angespannt zu werden. Einige Ochsen fielen um, so daß jetzt nur noch zehn Stück für einen Wagen vorhanden sind, also die Hälfte der vorschriftsmäßigen Zahl. Unterwegs liefen uns außerdem noch zwei Treiber weg, aus Angst vor Strafe, weil sie ihre Ochsen hatte entkommen lassen. Bis gegen 8 Uhr am 23. wurde marschiert. Unsere Ochsen waren total fertig. Wir kamen nur bis etwa fünf Kilometer an Owikokorero heran,



St. A. Dr. Eggel phot.

Owikokorero. Herero-Weiber beim Waschen.



St. A. Dr. Eggel phot.

Owikokorero. Herero-Weiber beim Waschen.



bis wohin uns eine Reiterpatrouille mit der recht unangenehmen Meldung entgegenkam, daß wir wahrscheinlich in Owikokorero liegen bleiben müßten, da unsere Bespannung infolge Brustseuchenverdachtes in Quarantäne kommen sollte. Das war ausgerechnet gerade das, was uns, die wir natürlich nichts sehnlicher wünschten, als baldigst an die Eisenbahnlinie heranzukommen, noch fehlte.

Gegen Mittag kamen die Treiber mit vier gefundenen Ochsen zurück. Zugleich brachten sie zwei Weiber mit, davon eine eine Buschmannsfrau,

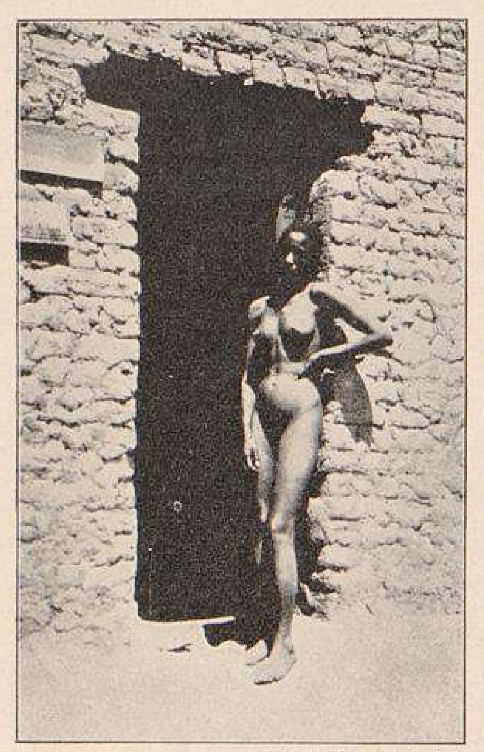


von Salzmann phot.

Sanitäts-Unteroffizier Ungerer pflegte den Verfasser während seiner schweren Verwundung und beim Ochsenwagen-Transport nach Okahandja.

die andere ein Kaffernweib, die sie an einer versteckten Wasserstelle im Busch gefunden hatten. Die dazugehörigen Männer waren ausgerissen. Das Kaffernweib war insoweit interessant, als es zu der Bande des berühmten Räubers Blaubart gehört hatte, der vor wenigen Jahren die Gegend um Karibib unsicher machte und später durch Leutnant Müller von Berneck aufgehoben wurde. Das Weib hatte ein ungefähr eine Woche altes Baby mit und sah zum Erbarmen aus. Sie merkte bald, daß wir Mitleid mit ihr hatten, und hatte daher mit ihren Bettelversuchen, die sich in flehendem Aufheben der Arme äußerten, Glück. Wir gaben ihr Corned-Beef, wovon wir noch übergenug hatten, und sie schlug sich den ganzen Bauch voll

damit. Es war gegen Nachmittag, als die beiden in der Nacht weggelaufenen Treiber wiederkamen. Einer unserer Leute sprang auf und wollte schießen, da er sie für feindliche Herero hielt, als wir sie noch rechtzeitig erkannten; Hunger und Durst hatten sie hergetrieben. Zur Strafe wurden sie erst zwei Stunden lang ans Rad gebunden und dann gab's 25 mit dem Schambock, was sie absolut nicht schätzten. Sie erhoben ein mörderliches Geschrei. Im übrigen kann es ihnen kaum wehe getan haben, denn so ein Schwarzer hat ein recht dickes Fell.



St. A. Dr. Eggel phot.
Herero-Weib.

Abends 6 Uhr kamen wir endlich in Owikokorero an. Schon am nördlichen Ende der Vley erwartete mich der Postbeamte und brachte mir Briefe und Postsachen mit. Der Etappen-Kommandant, Oberleutnant Paschen vom Seebataillon, nahm mich freundlich in seinem Zelte auf. Ich hatte den lange entbehrten Genuß eines Bettes, allerdings eigener Konstruktion. Herausfallen konnte man sicher nicht, es bestand aus über einen Rahmen von Stangen gespannten Säcken. Leider kamen wir in Quarantäne und mußten den aus Okahandja herübergesandten Veterinär abwarten, der unsere Ochsen untersuchen sollte. Am 24. war wieder einmal Verbandswechsel. Ich saß den ganzen Tag über im sogenannten Kasino, einem provisorischen Zelt, und studierte Zeitungen und Briefe.



St. A. Dr. Eggel phot.
Klippkaffern-Weib.

Am Abende, als wir gerade alte Erinnerungen aus dem Chinafeldzuge austauschten, erhob sich auf der Vley ein schreckliches Geschrei. Die Schwarzen einer gerade durchmarschierenden Kolonne hatten sich total betrunken und waren gegen die Begleitmannschaften unverschämt geworden. Ein Unteroffizier wollte Ruhe stiften, und nun wandte sich gegen diesen auch noch der beigegebene Konduktor, ein Boere, indem er in den unflätigsten Ausdrücken auf die Deutschen schimpfte und „Hoch England!" schrie. Man konnte bei dieser Gelegenheit so recht einmal wieder sehen, wie wenig sich auch die bei uns in der Kolonie lebenden Boeren als



St. A. Dr. Eggel phot.
Hottentotten-Weib.

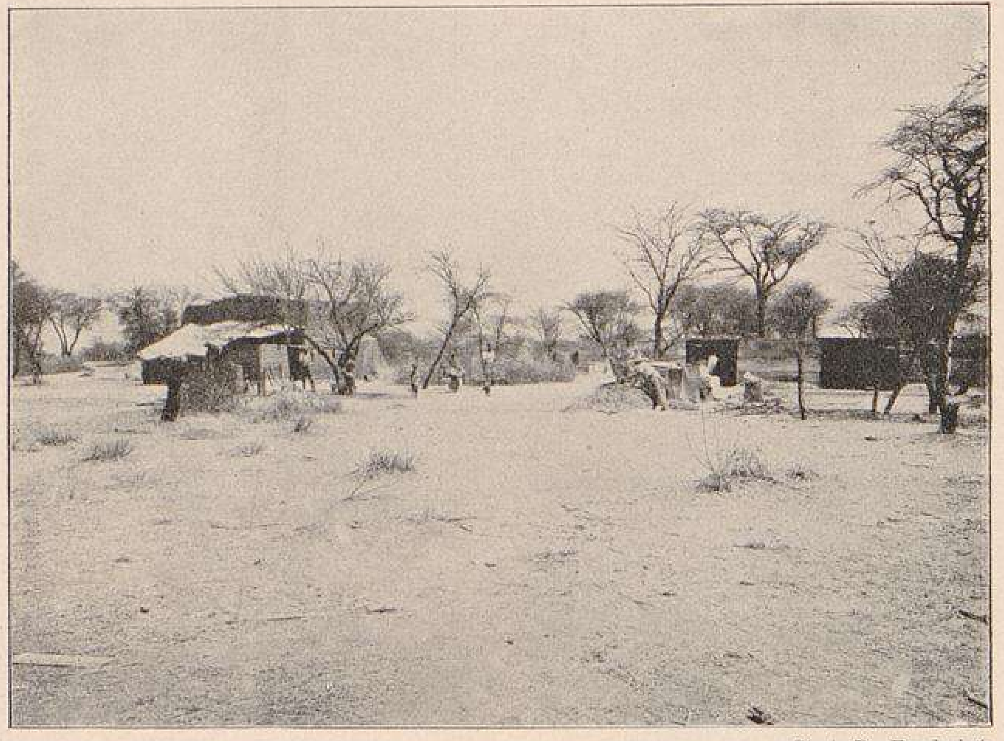


St. A. Dr. Eggel phot.
Hottentotten-Weib.

Deutsche fühlen. Diese schmierige, mir im höchsten Grade unsympathische Gesellschaft, die bei uns in Deutschland absolut falsch beurteilt wurde, wird sich eben niemals der deutschen Autorität fügen. Unter uns Offizieren haben sie sich auch nicht die geringste Sympathie erworben, und ich glaube, daß die meisten von uns auch die Sympathien für sie, die sie sich durch ihren heldenhaften Kampf gegen die Engländer wohl verdient hatten, nun verloren haben. Aber leider sind wir besonders bei den enormen Transportschwierigkeiten auf diese Leute angewiesen.

Der aus Okohandja herübergeschickte Veterinär war am Abend noch nicht eingetroffen. Dagegen kam sein Bursche allein an. Sein Herr hatte

sich unterwegs zu Jagdzwecken von ihm entfernt und mußte sich wohl verlaufen haben, was ja leider recht häufig vorkommt. Die Orientierung ist in diesem überall gleich aussehenden Busche an sich sehr schwer, dazu kommt noch, daß die Sonne fast senkrecht steht, daher ein Unterscheiden von Nord und Süd Schwierigkeiten macht. Viele unserer Leute verliefen sich auch dadurch, daß sie nicht bedachten, daß die Sonne hier am Mittag nicht im Süden, sondern im Norden steht. Wir haben dadurch so manchen braven Soldaten verloren. Am Abend hörten wir



St. A. Dr. Eggel phot.

Zerstörte Farm.

mehrfach Signalschüsse, aber trotzdem Patrouillen ausgesandt wurden, war es nicht möglich, den betreffenden Schützen zu ermitteln.

Die Etappe hat sich überall sehr nett herausgemacht und sogar verschönert. Die leeren Bierflaschen sind zur Einfassung von Blumenbeeten benutzt. Der Ausdruck Blumenbeete ist zwar etwas euphemistisch, denn höchstens erhebt sich auf einem solchen eine langstielige Zwiebel. Es macht ziemliche Schwierigkeiten auf Ordnung zu halten, denn wenn eine Kolonne ein bis zwei Tage gelegen hat, sieht es auf dem Platze meist so aus, wie nach einer verlorenen Schlacht. Jetzt sind an allen Ecken der Vley Wegweiser angebracht. Am Abend kam der sogenannte Dampfochse durch, mit dem Oberleutnant Troost Transportversuche macht. Im

Interesse der besseren Verpflegung unserer Truppe wäre es wirklich zu wünschen, daß die mit so viel Eifer unternommenen Versuche endlich von einem vollen Erfolge gekrönt werden. Das in den einfachsten Formen gehaltene Automobil zieht jetzt einen Anhängewagen und befördert ungefähr die vierfache Last eines Ochsenwagens. Es verkehrt vorläufig nur zwischen Okahandja und Owikokorero. Seine Leistungsfähigkeit ist eben leider noch sehr beschränkt, da ein großer Teil seines Laderaumes notwendigerweise durch das mitgeführte Benzin weggenommen wird. Aber jedenfalls hat die Unternehmung noch eine Zukunft.



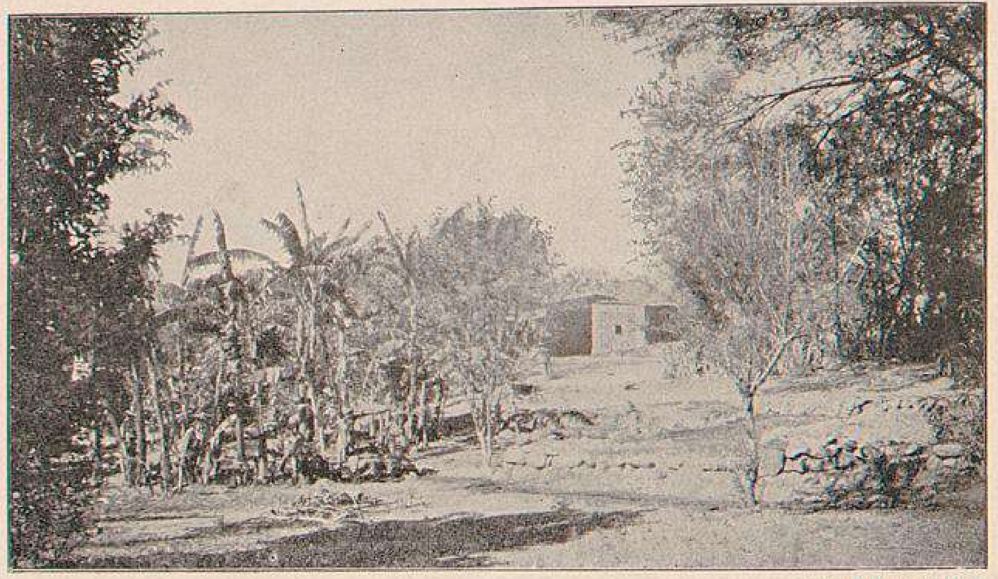
von Salzmann phot.

In Otjosasu.

Am 25. morgens, wir saßen gerade beim Kaffee, kam der unglückliche Veterinär halb verhungert und verdurstet im Lager an. Er gewährte einen erbarmungswürdigen Anblick. Bei der Jagd hatte er den Weg verloren und sich nicht mehr zurechtgefunden. Schließlich war er mehrfach im Kreise gelaufen, immer wieder auf seine eigene Spur zurückgekommen und hatte schon fast verzweifelt, Owikokorero noch zu finden. Nach seinen Beschreibungen konnte er überhaupt nur wenige Kilometer vom Lager entfernt herumgeirrt sein. Nachdem er sich genügend erholt hatte, untersuchte er unsere Ochsen und konstatierte aus unsren Beobachtungen und Mitteilungen veraltete Tuber-

kulose. Auf eine telegraphische Meldung des Tatbestandes nach Okahandja hin erhielten wir die Erlaubnis weiter zu marschieren.

Mit welcher Unverschämtheit kleine im Lande herumirrende Herero-banden operieren, erfuhr die Etappe heute wieder mal zu ihrem Schaden, indem ihr die Ochsen gestohlen wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde einer ihrer Viehwärter erschlagen. Nach den Spuren zu urteilen, mußte es eine mindestens 70 Köpfe starke Bande gewesen sein, die nicht mehr einzuholen war. Das einzige, was sie uns zurückgelassen hatte, war ein kleines Mädchen von vielleicht vier Jahren, das sehr gut zu unserer Oapani paßte, die wir der Etappe überließen, sehr zum Ärger der eifersüchtigen schon vorhandenen uralten Hereroweiber.



von Salzmann phot.

Otjosasu. Missionsgarten.

Dr. von Gosen übergab die Kranken an Dr. Hase, der unsere Behandlung bis Okahandja übernehmen soll. Am 26. abends ging's weiter. Nachts passierten wir eine Kolonne und hielten früh, halbwegs Owiumbo, auf freiem Felde. Hier traf ich meinen alten Patrouillenkameraden Melchior, der jetzt auf eigene Faust und auf eigenes Risiko mit einer Karre im Lande herumzieht und Konserven an die Soldaten verkauft. Das Geschäft lohnt sich, da die Leute mindestens mit 200 Prozent Verdienst arbeiten. Wenn man aber das große Risiko bedenkt, ist es ihnen allerdings nicht übelzunehmen, daß sie einen derartigen Aufschlag zu ihrem Preise nehmen, denn jederzeit können sie von einer Hererobande aufgehoben werden, wie der Vorfall der gestohlenen Ochsen vom Tage vorher beweist. Nach dem Süden der Kolonie zu ist ein solches Handeltreiben wohl ganz unmöglich, denn die Hottentotten haben für derartig schwache Transporte eine sehr



von Salzmann phot.

Waschfrau Emilie mit ihren angenommenen Kindern.

feine Spürnase. Der gute Melchior bewies mir seine alte Anhänglichkeit und schenkte mir eine Dose Kaviar. Ich kaufte ihm noch aus seinen Vorräten einiges ab. Er war mit seinem Geschäft zufrieden und hoffte auch noch nebenbei von den vielen den einzelnen Transporten weggelaufenen Ochsen einige einzubringen, um sich so einigen Finderlohn zu verdienen.

In der Nacht hatten wir leider wieder einen Toten, den Gefreiten Kohler, er starb an Herzschwäche infolge Typhus. Der arme Kerl, bei dem sich außerdem Wassersucht eingestellt hatte, hatte sich sehr lange quälen müssen. Vor Schwäche war er unbeweglich und er konnte auch kaum sprechen, so daß der Tod für ihn eine Erlösung bedeutete.

Am 28. morgens lagerten wir bei Okatumba. Wir hatten kein Wasser, und da unsere Leute gehofft hatten, schon morgens in Otjosasu einzutreffen, hatten sie sich das Füllen der Wasserfässer geschenkt. Zum Überfluß stellte sich auch noch ein Staubsturm mit vielen Windhosen ein, bei trockener Hitze, sodaß wir sehr unter Durst litten. Um 4 Uhr nachm. wurde der Gefreite Kohler begraben. Dann ging's weiter auf Otjosasu zu, das wir bei Eintritt der Dunkelheit erreichten. Hier sitzt jetzt Leutnant Hildebrand mit einigen Seesoldaten. Hildebrand ist bekannt dadurch, daß er bei Okaharui vier Streifschüsse bekam, ohne irgendwie schwer verletzt zu sein. Nebenbei ist er glücklicher Bräutigam und hofft natürlich, wie sämtliche anderen Seesoldaten, auch bald nach der Heimat abtransportiert zu werden.



von Salzmann phot.
Otjosasu.
Major von Glasenapps Hund „Pontok".

Das Gerücht vom Abtransporte gehört zu denjenigen, die mit einer gewissen Sicherheit alle acht Tage auftauchen. Im übrigen ist Otjosasu von unseren braven Seesoldaten zu einer wahren Musteretappe umgeschaffen worden. Allerdings bietet es ja infolge seiner festen Gebäude und der kleinen Kirche auch mehr Gelegenheit, etwas vor sich zu bringen. Ich habe endlich wieder einmal in einem richtigen Bette mit Sprungfedermatratze, aber ohne Übermatratze, die durch unsere Decken ersetzt wurde, geschlafen. Jedenfalls schlief ich prachtvoll. So ein Ochsenwagen ist doch nicht gerade mit dem Bett eines Schlafwagens zu vergleichen. Otjosasu, das Missionsstation war, besitzt einen sehr hübschen Garten, in dem sogar sage und schreibe: fünf Palmen stehen. Wasser ist in genügender Menge vorhanden,

so daß die Bewässerung keine Schwierigkeiten bietet. Mir wurde am Nachmittag das Bett in den Garten unter einen Feigenbaum getragen. Es gab richtigen Moselwein und Sauerbrunnen, man fühlte sich wie neugeboren. Vom Hauptquartier kam eine telegraphische Anfrage, ob mein Bein amputiert wäre oder nicht. Gott sei Dank konnte ich dies verneinend beantworten. Außerdem erreichte mich noch ein Chiffre-Telegramm meiner Mutter, die sich nach meinem Befinden und dem Zeitpunkt meiner Rückkehr erkundigte und zugleich mitteilte, daß Exzellenz von Bergmann in Berlin die noch notwendig werdende Operation übernehmen wolle. Das Telegramm war durch den Bödikerschen Chiffreschlüssel abgefaßt worden. Diese Chiffreschlüssel sind doch eine sehr große Annehmlichkeit, und man kann



von Salzmann phot.
Weiber in Otjosasu.

Herrn Bödiker für die Liebenswürdigkeit, mit der er die Sache ohne jede Kostenberechnung zur Verfügung gestellt hat, nur sehr dankbar sein.

Am 30. früh um $3\frac{1}{2}$ Uhr nahmen wir von der gastfreien Etappe Abschied. Vor uns lag jetzt der schwierigste Teil des ganzen Weges, nämlich die sehr

steinigen Berge bis Okahandja, die an unsere Ochsen die höchsten Anforderungen stellten. Bei Sonnenaufgang passierten wir einen Maultiertransport unter Leutnant Delius, wiederum einem alten Bekannten aus dem Chinafeldzuge. Trotzdem der Wagen über die vielen im Wege liegenden Felstrümmer hopste und sprang, hatte ich doch sehr gut geschlafen. Wie alle Kranke pflegte ich über Schlaflosigkeit zu klagen, und es erregte allgemeine Heiterkeit, als ich trotz langen Rufens überhaupt nicht wach zu kriegen war.

Wir hielten bei Kilometer 19. Am Abend ging's weiter. Wir trafen noch mehrere Transporte, teils auf dem Wege nach Norden, teils auf dem Wege nach dem Sandfeld. Zur Front zurückgehende Kameraden brachten die traurige Nachricht von unseren Verlusten bei Kub. Die Hottentotten hatten dort die vormarschierenden Truppen überfallen.



von Salzmann phot.

Gleofas, „die Perle".

Die Ochsen kamen immer langsamer vorwärts, es ging eigentlich bloß noch ruckweise, manchmal eine Wagenlänge, dann hielten sie wieder mehrere Minuten, um wieder einen neuen Anlauf zu nehmen und wieder nur höchstens eine Wagenlänge vorwärts zu kommen. Die Tiere waren eben ganz fertig. Der Weg ist hier von unserem Pionierkommando gebessert worden und in einem der Flußriviere waren Brunnenbauer bei der Arbeit. Hoffentlich entstehen im Lande noch recht viele Brunnen, denn ohne diese ist eine Aufschließung und Nutzbarmachung wohl aussichtslos.

Wie alles ein Ende nimmt, so auch unser Marsch. Als wir bei Sonnenaufgang aus den Bergen herauskamen, sahen wir das lange ersehnte Okahandja mit seinen weißen Zeltdächern und zerstreuten Häusergruppen im wunderbar grünen Tale vor uns liegen. Unsere Ochsen bedurften jedoch, um die letzten vier Kilometer zurückzulegen, einer längeren Ruhepause, und wir machten bei Kilometer 4 Halt. Alles war lustig und guter

Dinge. Endlich sollten die armen Kranken wieder in geordnete Verhältnisse im Etappenlazarett kommen. Es war aber auch dringend nötig. Denn wie die Leute allmählich aussahen, spottet jeder Beschreibung: schmutzig, abgerissen, mit langen Bärten kehrten sie nach fast halbjähriger Abwesenheit aus dem Felde zurück.

Auf unserem Rastplatze hielt auch eine einem Boeren gehörige Karre. Der Besitzer war bereits nach Okahandja vorausgeritten, und nur seine Bambusen standen herum. Mit einem Male entdeckte einer unserer Leute einen schwer blutenden Kaffer unter der Karre. Der arme Kerl hatte einen Schuß durch den Leib. Als er auf die Karre seines Herrn klettern wollte, war das auf dieser liegende geladene und ungesicherte Gewehr losgegangen. Der Boere hatte sich einfach um seinen Diener nicht mehr bekümmert und

H. Noack phot.
Stabsarzt Dr. Eggel.



von Salzmann phot.
Gleofas schießt.

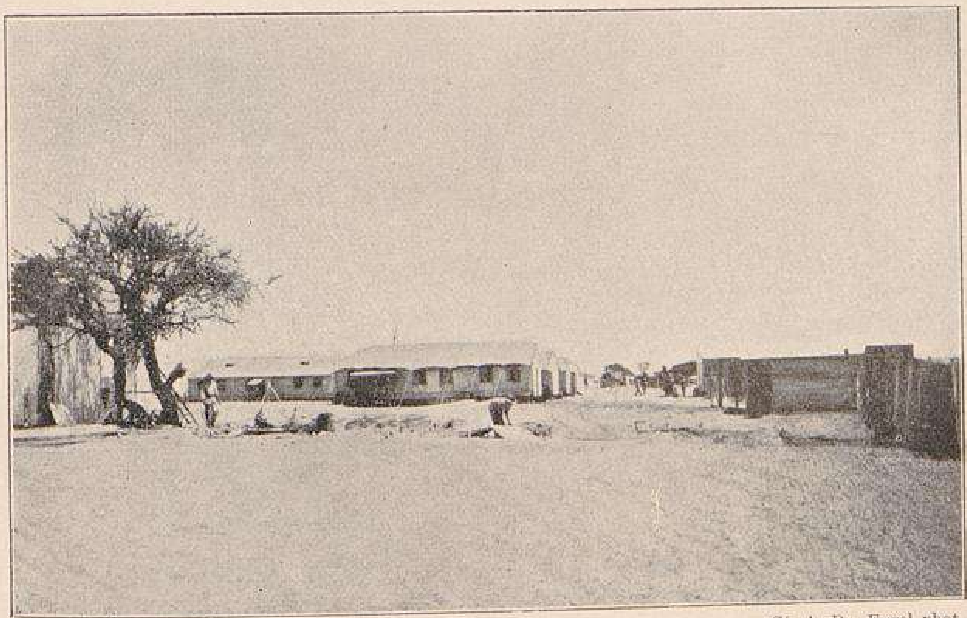
war weiter geritten. Dieser Vorgang ist bezeichnend für die Herzlosigkeit des Volkes, und unser Führer machte später den Vorgesetzten in Okahandja von diesem Vorfalle Meldung, der hoffentlich eine strenge Ahndung gefunden hat.

Zum letzten Male gab's schwarzen Kaffee ohne Zucker und Milch, und dann wurde eingespannt zum letzten Treck. Gegen 9 Uhr morgens hatten wir das lange ersehnte Ziel erreicht. Als mein Wagen, ungefähr



von Salzmann phot.

Bei Otjosasu.



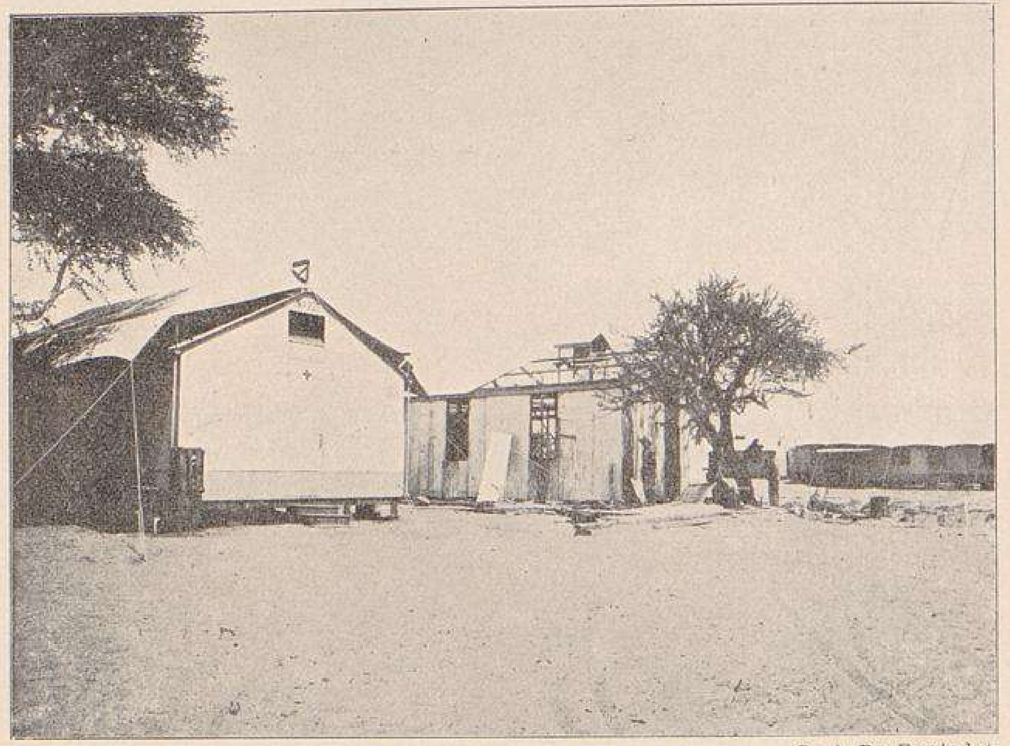
St. A. Dr. Eggel phot.

Lazarett Okahandja.

der vierte in der Kolonne, sich dem Etappenlazarett näherte, winkte mir schon von weitem mein alter Freund Stabsarzt Dr. Eggel zu, der zu meiner großen Freude meine weitere Behandlung übernehmen wird. Und was sah man da nicht alles Schönes: Sogar ein richtiges weißgewaschenes

Hemd und einen Kragen hatte er an, ein Anblick, den ich seit ungefähr einem halben Jahre nicht mehr gehabt hatte. Aber jedenfalls war es auch so gegangen, die weiße Wäsche scheint also allein den Menschen nicht glücklich zu machen.

Ich kam in die Offiziersbaracke, eine Döckersche Baracke, in deren einer Hälfte zwei typhuskranke Offiziere, in der anderen ebensolche Rekonvaleszenten lagen. Schwester Selma vom Roten Kreuz bediente und „beaufsichtigte" uns. An mir hat sie nicht viel Freude gehabt. Aber



St. A. Dr. Eggel phot.

Typhus-Baracken. Okahandja.

sie war ein sehr gutmütiges Wesen, die unsere harmlosen Neckereien, die den ganzen Tag gingen, sehr nett aufnahm. Endlich kam man jetzt wieder in einen geregelten Betrieb. Zu essen und zu trinken gab's in Hülle und Fülle und den ganzen Tag. Was sah man da alles für lange entbehrte Genüsse: Milch, Zucker, Wein, Bier, sogar Brötchen gab's und soviel man haben wollte. Besuche von Kameraden kamen fast den ganzen Tag. Meine Wunde erwies sich beim ersten Verbandwechsel als ganz gut in der Heilung fortgeschritten. Ich bekam einen neuen Gipsverband, wobei die Verkürzung des Beines um zwei Zentimeter konstatiert wurde. Es war ein Leben, das uns vorkam, wie im Paradiese. Nur war der Aufenthalt in den Baracken an sich unangenehm. Während am Tage die glühende Hitze den

Aufenthalt dort zur Qual machte, war es in der Nacht derartig kalt, daß man mindestens drei Decken brauchte, und unter diesen sogar noch vor Frost klapperte. Als ganz besondere Annehmlichkeit empfand ich das Badezimmer, nachdem ich mir einen ebenso einfachen, wie sinnreichen Apparat konstruiert hatte, um den mit dem Gipsverband versehenen Unterschenkel nicht naß werden zu lassen.

Am 4. Dezember erhielt ich in einem anonymen Briefe einen mir seinerzeit gestohlenen Siegelring zugeschickt. Ein Zettel mit verstellter Handschrift lag dabei, in dem der Täter um Verzeihung und um Nichtverfolgung



St. A. Dr. Eggel phot.

Herero-Weiber.

der Angelegenheit bat. Auf das Geld, das bei dieser Gelegenheit mitgestohlen war, schien der Dieb mehr Wert zu legen, denn er schickte es leider nicht wieder. Da ein bestimmter Verdacht vorhanden war, und ich ihn auf dem Betreffenden nicht unnütz sitzen lassen wollte, brachte ich die Sache meinem Vorgesetzten zur Meldung und weiteren Verhandlung.

Am 5. Dezember bekam ich eine ganze Wagenladung von Heimatspost aus Juni und Juli, die an den verschiedensten Orten herumgelegen hatte. Ebenso klärte sich eine Angelegenheit auf, die mir bis dahin viel Kopfschmerz verursacht hatte, nämlich ein hier an mich angekommenes Zelt mit Zubehör erwies sich als ein Geschenk meiner lieben Tante v. E. Leider konnte ich das schöne Zelt nicht mehr benutzen, da meine Schritte sich der Heimat zu lenkten. Schade, daß wir es nicht ein halbes Jahr früher

bekommen hatten, da hätte ich so manche Nacht, die ich gezwungen war, unter freiem Himmel zuzubringen, darin schlafen können. Nun verkaufte ich das Zelt an die Intendantur weiter, der es nur sehr willkommen sein konnte, denn die Regenzeit stand vor der Tür und die allerwenigsten auch unserer höheren Offiziere waren zu dieser Zeit im Besitz von Zelten. Ich persönlich habe mich beim Schlafen im Freien immer sehr wohl befunden, hatte allerdings auch eine Pelzdecke mit, die mich vor Frost schützte. Aber von anderen weiß ich ganz genau, daß sie das Übernachten bei Mutter Grün auf die Dauer doch recht wenig schätzten.

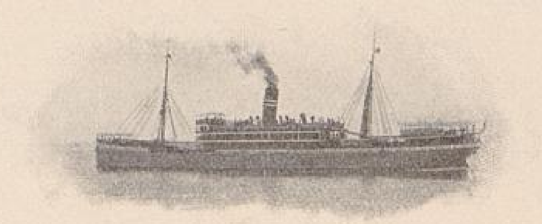


von Salzmann phot.
Apollo, Diener bei Oberstleutnant Müller, später bei Stabsarzt Dr. Eggel, und seine Frau.

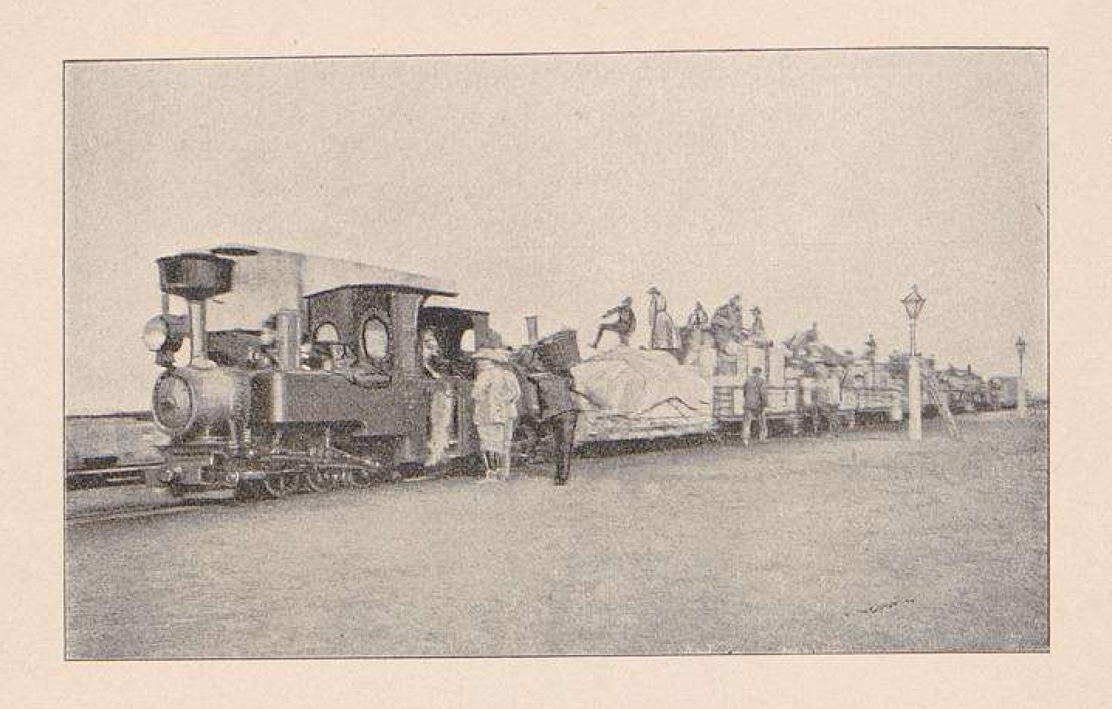
Wiederum kamen recht betrübende Nachrichten aus dem Süden. Die Hottentotten hatten mehrere Patrouillen abgefangen und vier unserer braven Offiziere hatten dabei ihr Leben auf dem Felde der Ehre gelassen.

Unsere Papiere, oder wie sich unser Diener Gleofas ausdrückte, die „Pampiere", liefen in schönster Ordnung vom Hauptquartier ein, und das ist ja schließlich die Hauptsache, denn wenn die „Pampiere" in Ordnung sind, kann man beruhigt nach Hause reisen. Am 7. Dezember durfte ich zum ersten Male aufstehen und auf zwei Krücken lustwandeln. Mein Bursche König führte mich dabei hinten an der Strippe, damit ich die Balance nicht verlor. Vorläufig kam ich natürlich nur ganz kurze Strecken vorwärts, doch auch hierin macht allmählich Übung den Meister, und nach kurzer Zeit ging es schon ganz gut. Natürlich konnte ich mit dem rechten Bein dabei nicht auftreten. Bevor ich von Okahandja Abschied nahm, verkaufte und verschenkte ich alle nun überflüssig werdenden Ausrüstungsstücke, meine Fernrohrbüchse und meine Flinte gingen in den Besitz von Stabsarzt Dr. Eggel über. Am 9. Dezember abends wurde bei einem besonders zugerichteten kleinen Schlemmerdiner und bei einer Flasche Champagner Abschied gefeiert. Wir waren fidel und lustig, aber trotzdem mischte sich für mich ein Tropfen Wehmut in den Abschied, denn auch ich muß gestehen, daß das Land trotz seiner Trostlosigkeit einen gewissen Zauber ausübt, und ich

in mancher Beziehung recht ungern aus demselben schied. Ganz besonders wurmte mich immer noch, daß gerade die Batterie, in der ich stand, die einzige war, die mit nach dem Süden ging. Freilich, wäre ich dorthin noch mitgegangen, so würde ich wohl jetzt nicht hier im schönen Wiesbaden sitzen und diese Erinnerungen schreiben, denn dann hätte mich wahrscheinlich in dem unglücklichen Gefecht von Nabas wie alle die anderen Batteriekameraden, das tödliche Blei der Hottentotten ereicht.



Schaul phot., Dampfer „Kronprinz".



Zehntes Kapitel.

Heimwärts.

Am 10. mittags um 2 Uhr stand der Wagen, der mich nach Swakopmund bringen sollte, fertig auf dem Nebengeleise vor dem Lazarett. Es war ein offener Güterwagen mit einer Zeltplane darüber. In demselben war eine auf starken, quer zur Fahrtrichtung liegenden Federn ruhende Tragbahre aufgestellt, auf der es sich ganz angenehm lag. Der gute Dr. Eggel hatte mir einen Riesen-„Freßkorb", in dem auch die Getränke nicht vergessen waren, hineinstellen lassen, so daß ich keinen Hunger und Durst zu leiden brauchte. Mein Wagen wurde zum Bahnhof geschoben und in den „Schnellzug" eingehängt. Unter allgemeinem Hallo sagte ich Lebewohl. Punkt 2 Uhr pfiff die Lokomotive, und ab ging's nach der Küste zu.

Die kleine Bahn fährt gar nicht so schlecht, wie manche behaupten; besonders wenn es bergab geht, kommt sie ganz hübsch ins Rollen. In der Nacht kam ich in Karibib an und wurde von Dr. J. vom dortigen Lazarett willkommen geheißen. Außerdem fand ich meinen Kameraden von der Kriegsakademie, Heise, vor, der auch schon halb auf dem Sprung wieder nach Hause ist, da er, wie so mancher andere, mit seinem Herzen nicht in Ordnung ist. Ich schlief im Wagen, um am nächsten Morgen um 6 Uhr weiter zu fahren. Wir sausten durch den Busch hindurch, um

---

von Salzmann phot. Bahn Windhuk—Swakopmund.

allmählich auf die weiten, öden Flächen der Namib zu gelangen. Gegen Mittag waren wir in Jakalswater, wo wir zu Mittag aßen. Am Abend trafen wir bei Khan eine ganze Anzahl neu heraufkommender Kameraden und den bei den Automobilversuchen mitbeteiligten Hauptmann Eberhard, der mir Grüße von meiner Mutter brachte. Natürlich fragten mir die Neuheraufkommenden beinahe ein Loch in den Leib. Ich konnte ihre Neugier aber bei der Kürze der Zeit kaum befriedigen, obwohl ich auch nicht gerade auf den Mund gefallen bin, wie meine Kameraden behaupten.

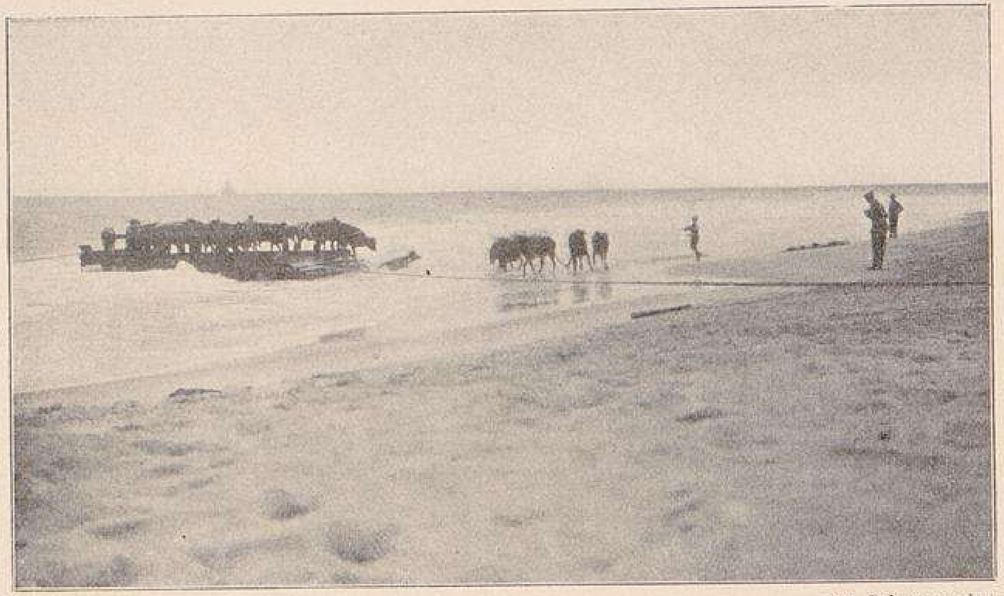
Nachts 11,8 Swakopmund alles aussteigen, das heißt eigentlich nicht, denn der Wagen mit den Verwundeten wurde erst vom Bahnhofe auf Nebengeleisen zum Lazarett weitergeschoben und wir dort ausgeladen. Ich kam in die bereits mit zwei Offizieren besetzte geschlossene Veranda des Lazaretts, das vollkommen überfüllt ist. Am 12. sah der Swakopmunder Arzt die Wunde nach, sie war unverändert. Ich beging den Leichtsinn, auf meinen Krücken bis zu dem Grundstück der Firma Tippelskirch zu gehen, um meine dort deponierten Koffer und Kisten zu ordnen. Der tiefe Sand gab mir den Rest, ich überanstrengte mich und hatte infolgedessen eine schlaflose Nacht.

Ganz besonders angenehm macht sich für uns aus dem Innern Kommende die kühle Seeluft. Wer das nicht erlebt hat, wenn man so aus dieser Gluthitze in die Kühle einer Küste kommt, kann es auch gar nicht begreifen. Während man in Okahandja schon von 7½ Uhr morgens ab bis um 5 Uhr nachmittags kaum ins Freie herauskonnte, konnte man hier den ganzen Tag draußen sitzen. Außerdem setzte in Okahandja jeden Abend, wenn es kühler wurde, ein recht unangenehmer Sandsturm ein, der mir den Aufenthalt im Freien auch noch verdarb. Trotzdem hatte ich mir, um überhaupt herauszukommen, stets eine Matratze im Freien hinlegen lassen, auf der ich mich ausruhte. Fast jeden Tag kamen jetzt verwundete oder sonst erkrankte Offiziere und Mannschaften aus dem Innern zur Küste, um mit den nächsten fälligen Dampfern nach der Heimat transportiert zu werden.

Am Nachmittag ließ ich mich mittels Lori, auf die ich meinen Feldstuhl stellte, zum Strand herunterfahren, um mir den Bau des neuen Landungssteges und das Ausschiffen der Ochsen mittels Flößen anzusehen und außerdem mich an dem ewig schönen Anblick des wogenden Meeres zu erfreuen. Leider störten die sich in kurzen Zeiträumen folgenden Nebelschwaden sehr den Genuß. Unsere Pioniere sind außerordentlich fleißig gewesen. Der Landungssteg, der die Mole, zu der die Einfahrt allmählich versandet, entlasten soll, ist schon ein ganz hübsches Stück ins Meer hinausgebaut. Aber ausgerechnet an dieser Stelle mußten unsere Leute auf einen Felsen stoßen, der vorläufig allen Sprengversuchen hartnäckigen Wider-

stand entgegensetzte. Es war jedesmal ein prachtvoller Anblick, wenn bei einer Sprengung die riesige Wassersäule in die Luft schoß. Aber es war immer noch kein Erfolg abzusehen.

Die aus dem Kapland kommenden Ochsen werden auf ein ebenso einfaches wie praktisches Floß verladen, das zuerst von einer Pinasse herangeschleppt wird, um dann mittels eines starken Seiles ganz herangezogen zu werden. Es ist ein sehr hübscher Anblick, wenn einer der großen Brecher über das ganze Floß hinweggeht und sich die Ochsen ängstlich zusammendrängen. Passiert ist noch nie etwas dabei, es sieht gefährlicher aus, als es tatsächlich ist. Arme Tiere! Welches Schicksal

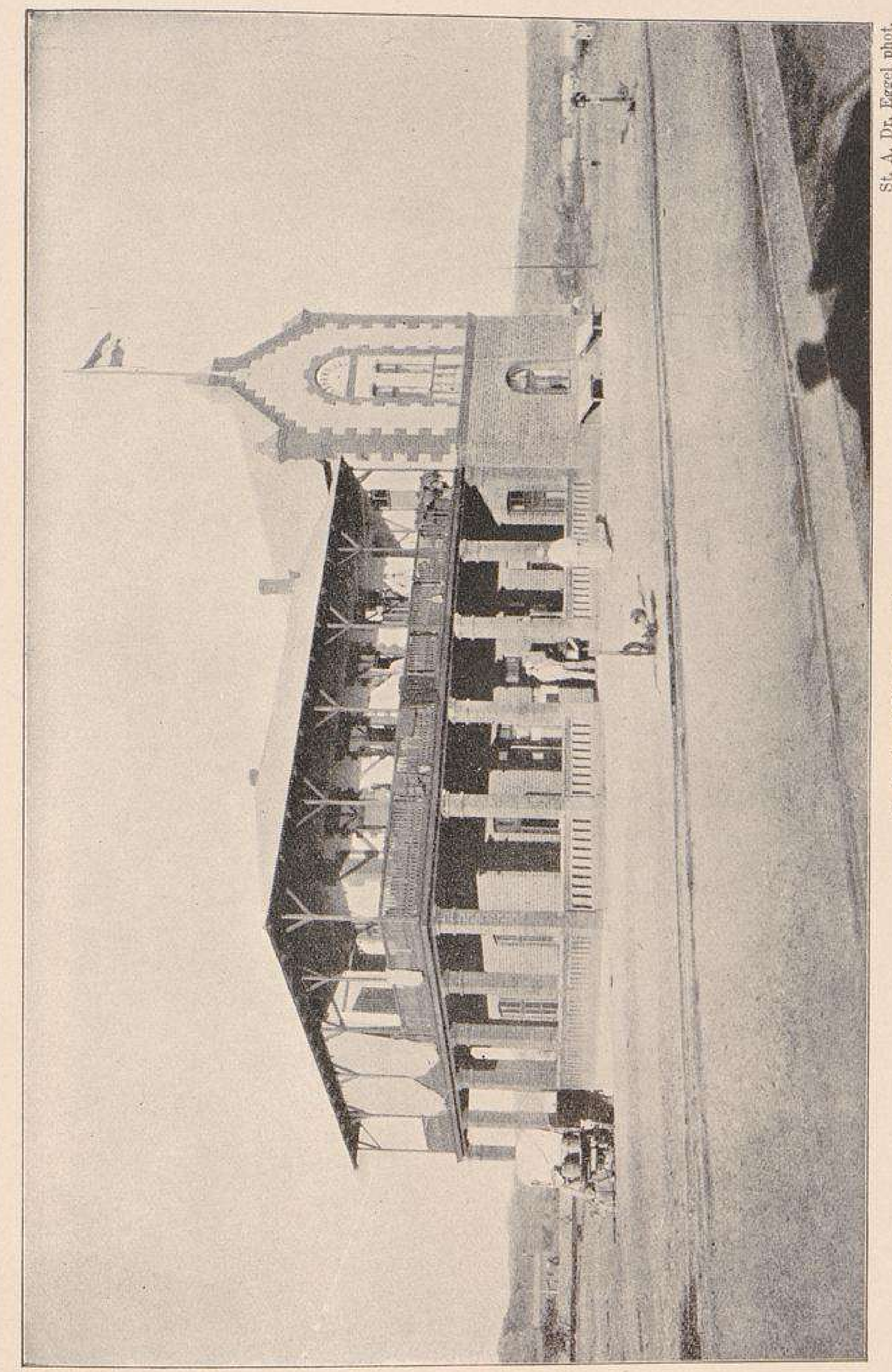


von Salzmann phot.

Ochsen werden in Swakopmund mittels Floß ausgeladen.

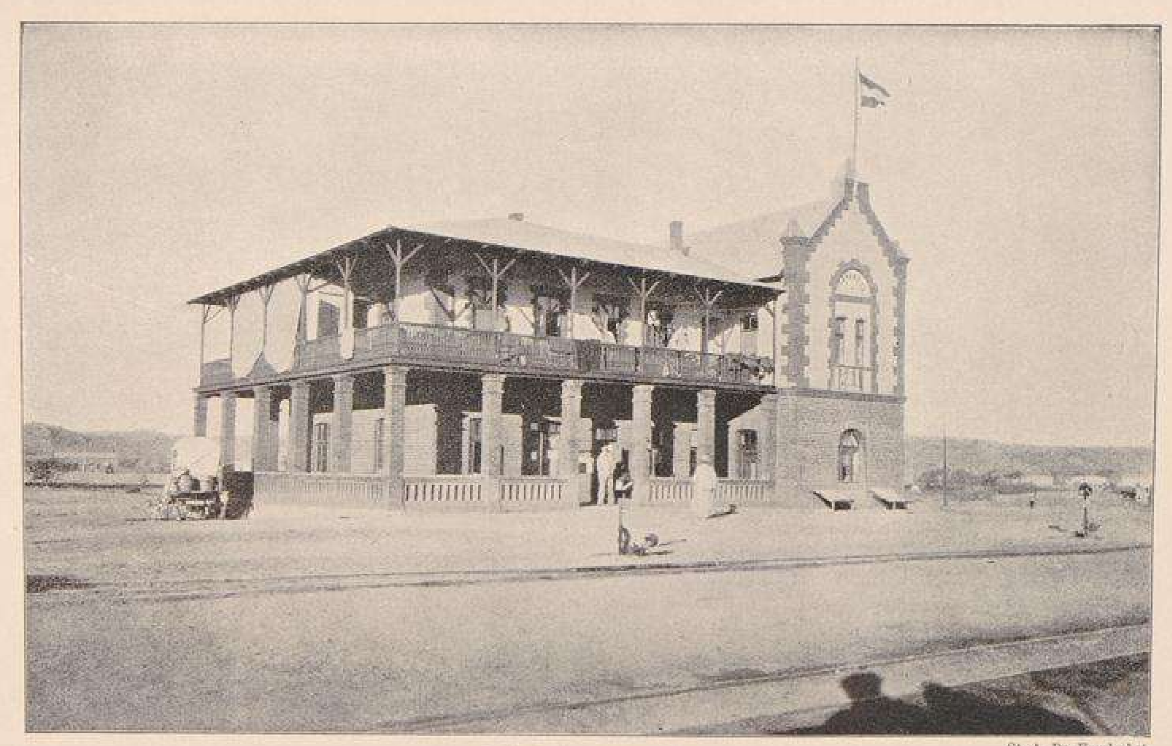
wartet euer! Die meisten gehen wohl einem langsamen Hunger- und Dursttod entgegen und helfen mit ihren Gebeinen die Schaustätte des Krieges dekorieren.

Am 15. abends sollte der Reichspostdampfer „Kronprinz" ankommen. Leider aber ist in Swakopmund nie zu erfahren, wann eigentlich die Dampfer ankommen, und obwohl ich an die verschiedensten Stellen telephonierte und meinen Burschen herumschickte, war nichts Bestimmtes zu erfahren. Ich bekam z. B. von dem Agenten der Linie die Antwort, er wisse nicht, wann der Dampfer käme, und ich sollte mich selbst darum kümmern. Eigentlich müßte man den ganzen Tag mit dem Fernglas auf der Lauer liegen, um den ankommenden Dampfer zu erspähen. Nebenbei bemerkt soll es vorgekommen sein, daß der Dampfer weit draußen auf der Reede eine halbe Stunde lang hielt, nur die Post abgab und aufnahm, sofort



St. A. Dr. Eggel phot.

Bahnhof Okahandja.



Bahnhof Okahandja.

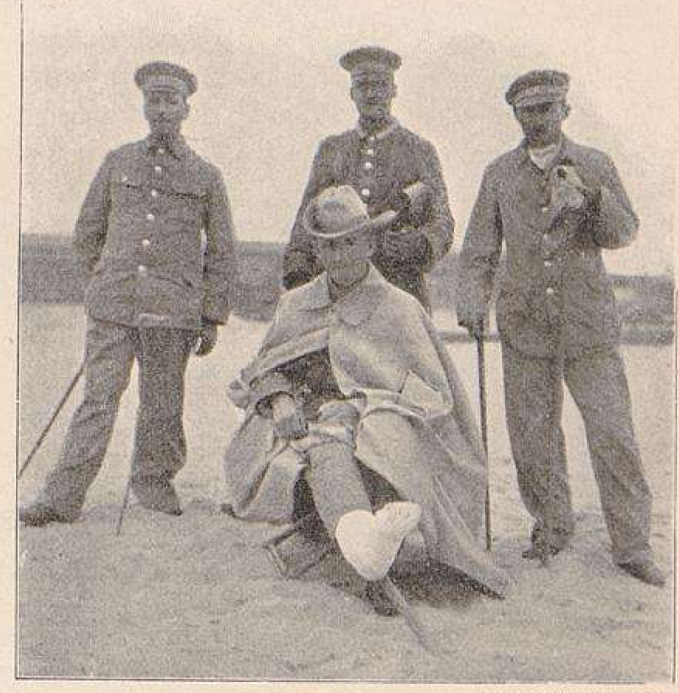
St. A. Dr. Eggel phot.



weiterging und Passagiere, die noch mit wollten, einfach das Nachsehen hatten. Angeblich sollen die ja unter Deutschen unvermeidlichen reichlichen Abschiedsfeiern nicht ganz schuldlos an dieser Tatsache sein.

Sehr unangenehm war auch, daß ich mich nicht um die Beförderung meines Gepäckes persönlich kümmern konnte. Die Firma Tippelskirch gab durch ein Versehen mein für die Kabine bestimmtes Gepäck als Fracht auf, und späterhin wollte natürlich der Kapitän des Schiffes absolut nicht die Koffer herausgeben, als ich sie brauchte, da sie unter Verschluß gingen.

Am 16. morgens, als ich aus dem Lazarett heraushumpelte, lag der weiß angestrichene „Kronprinz" auf der Reede. Er war über Nacht angekommen. Zugleich kam ein telephonischer Befehl vom Etappenkommando, mich zur Einschiffung um 7 Uhr bereit zu halten. Ich setzte mich also mit meinem Gepäck auf eine der kleinen Loris und ließ mich zur Mole hinunterfahren. Dort hätte ich eigentlich noch meine sämtlichen Koffer öffnen und vorzeigen müssen, damit ich nicht etwa Straußfedern oder andere in der Kolonie auffindbare Wertgegenstände exportierte. Ich sah den betreffenden Beamten, der mich fragte, nur mitleidig lächelnd an. Er mußte allerdings auch lächeln und verzichtete darauf, die Koffer zu durchsuchen. Wie sich allmählich herausstellte, war die Sache nicht so eilig, als es zuerst den Anschein gehabt hatte. Ich mußte erst einmal bis 8 Uhr warten, ehe einer der kleinen Schlepper herankam, der die Passagiere an den Reichspostdampfer bringen sollte. Dann wurde ich per Tragkorb in den an den Schlepper angehängten Leichter hinuntergelassen. Es war etwa 5 Minuten nach acht, als ich den afrikanischen Boden endgültig verließ. Mit mir im Leichter befand sich eine Anzahl nach Deutsch-



von Salzmann phot.

In Swakopmund vor der Heimreise.
Oben: Warschau, Gefreiter König (Typhus-Rekonvalescent), Uffz. Grzegorz (Schuß durch den Kehlkopf). Unten: Der Verfasser.

land zurückkehrender Ansiedler, die dem ungastlichen Lande für immer Lebewohl sagten und darüber anscheinend gar nicht einmal betrübt waren. Wir fuhren nun bis an den „Kronprinz", über dessen Reeling gebeugt ich schon von weitem zu meiner Freude einige Damenköpfe entdeckte. Also angenehme Gesellschaft würden wir auf der Fahrt auch haben. Wir gingen längsseits, und ich wurde wiederum mittels Hebekranes in meinem Korb an Bord genommen und in meine Kabine, die unter dem Speisesalon lag, gebracht. Der Dampfer war nicht sehr stark besetzt, und ich bekam daher eine sehr schöne geräumige Kabine für mich allein, so daß ich nicht erst genötigt war, gegen etwaige Kabinengenossen den sogenannten Kabinenkrieg zu eröffnen. Das ist doch etwas anderes, als wie wir seinerzeit nach China gingen, zu vieren in einer winzigen Kabine. Von uns vieren, die wir damals hinübergingen, sind drei im schwarzen Erdteil gelandet und von diesen drei sind zwei schwer verwundet, Waldemar Schultze und meine Wenigkeit.

Nach und nach kamen noch einige der Kameraden an Bord. Einesteils wollten sie uns Abfahrenden Lebewohl sagen, andernteils trieb sie wohl die Neugierde und die Aussicht auf ein gutes Frühstück. Außer mir gingen nur noch der Stabsarzt A., dann Schwester T. H. und der Zahlmeister Danz, der mich bereits von Waterberg bis an die Küste begleitet und in der liebenswürdigsten Weise stets für mich gesorgt hatte, nach Deutschland zurück. All die anderen kranken Offiziere gingen mit einem Truppentransporte. Ich hatte die Genehmigung erhalten, mit Reichspostdampfer zu fahren, da ich baldigst operiert werden sollte. Danz wäre gern noch länger in Südwestafrika geblieben. Insofern war er ein Phänomen, als er die Rückreise sehr ungern antrat. Im allgemeinen findet man eitel Freude unter denjenigen, die der Kolonie den Rücken kehren. Denn meist sind es solche, die nach überstandenen Verwundungen oder Krankheiten nach der Heimat zurückkehren, um dort endgültig Genesung zu finden, während die Gesunden eben weiter dableiben. Ich persönlich hätte sicher nicht den Gedanken bekommen, zurückzugehen, so lange Krieg war, wenn mich nicht meine Verwundung dazu gezwungen hätte.

Im ganzen waren wir 16 Passagiere in der ersten Klasse, während die zweite und dritte Klasse sehr voll waren. Der Dampfer hatte hauptsächlich Baumwolle aus Südafrika geladen, die möglichst schnell nach der Heimat transportiert werden sollte. Es war ein schönes, sehr bequem eingerichtetes Schiff der Deutschen Ostafrikalinie.

Um 1 Uhr gingen die Kameraden von Bord, und um 2 Uhr ging der Anker auf, und ab nach der Heimat.

Es folgten nun Wochen, in denen ein Tag genau wie ein Ei dem anderen glich. Morgens um 7½ Uhr stand man auf, um 8 Uhr war das erste Frühstück, dann langweilte man sich an Deck herum, bis es Zeit war zum

Lunch, um dann des Nachmittags zu schlafen, und um 7 Uhr wieder das Diner zu essen. Mir tat allerdings diese Langeweile recht gut, ich erholte mich sichtlich und fühlte mich von Tag zu Tag wohler.

Weihnachten und Neujahr brachten eine geringe Abwechselung in das einförmige Programm. Der Weihnachtsbaum stand auf dem Tisch im Speisesaal, und es gab nach deutscher Sitte recht reichlich zu trinken. Unter anderen Passagieren aller Nationen befand sich auch ein junges, nettes Mädchen an Bord. Sie war die Gesellschafterin einer alten Dame, die wie ein Cerberus darauf achtete, daß die Jugend keinen Unfug trieb. Bedauernswertes Geschöpf! Ich glaube, sie hätte sehr gerne mitgetan, aber höchstens gestattete die alte Dame mal eine Partie Salta, nicht einmal eine Apfelsine durfte sie mir schälen, das fand die Alte bereits unpassend und untersagte es.

Kurz nach Neujahr passierten wir Las Palmas. Da wir einen Typhustodesfall an Bord hatten, durften wir nicht heraus und blieben auf der Außenreede, was unserem Kapitän anscheinend gar nicht unangenehm war, denn er sparte so die Hafenabgaben. Wir durften nicht einmal von den berühmten Stickereien und dem prachtvollen Obst der Kanarier kaufen, wir waren eben in Quarantäne. Man ist dort auf den schönen Inseln sehr streng mit den Quarantänebestimmungen, da eine ausbrechende Epidemie dort natürlich die Hauptlebensader der Inseln, den Fremden- und Durchreisendenverkehr, lahmlegen würde. Das winzige Polizeiboot mit seinen zwei Insassen wachte über unsere Sicherheit und ließ keinen der Händler auch nur dem Schiff nahe kommen.

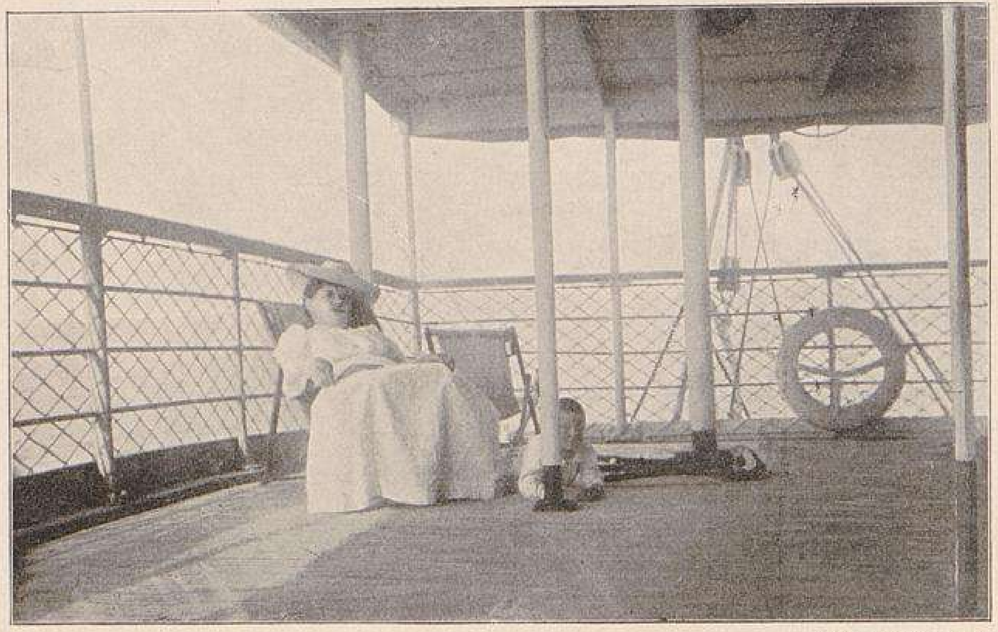
Die Zeitung brachte mir die traurige Nachricht vom schnellen Tode des Leutnants Ehrhardt, der so treu für mich in Waterberg gesorgt hatte. Der tückische Typhus hatte seinem Leben ein Ende gesetzt. Mit ihm starb einer der liebenswürdigsten Kameraden, die ich da unten kennen lernte. Die Nachricht stimmte mich recht traurig.

Wir waren vormittags in Las Palmas angekommen. Schon am selben Nachmittag gingen wir wieder in See; nächstes Ziel: Vlissingen, das wir am 4. Januar erreichten, um auch dort wiederum nicht an die Mole zu gehen, der Kostenersparnis halber. Wir ankerten außerhalb und nahmen Kohlen über.

Von besonderem Interesse für alle war die Nachricht vom Falle Port Arthurs, die uns hier erreichte.

Es war ein recht trüber Regentag, der einem doch die guten Seiten Südafrikas, nämlich die ewige Sonne, in angenehme Erinnerung brachte. Am Land war der Sturmball aufgezogen, so daß ich ernstlich erwog, ob ich nicht von Vlissingen aus die Eisenbahn benützen sollte. Da ich keine Zivilkleider mit hatte und infolge meines verbundenen Fußes ohne Stiefel, in der fremden Uniform ziemlich aufgefallen wäre, unterließ ich es schließ-

lich doch zu meinem eigenen Schaden. Denn als wir wieder in See waren, kamen wir in den berüchtigten Sturm vom 6. Januar, der unserer ganzen Nordseeküste so schweren Schaden tat. Ich wachte in meinem Kabinenbette von einem donnerähnlichen Anprall gegen die Schiffswand auf und bemerkte erst jetzt, daß das Schiff enorm rollte und schlingerte. Bis dahin hatte ich ganz gut geschlafen. Ich machte Licht und hörte sogleich auf dem Korridor vor den Kabinen die Koffer einen schrecklichen Hexentanz aufführen. Der Obersteward des Schiffes, Herr Kloß, der mich besonders in sein Herz geschlossen hatte, kam zu mir, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. „Nein, ist das ein Pech, Herr Oberleutnant, daß Sie



von Salzmann phot.

Frau Becker auf dem Dampfer „Kronprinz".

nicht heraus können, sämtliche Damen, auch die ältesten, sitzen im tiefsten Negligé auf dem Korridor. Sie haben reichlich Wasser in die Kabinen bekommen und mußten flüchten". Ich verzichtete lieber auf diesen doch nur teilweise angenehmen Anblick und keilte mich mit mehreren Kopfrollen in mein Bette fest. An Schlafen war nicht mehr zu denken, das Schiff schlingerte zu stark. Gegen 8 Uhr morgens stand ich auf, zog mich mit vieler Mühe an und ließ mich von drei starken Männern in den Salon hinaufwuchten. Das war gar nicht so einfach, da das Schiff sehr stark überholte. Oben lagen die Damen ziemlich aufgelöst auf den Sofas und waren sehr indigniert über meine schlechten Witze. Ich habe nämlich die angenehme Angewohnheit, niemals an der Seekrankheit zu leiden. Die Fenster konnten nicht aufgemacht werden, da sonst die Wellen hereinspritzten. Dafür

war aber die Dampfheizung angestellt, so daß sich eine reichlich angenehme Temperatur im Salon entwickelte. An Essen war natürlich vorläufig nicht zu denken.

Der Sturm hatte ziemliches Unheil auf dem Schiffe angerichtet. Unter anderem waren mehrere von den schweren Treppen weggeschlagen worden, auch das eine Fallreep hatte sich empfohlen. Der Sturm legte sich allmählich, und wir nahmen die Richtung nach Bremerhaven, wohin wir in der Nacht kamen. Hier sollte die Baumwolle ausgeladen werden, wodurch die Passagiere, die nach Hamburg wollten und bis dorthin ihr Billett genommen hatten, einfach gezwungen wurden, zu warten, wenn sie es nicht vorzogen, auszusteigen und die Eisenbahn nach Hamburg zu benutzen. Ich sehe darin eine große Rücksichtslosigkeit der durch das Reich subventionierten Reichspostdampferlinie gegen die Passagiere. Denn in erster Linie ist schließlich ein Reichspostdampfer doch zur Personenbeförderung da und nicht zur Beförderung von Gütern. Wir lagen übrigens wiederum nicht an der Mole, sondern ziemlich weit draußen, so daß der Verkehr mit dem Lande sehr erschwert war.

Ich hatte die große Freude, hier meinen Bruder bei mir zu sehen und mit ihm ein fideles Wiedersehen zu feiern. Zuerst war der gute Kerl allerdings sehr traurig über mein lahmes Bein, taute aber bald sichtlich auf, als er sah, daß mein Humor noch lange nicht verschwunden war.

Wiederum war der Sturmball aufgezogen, und der Kapitän wollte nicht fahren, da keine Lotsen vorhanden waren. Das Barometer stieg jedoch, und am Nachmittag des 10., als die Wolladung ausgeladen war, gingen wir in See; nächstes Ziel: Hamburg.

Hier machten wir am Petersenkai gegen 5 Uhr morgens fest. Endlich am Ziel!

Gegen 8 Uhr kamen meine liebe Mutter und Schwester an Bord, um mich abzuholen. Einerseits war natürlich große Trauer, aber auch sehr viel Freude über den nun endlich wiedergefundenen Sohn. Ich erhielt hier die Nachricht, daß ich die Schwerter zu dem mir nach dem Chinaritt verliehenen Kronenorden erhalten habe, so daß ich nun das lang ersehnte schwarz-weiße Band — die schönste Auszeichnung für den Soldaten — das mir meine gute Mutter gleich mitbrachte, tragen darf. Es war dasjenige vom Eisernen Kreuz meines verstorbenen Vaters.

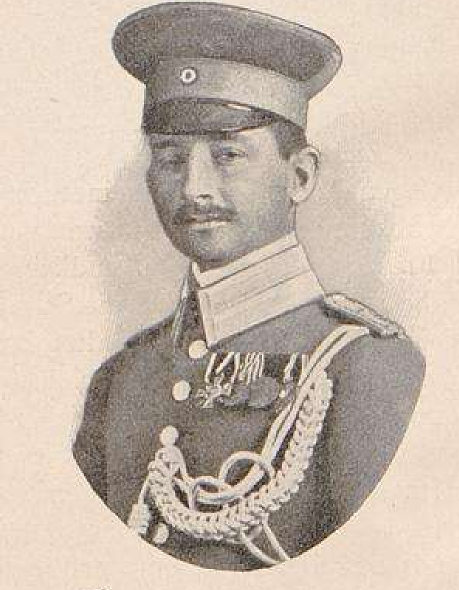
Im Auftrage der Hamburger Garnison wurde ich durch einen Offizier offiziell begrüßt, und nach einem kurzen Frühstück in Hamburg setzten wir uns auf die Bahn, um nach Berlin in die von Bergmannsche Klinik zu fahren. Hier nahm mich meine Cousine, Schwester Elly von Frankenberg, in Empfang, um mich für die nächsten Monate zu beaufsichtigen. Exzellenz von Bergmann operierte mich am 16. Januar zum erstenmal, da diese Operation erfolglos blieb, am 4. März zum zweitenmal. Beide

Male unter Assistenz des Oberarztes der Reserve Dr. Bier. Das verwundete Bein wurde dadurch um 5 Zentimeter kürzer als das andere. Das Fußgelenk bleibt gänzlich steif oder ist, besser gesagt, ganz vernichtet.

Nun bin ich im schönen Wiesbaden, um hier Erholung und endgültige Heilung zu finden. Ich habe so viel ebenso liebenswürdige wie reizende Gesellschaft gefunden, daß mir das Traurige meiner augenblicklichen Situation kaum zum Bewußtsein kommt. Denn leider werde ich doch wohl gezwungen sein, meinen Abschied aus dem Militärdienst zu nehmen und in einem anderen Berufe ein Unterkommen zu suchen. Meine Träume von weiteren Reisen abseits der großen Heerstraße sind damit wohl erledigt. Ich hätte wirklich, wie der Obersteward auf dem Schiffe sehr witzig bemerkte, das Bein etwas mehr rechts halten sollen.

Eine schöne Genugtuung wurde mir noch zuteil: Am 7. Januar hielt Generalleutnant Litzmann, der hochverehrte frühere Direktor der Kriegs-Akademie, eine Ansprache an die zur Akademie kommandierten Offiziere. In dieser erwähnte er meine schwere Verwundung und betonte, daß ich durch Einsetzen meines Lebens das gesamte Hauptquartier aus einer sehr schwierigen Situation herausgerissen hätte. Diese Anerkennung hat mich tief gerührt, ich bin nun stolz auf meine Verwundung, habe ich doch dadurch vielleicht der allgemeinen guten Sache einen kleinen Nutzen erwiesen.

Am 19. Juni hatte ich die hohe Ehre mich bei Seiner Majestät dem Kaiser in Wiesbaden melden zu dürfen. Seine Majestät zog mich in allergnädigster Weise einige Minuten ins Gespräch und gab mir zum Abschied die Hand. Dieser Händedruck durch meinen Allerhöchsten Kriegsherrn, für den ich gerne zu jeder Zeit und wo es auch immer sei mein Leben zum zweitenmal einsetzen würde, soll mir in ewiger Erinnerung bleiben und war mir die allerschönste Anerkennung für den bescheidenen dem Vaterlande geleisteten Dienst, wenn ich ihn auch mit einem kürzeren Bein und steifen Fußgelenk bezahlen mußte.



Erich v. Salzmann.

Elnain phot.